

S 344

MAX SCHREMPF
Buchbindenmeister

RATIBOR w/c

S' 344

Nachklänge.



Aus den hinterlassenen Papieren

des

Sanitätsraths Dr. Karl Wilhelm Junge.



Bearbeitet und herausgegeben

von

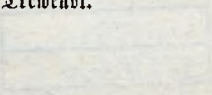
Otto Hättig.



Breslau.

Verlag von Eduard Trevesandt.

1874.



SL 1162d



5344



00021074

65

B218052
400061

Inhalt.

	Seite.
Des Dichters Sinn.	1 — 3
Onkel und Nefse.	5 — 82
Anerkennung.	83
Die blaue Blume.	85—127
Beim „grünen Hirten.“	129
Kunigunde. (Die Sage vom Rynast.)	131—241
Regentage in Flinsberg.	243
Erlebniß des Arztes. (Eine Vision.)	245—259
Der Flüchtling.	261—354
Abschied von Flinsberg.	355—356

Des Dichters Sinn.

1.

Was ich im Lenze gedichtet, das schreib' ich nieder im
Sommer,

Les' es wieder im Herbst, weih' es im Winter der Gluth.
„Lodert“, sprech' ich, „ihr Blätter und wärmet den fröstelnden
Dichter,

Welcher vor Tadel und Lob also die Seele bewahrt!
Munter ihr Flammen! und nehmet, was euch gebühret —
die Verse:

Aber dem schaffenden Geist gönnet das süße Geschäft.
Nicht unsterbliches Leben verliehen die ewigen Götter
Dieser blühenden Schaar, welche die Stunde gezeugt:
Aber unsterbliches Leben verlieh'n sie dem schaffenden Geiste,
Ewig quellend und frisch, stets zu erneuern den Kranz.“

2.

Vierzig Jahre später.

Wenn fröstelnd über Feld und Wiesen
Der kühle Hauch des Herbstes zieht,
Und still im Winde muß zerfließen,
Was heiter einst im Lenz geblüht;

Wenn all' die lieben Stimmen schweigen,
Die sonst in Busch und Hain erschallt;
Wenn welkend, sterbend von den Zweigen
Das falbe Laub herniederwallt:

Dann sammelt man mit stiller Freude
Die letzten kleinen Blumen ein;
Es labt uns noch im Zweig der Haide
Der Lenz mit seinem Rosenschein.

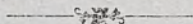
Und so auch ihr, geliebte Lieder,
Die mir ein guter Gott verleiht,
Wie kehrt mir doch in euch noch wieder
Ein Abglanz meiner Frühlingszeit!

Wie leere Zweige sich beblättern,
Wenn uns der Frühling kehrt zurück;
So blüht mir auch aus diesen Lettern
Ein schönes, längst vergang'nes Glück. —

Und wenn ihr einem Blick begegnet,
Der still und sinnend ist, wie ich, —
Sei er in diesem Sinn gesegnet,
Und hebe sich und heitre sich. —



Onkel und Nefte.



Onkel und Nefte.

„Du hast Dir gewiß den Magen verdorben,“ sprach ich zu dem kleinen Sohne des Professor Brandt; „strecke einmal Deine Zunge heraus.“

„Ich kann nicht,“ antwortete der Kleine.

„Warum kannst Du nicht, mein Söhnchen?“

„Ich bin noch zu klein.“

„Ei,“ rief der Professor unter herzlichem Lachen, „ein Mädchen würde sich nicht für zu klein halten, das Büngelchen zu zeigen.“

„O, über die Bosheit der Männer!“ seufzte die Frau Professorin.

„Meine Frau ist noch zu schwach,“ sprach der Professor zu mir, „sonst blieb uns der Sermon nicht erspart. Aber sie wird sich erholen und einstweilen giebt sie das Thema, die Grund-Idee.“

Die Frau Professorin, die in der That sehr leidend in's Bad gekommen war, hatte sich wirklich schon recht erfreulich erholt, wie eine Vanillenblume, welcher Erfrischung zuströmt und welche wieder ihren süßen Duft aushaucht.

Sie war eine feine, liebenswürdige Dame, die mit dem Zauber ihrer stillen Anmuth immer hellen Sonnenschein um sich zu verbreiten wußte.

„Uebermorgen Nachmittag,“ sprach sie freundlich zu mir, „wenn schönes Wetter ist, haben wir Großes vor: ich werde bis zum Wasserfall gehen — ich fühle, daß ich es kann —; und wir werden dort unsern Kaffee trinken. — Dazu lade ich Sie ein, lieber Doktor, und ich fürchte nicht, daß Sie ablehnen werden.“

„Gewiß nicht, verehrte Frau! — Aber Kaffee und an jener kühlen Stelle — was wird der Doktor dazu sagen?“

„Ah,“ rief der Professor, „wir sagen dem Doktor eben nichts davon und sind dann ganz harmlos unter uns.“

„Gut, so machen wir es,“ schloß ich; „und für das Weitere werde ich sorgen.“

Es war ein sonniger Nachmittag, als wir oben auf dem runden Platze vor dem Wasserfalle saßen, warm und still; das Wasser warf, unermüdlich geschwätzig, sein blitzendes Silberband schäumend über die Felsblöcke und rauschte dann durch die Wiesen dahin, deren würziger Heuduft sich vermischte mit dem kräftigen Hauch des Fichtenwaldes. Vor uns und den Berg jenseits des Baches hinauf und herab schob sich — ein buntes, bewegliches Stück Leben, recht im Gegensatz zu unserer behaglichen, beschaulichen Muße, das rastlose Treiben des Menschen — die harte Alltagsarbeit, der bequeme gedankenlose Müßiggang, die

ungebuldige Jagd nach Veränderung und Genuß, fröstelnde Sorge und keck herausfordernder Uebermuth — im mannigfaltigen Wechsel durcheinander.

„Auf jener Stelle dort,“ sprach der Professor, der den Berg lange sinnend betrachtet hatte, „stand ich heut vor acht Jahren, ganz verloren in dem entzückenden Anblick des Thales, hoch aufathmend in dem stolzen Bewußtsein, frei zu sein, wie der Vogel, den seine Laune von Gipfel zu Gipfel trägt: und hier unten war der Sprengel schon aufgestellt, der mich dem Käfig überliefern sollte, für alle Lebtag.“

„Und hier unten,“ fiel die junge Frau ein, „ruhte die Taube still und friedlich, und ahnte nicht, daß da oben der Raubvogel schon sann, seine Beute zu überfallen und einzufangen!“

„Was den Ueberfall betrifft,“ versetzte der Professor, „so habe ich meine Bedenken. — Ich weiß nicht — ich glaube, Du schließt nicht; Du hast geblinzelt, und ich bin wie eine Maus in die Falle gelaufen!“

„Abscheuliche Verleumdung!“ rief die Frau Professorin. „Hätte mich damals der Trompetenstoß des Onkels nicht gerettet —!“

„Halt! Halt!“ rief ich dazwischen, „Sie vergessen, verehrte Frau, daß ich zum Kaffee und nicht auf Räthsel eingeladen bin.“

„Das ist richtig,“ sprach der Professor. „Aber auf

dieser Stelle unserer ersten Begegnung schwärmen wir eben ganz unwillkürlich zu jener Stunde zurück.“

„Gut, ich schwärme mit,“ versetzte ich; „aber ich möchte wenigstens wissen, warum und wofür.“

„Das sollen Sie erfahren,“ antwortete der Professor, indem er seine Pfeife von Neuem in Brand setzte — damals stand die Pfeife eben noch in ungeschmälerten Ehren — und seine Frau die Tassen wieder füllte.

„Meine Universitätszeit,“ begann der Professor, „war beendet; die Examina und der übliche Kater vom Doktor=schmaus waren überwunden; eine annehmbare Anstellung war mir zugesichert: bis zu ihrem Antritt hatte ich noch einige Wochen Zeit; ich wollte sie ganz und in vollen Zügen genießen.

„Dazu fehlte mir nichts — nicht einmal Geld: damit wurde ich von einem reichen, unverheiratheten Onkel in Hamburg, der mir immer sehr zugethan gewesen war, wirklich reichlich versehen. Ich hatte ihn nur einmal in früher Kindheit gesehen und erinnerte mich seiner gar nicht mehr: in Flinsberg, wohin er seiner Gesundheit wegen gegangen war, sollte ich ihn kennen lernen; und ich hatte diese Begegnung an das Ende einer fröhlichen Wanderung durch das Gebirge gelegt.

„So stieg ich denn an einem heitern, klaren Sommermorgen dort vom Berge herab. — An der Ecke blieb ich unwillkürlich stehen: das helle Sonnenlicht strahlte in das

Thal hinein und in das Menschenherz zurück; heimlich und friedlich lag unter seinen grünen Bäumen das Dorf vor mir ausgebreitet; durch eine breite Pforte trat der Fluß in das weite, reiche Thal — blühende Dörfer zogen sich auf seinen steingedämmten Ufern malerisch an den Höhen empor und in der Ferne schlossen blaudämmrige Bergzüge den Horizont. — Das Plätschern des Wasserfalles drang zu mir herauf und verwehte wieder, vom Windhauch davongetragen, wie die Bilder der Vergangenheit, wie die Ahnungen der Zukunft, die in schwankenden Schattenrissen an meiner Seele vorüberzogen — den wirklichen Begebenheiten gehen ja oft ihre Geister voraus; und ich stand, ohne es zu wissen, an einem bedeutungsvollen Markstein meines Lebens.

„Ich stieg den steilen Berg vollends hinab und gelangte geräuschlos auf diesen Platz. Denken Sie sich meine Ueberraschung: auf dieser Rasenbank hier saß schlafend eine junge Dame, die ich Ihnen beschreiben muß.“

„Aber bescheiden und möglichst kurz,“ ermahnte die Frau Professorin.

„In zwei Worte werde ich die Beschreibung zusammenfassen,“ versetzte der Professor, sie mit leuchtenden Blicken betrachtend. „Diese Dame war Niemand anders, als meine vortreffliche Frau! Und wenn ich sie mir aus jenem Momente zurückdenke, auf den grünen, thauigen Rasen anmuthig hingegossen —!“

„Ich bitte — ich bitte Dich!“ protestirte die Frau Professorin.

„Nun ja doch — ich werde ganz trocken referiren. — Dort also, auf der Rasenbank, leicht zurückgelehnt an den Baumstamm, saß eine junge Dame im einfachen, weißen Kleide, das rosige Gesicht von den reichen, blonden Locken beschattet, die Hände wie im Gebet gefaltet; ein Buch war zu ihren Füßen hinabgeglitten — sie schlief still und friedlich, wie ein Kind; der Wasserfall sang ihr ein träumerisches Schlummerlied; und ich blieb stehen, sie betrachtend und gebannt, wie der Vogel vor der Lockbeere.

„Damals dilettirte ich im Malen; ich führte auf meinen Reisen immer eine Zeichenmappe bei mir und habe Skizzen mit nach Hause gebracht, die heut eine heillose Verwirrung in meinen Erinnerungen anrichten würden. — So legte ich mir ein Blatt zurecht und begann, die reizende Schläferin zu zeichnen. Ein gefährvolles Unternehmen, das man jungen Leuten nicht ernst genug widerathen kann: indem ich dem Originale Zug für Zug nachging, entdeckte ich in dem feinen, lieblichen Gesichte immer neue Reize, die ich treu und lebendig, d. h. mit ihrer bezaubernden Einwirkung auf mich vermittelt des fühllosen Stifts wiederzugeben bald verzweifelte.

„Ich warf ihn weg und das Blatt ihm nach und näherte mich der schönen Schläferin, um mit künstlerischer Gewissenhaftigkeit erst genauer zu studiren. — Ihre halb-

geöffneten Rippen wölbten sich so verlockend küßig — die Grenze des künstlerischen Interesses und des rein menschlichen Fühlens und Erfassens ist in solchem Falle besonders für einen Dilettanten doch recht schwankend — ich neigte mich über das reizende Gesicht, dessen Schönheit noch gehoben wurde durch die feine Röthe des Schlummers, und das Studium der feinen Nuancen ging unter in der Empfindung des berausenden Totaleindrucks — ich weiß nicht, ob ich nicht aus meiner Schwerlinie noch weiter abwärts gerathen wäre; plötzlich aber brach hinter mir ein fürchterlicher Trompetenstoß los.

„Die schöne Schläferin schrak empor, ich fuhr zurück; sie schaute mich bestürzt an.

„He, Mariechen! was ist denn das?“ schrie eine Stimme in unsere Verwirrung hinein.

„Ich wendete mich um: da stand ein alter, dicker Herr mit einem Taschentuch in der Hand, das wie ein Schiffswimpel ihn umflatterte, und in welches er im nächsten Moment seine Nase mit einem zweiten, gewaltigen Trompetenstoße versenkte.

„Die junge Dame aber sprang wie ein gescheuchtes Reh an mir vorbei und über die hügelige Wiese den Badegebäuden zu.

„Marie! Kind! Um Gotteswillen — Du wirst den Fuß brechen!“ schrie angstvoll der alte Herr ihr nach. „Zum Teufel! Herr, warum springen Sie nicht zu? —

Nein — halt es geht! — Da ist sie schon um das Feld herum! — Nun aber, Herr! was geschah denn hier? Wie kommen Sie hierher? wer sind Sie?“

„Mit diesen Worten sprang der alte Herr mir sehr energisch entgegen.

„Reisender Künstler,“ entgegnete ich heiter, „der die Schönen und das Schöne überall sucht und verehrt. — Hier fand ich es in der anziehendsten Attitüde — sehen Sie hier meine Legitimation.“

„Und ich hielt ihm meine kaum halb vollendete Zeichnung entgegen.

„Der alte Herr betrachtete das Blatt, trat einen Schritt zurück und stemmte überlegend den Arm in die Seite.

„So!“ sprach er, „Künstler — Maler! So, so! Und unter diesem Vorwande meint man, achtbare Mädchen im Schlafe überfallen zu dürfen?“

„Der alte Herr fixirte mich dabei so respektabel-ernsthast, daß ich nur mit Ueberwindung in leichtem Tone zu antworten vermochte:

„Verwechseln wir die Thatfachen nicht: der Ueberfall ging doch wol von Ihnen aus; und wenn Ihr Fräulein Tochter von Ihrem Trompetenstoße erschreckt wurde, den ich von gleicher Energie in meinem Leben nicht gehört habe —“

„Ach was, Tochter!“ unterbrach mich der alte Herr un-muthig. „Die Dame ist — sie ist meine Nichte! Aber

ob Nichte, ob Tochter — ein schlafendes Mädchen steht unter dem Schutze eines jeden anständigen Mannes!“

„Ich packte meine Sachen zusammen.

„Wenn sie häßlich ist, so bleib' ich ihr gern zehn Schritt vom Leibe,“ sprach ich; „ist sie aber hübsch, so soll sie an meinem Herzen liegen — mehr kann ein gewissenhafter Wächter nicht thun. — Ist dies der Weg nach dem Bade?“ schloß ich unbefangen.

„Gedenken Sie dort zu bleiben?“

„Gewiß! Man macht angenehme Bekanntschaften — man erhält wol auch Aufträge.“

„Rechnen Sie darauf nicht,“ entgegnete der alte Herr schnell. „Lauter Damen, krank, sparsam und verdrießlich.“

„Nun, vielleicht doch hie und da ein hübsches Gesicht, und das malt man — aus Liebe zur Kunst — wol gratis. Ihr Fräulein Nichte zum Beispiel. — Vielleicht legen Sie ein gutes Wort für mich ein — Sie werden einem jungen, strebsamen Künstler gewiß bereitwillig forthelfen.“

„Aus Flinsberg — ja, herzlich gern,“ versetzte der alte Herr trocken. „Adieu, Herr!“

„Er lüftete den Hut leicht und schritt dem Badehause zu.

„Der Onkel,“ dachte ich, während ich ihn nachblickte, „wird seine herzliche Freude an dem Abenteuer haben, mit dem ich in Flinsberg aufträte. Uebrigens aber lag im Wesen des alten Herrn trotz seiner herben Weise ein gutmüthiger Humor, der für ihn einnahm, und eine fernige

Gediegenheit, welche Achtung gebot. — Und die Nichte — die großen, tiefblauen Augen, der Mund — mir schien es doch, als ob sie ihn, während ich mich über sie neigte, zum Kusse gespitzt hätte!“

„Welche bosshafte Verleumdung!“ rief die Frau Professorin. „Ich schlief ganz ruhig und träumte.“

„Vom Kusse?“

„Nein,“ versetzte die Frau voreilig in reizendem Zorn, „von einem Bösewicht, der mich unablässig plagt und ärgert!“

„Es ist richtig, sie hat geblinzelt,“ sprach der Professor.

„Friede! Friede!“ fiel ich ein. „Ich versichere Sie, verehrte Frau, ich glaube dem Professor kein Wort! — Und was den gespitzten Mund anbetrifft, so ist freilich mancher so wunderbar gebildet, daß man ihm gegenüber in beständiger Versuchung schwebt.“

„Ich bitte Dich, Theodor, erzähle nur weiter,“ sprach Frau Marie, indem sie mir einen strafenden Blick zuwarf.

„Sehr gern, nachdem Du die Wahrheit bekannt hast. — Ich begab mich in den Gasthof und richtete mich in meinem Zimmer ein. Ich legte mich in's Fenster und blickte in das grüne Thal hinab; auf dem Brunnenplatze balgten sich zwei Kinder mit einem großen Hunde; der Brunnenschöpfer lehnte träge am Pavillon und schaute ihnen gähnend zu; eine Badedame huschte vorüber und drüben unter den Kastanien saß eine Gesellschaft strickender

und schwatzender Damen. Ich vertiefte mich in das vor meinen Augen ausgebreitete Bild vollendeten Stilllebens so sehr, daß ich beinahe den Onkel und den pflichtschuldigen Besuch bei ihm vergessen hätte.

„Herr Berg? — Ja wol! — Vor acht Tagen angekommen. Er wohnt am Ende der Promenade in dem Hause zur linken Hand.“

„Mit diesem Bescheide versehen, konnte ich nicht fehlen.

„Er habe sich soeben in sein Zimmer begeben,“ unterrichtete man mich in dem bezeichneten Hause; und mit der Harmlosigkeit, welche ein gutes Gewissen verleiht, klopfte ich an seine Thür.

„Herein!“ dröhnte es mir mächtig entgegen: und vor mir stand — der biedere Alte vom Wasserfalle.

„Ha!“ schrie er mich an. „Sie hier? — Ich dachte, Sie hätten von mir genug?“

„Aber erlauben Sie mir, verehrter Onkel!“ stotterte ich in verlegener Ueberraschung.

„Was da — Onkel!“ fuhr der alte Herr hitzig heraus; „was in aller Welt geht Sie denn meine Onkelei an? — Bleiben Sie meiner Nichte in drei Schoß Siriusweiten vom Leibe — das ist Alles, was ich Ihnen erlaube!“

„Aber — !“

„D ja doch!“ unterbrach mich der Onkel, „ich werde Sie schon recommandiren — Sie sollen Ihre Freude daran haben. — Und somit — adieu, Herr! Adieu!“

„Und unversehens fand ich mich mit einer Höflichkeit, der nicht zu widerstehen war, vor die Thür geschoben, die geräuschvoll, so recht demonstrativ hinter mir geschlossen wurde.

„Ich glaubte noch das Wort „Windbeutel“ deutlich zu vernehmen und hatte die Empfindung eines gesunden Mannes, über dessen Kopf sich unerwartet ein Kübel kalten Wassers ergießt. Ich fand mich überraschend schnell im Sichtengange der Promenade wieder, in eine ernste, akademische Vorlesung vertieft.

„Der würdige Onkel scheint denn doch die Silhouette nicht ganz zu decken, die seine Briefe entwarfen; Spaß scheint er gar nicht zu verstehen. Ich dachte es mir in diesem Augenblick recht schwierig, ihn jemals von der vor-gefaßten Meinung zu heilen, die ihm ein „leichtfertiger Nefse“ in selbstmörderischem Uebermuth beigebracht hatte; und mehr als je stand es bei mir fest, daß die Nichte auf der verhängnißvollen Rasenbank gar nicht geschlafen habe. Daß Nichten überhaupt sich nie auf Rasenbänke setzen sollten, schien mir eine ausgemachte Sache.

„Nichte? — Wie ist mir denn? — Mein Vater war seiner Eltern einziges Kind und außer meiner Mutter hatte der Onkel keine Geschwister — woher denn kam nun urplötzlich die Cousine? Die Cousine zudem mit den verhänglichsten, blauen Augen, die je auf Rasenbänken harmlosen Wanderern Fangeisen gelegt haben?

„Ich machte einen Aufsprung in dem christlich=bo=haften Behagen, das ein Schuldiger immer empfindet, einen Andern auf stolzer Höhe auch schuldig zu finden: „dahinter steckt Etwas, mein verehrter Onkel!“ sagte ich mir, „und um dahinter zu kommen, will ich vorläufig doch lieber noch reisender Künstler bleiben.“

„Maler Müller,“ schrieb ich dreist in den Meldezettel, der mir nach meiner Rückkehr in den Gasthof vorgelegt wurde.

„Ich stieg sodann in den Speisesaal hinab, in welchem ein einzelner Herr ungeduldig auf und ab schritt — ein Essigfabrikant, wie ich später erfuhr; und sein Gesicht war in der That eine Musterkarte aller erdenklichen Essigsorten — er war außerordentlich mißvergnügt, denn er hungerte.

„Ich setzte mich daher vorsichtig an's offene Fenster, nahm ein altes Zeitungsblatt zur Hand und blickte abwechselnd in dieses hinein und hinab in das weite Thal.

„Da vernahm ich plötzlich unmittelbar unter dem Fenster die Stimme des Onkels, ziemlich laut und erregt; ich lugte vorsichtig hinaus — die Cousine stand gesenkten Hauptes neben ihm und er sprach eifrig in sie hinein.

„Aber lieber Onkel,“ antwortete sie ihm, „es ist ja ganz überflüssig, vor einem Menschen mich zu warnen, den ich gar nicht kenne!“

„Eh!“ machte der Onkel, „das findet sich bisweilen! —

Aber das muß ich Dir sagen, Marie, darüber allein bin ich zweifelhaft, ob er mehr für eine Menagerie, oder für das Irrenhaus taugt. Es ist wahrhaftig eine große Gefahr, solche Menschen ohne Maulkorb oder ohne polizeiliche Bedeckung loszulassen, besonders in einem Bade.“ —

„Danke, lieber Onkel!“ dachte ich bei mir, und ich glaube, ich neigte mich tiefer auf das Zeitungsblatt. —

„Der Onkel möchte sie auch verständiger ziehen,“ murnte der Essigfabrikant, der an einem andern Fenster stand.

„Ist der alte Herr der Onkel des muntern Mädchens?“ fragte ich ihn höflich.

„Ja — munter! — War auch einmal munter, ehe die verwünschte Grippe kam. — Finden Sie nicht, daß man hier die Suppe täglich kälter und den Braten härter bekommt?“

„Ohne Zweifel. — Nur —“

„Aber Sie haben niemals in Ihrem Leben eine reguläre Grippe gehabt? — Wie?“

„Nein. Niemals.“

„Die Weiber — die Weiber!“ zankte der Fabrikant, indem er seine Wanderung durch den Saal wieder aufnahm. „Um die Fastnachtszeit bei zwei Zoll Schnee Schlitten zu fahren! — Hat man jemals eine solche Tollheit erlebt? — Sehen Sie, meine Kalle war ganz veressen darauf.“

„Ihre Kalle?“

„Eulalia, Herr! meine Tochter!“ schrie die Essigprobe mich an. „Und die Bahn ging gerade auseinander.“

„Etwa wie der Onkel und die Nichte soeben,“ warf ich dazwischen mit einem Blick aus dem Fenster, unter welchem Marie sich vom Onkel verabschiedete.

„Onkel!“ fuhr der Essigkünstler auf. „Schöne Onkelei das — die Pizger, die giftige Kröte, erzählt saubere Geschichten! — Na, meinetwegen! — Das Wetter also wollte aufgehen.“

„Zu meinem Glück ging in diesem Augenblick die Saalthüre auf. Eine ganze Gesellschaft hungriger Damen und Herren trat ein; den Schluß machte, wie eine runde, ernste Siegelskapsel an einem weitläufigen Dokument, der Onkel.

„Er wählte mit vieler Umsicht seinen Platz so, daß er mich im Auge behielt. Ich selbst gerieth zwischen einen jungen Mann und eine Dame, die durch Redseligkeit ersetzte, was ihr an Jugend mehr und mehr abging.

„Mein Nachbar hielt kampfbereit den Suppenlöffel, wie ein commandirender Offizier den Degen, in der Hand und verfolgte mit verlangenden Blicken den auftragenden Kellner: sodann war eine halbe Stunde lang für ihn nichts in der Welt vorhanden als seine Portion — er war der verkörperte Ernährungstrieb.

„Meine Nachbarin dagegen nahm mit gleichem Eifer sofort mich in Arbeit.

„Commissionsrätthin Pitzger — ja!“

„Ah! entzückt!“

„Mein guter Seliger!“ — die bei solcher Gelegenheit schickliche Schwenkung des Taschentuchs gedieh nicht zur vollen Entwicklung; die übliche Nührungsthräne ward in der Geburt meuchlings von der Neugierde erstickt: und bevor mein Nachbar den wiederholt gefüllten Teller aufzuräumen vermochte, hatte meine Nachbarin mit der Geschicklichkeit eines Blutegels Alles aus mir herausgesaugt, was ich von mir unter die Leute zu bringen für angemessen hielt.

„Dann — mein Nachbar winkte eben zum dritten Male die Bratenschüssel herbei — tippte ich vorsichtig auf das Ventil der von meiner Nachbarin aufgesammelten Unterhaltungsstoffe — es arbeitete sofort, wie das Ventil einer überheizten Dampfmaschine: die ganze Tischgesellschaft defilirte vor mir und ein Jedes ward freundlich „harmlos mit seiner sauberen Decoration versehen.“

„Der alte Herr da drüben? — Herr Berg — Kaufmann Berg aus Hamburg — ein charmanter, lebenswürdiger Herr!“ und meine Nachbarin nickte mit einem reizenden Lächeln zu ihm hinüber. — „Unter uns — vorjündfluthlicher Schmetterling — Garçon — aber! — Wirklich, ein lebenswürdiger Herr; aber wahrhaftig — es versetzt mich bisweilen wirklich in Verlegenheit — Sie sehen, er verwendet wieder kein Auge von hier — eine alte Person, wie ich bin!“ —

„O, o!“ machte ich protestirend; und die Dame lächelte befriedigt. „Er ist mit seiner Nichte hier?“

„Fräulein Halder, ein liebes, reizendes Kind! — Wie? Sie kennen sie schon? — Hüten Sie sich, dem Papa Berg in's Gehege zu kommen! — Sie ist mit ihrer Mutter hier — die arme Frau! sie ist so sehr leidend! — Vor zwanzig Jahren war sie freilich blühender.“

„Also die Schwester des Herrn Berg?“

„Schwester? — Ja wohl! — Das heißt — man flüstert darüber Verschiedenes — ein sehr respectabler Herr, der Herr Berg! — ein höchst achtbarer, alter Herr!“

„Wie verwendet man hier wol zweckmäßig den Nachmittag?“ fragte ich, das Thema vorsichtig wechselnd. „Wo findet man die Gesellschaft?“

„Beim „grünen Hirten“ werden Sie jedenfalls die beste finden. Ich werde auch da sein und kann Sie dort gleich mit einigen Notabilitäten bekannt machen.“

„Sie werden mich verbinden,“ versetzte ich artig und begegnete zugleich dem forschenden Blick des Onkels, der jedenfalls nicht ohne Erfolg gelauscht hatte: denn die Dame sprach laut und mit einer gewissen Protectormiene zu dem bescheidenen Maler.

„Die Frau Commissionsrätthin vertiefte sich sodann mit ihrer Nachbarin in die neuesten Personalien.

„Ich wendete mich daher meinem Nachbar zu, der ingrimmig an seinem zähen Rindsbraten arbeitete.

„Halten Sie den Rindsbraten für eßbar?“ fragte ich schüchtern.

„Er warf mir kauend einen Blick zu, wie ich ihn gleich verzweiflungsvoll nur im elterlichen Hause an den Gänsen, welche gestopft wurden, beobachtet habe, und würgte unverdrossen weiter.

„Können Sie mir wol etwas Genaueres über den „grünen Hirten“ mittheilen?“ fragte ich weiter. „Ich stelle mir darunter einen flötenden Damot vor.“

„Vermittelt einer äußersten, krampfhaften Anstrengung ließ mein Nachbar den letzten Bratenbissen abwärts gleiten.

„Flöte blasen? Nein, das thut er nicht,“ antwortete er; „aber er singt zur Zither, was einen Lärm macht, etwa wie wenn man eine Sense trocken weht. — Und sonst ist er ein alter, grüner Hujar aus Biethen's Schule, lang wie ein Windbaum und steif wie eine Holzbank; wohnt drüben am Berge in einem ordinären Hause — vorzüglichem Graswuchs da herum — und man ist dort im Baumschatten Forellen, die alle den Fehler haben, daß ihnen der Schwanz zu nahe am Kopfe sitzt“ — ein wiederndes Gelächter begleitete diesen Witz; — „unter drei Portionen wird kein Christenkind satt.“

„Und wie gelangt man dahin in dieses gelobte Land.“

„Gerad aufwärts im Thale oder oben am Berge hin, und dann gerad auf oder gerad unter oder sonst wie. — Gesegnete Mahlzeit!“

„Damit erhob sich der Nachbar und verschwand.

„Wer ist der wohlerzogene Gentleman?“ wendete ich mich an meine Nachbarin.

„Herr Levison, kommt direkt von irgend einem Heuboden der Ufermark und hält sich mit seiner Tante hier auf, die jedoch nicht hier speist — sie fürchtet, wie es scheint, den jungen Cannibalen und ich selbst habe gern wenigstens eine appetitliche Person zwischen ihm und mir.“

„Dabei lächelte mich die Frau Commissionsrätthin schalkhaft an. — Amüsant war sie doch, es war nicht zu leugnen.

„Die Gesellschaft erhob sich und ging plaudernd auseinander. — Der Essigsieder aber lauerte mir auf.

„Hier meine Vale,“ fiel er mich an, seine Tochter mir vorstellend, „freut sich, 'mal einen wirklichen Künstler kennen zu lernen.“

„Die Tochter beleuchtete mich auf meine Verbeugung mit ihrem süßesten Lächeln.

„Ich schwärme für die Kunst und für die Musen,“ sprach sie; „wie muß es schön sein, ganz für die erhabenste Kunst zu leben!“

„Nicht immer ohne Unbequemlichkeit,“ entgegnete ich.

„Sie werden begierig sein, meine Geschichte vollends zu hören,“ begann der Vater.

„Lieber Herr, ich bin davon wahrhaftig schon angesteckt — ich fühle die Grippe bereits in allen Gliedern!“ versetzte ich und entfloß eiligst auf mein Zimmer.

„Das Verhältniß des Onkels zu Frau Halder und ihrer Tochter erschien mir bei näherer Betrachtung immer bedenklicher. Ich zwang mich jedoch endlich, alle Gedanken darüber bei Seite zu werfen: wäre nicht Alles löblich und ehrenwerth, so hätte mich der Onkel gewiß nicht gerade hierher beschieden, sagte ich mir, und die Medisance gehört ohne Zweifel zur Lebenslust der lebenswürdigen Frau Pizger.

„Gleichwol — Etwas bleibt immer hängen: ich konnte nicht unterlassen, meinen Verdacht in dem Briefe leise anzudeuten, den ich an meine Mutter schrieb, und in welchem ich ihr über alle meine neuesten Erlebnisse gewissenhaft Rechenschaft ablegte.

„Darüber war eine geraume Zeit vergangen und die Gesellschaft war inzwischen wol nach allen Seiten auseinander geflogen: ich sah nur einige Träge und Kranke an schattigen Stellen sitzen.

„Man bezeichnete mir einen Weg zum „grünen Hirten“ am Gasthose vorbei und dann am Berge weiter. — Ich schritt an dem Hause vorüber, welches Frau Halder bewohnte: unter einem leichten Vorbau saß ruhend eine blasser Dame — eine Erscheinung von so viel milder, vornehmer Würde, daß ich unwillkürlich den Hut recht tief zog. — Es war wol Frau Halder selbst und sie dankte mir freundlich — mir schien es, als blühe sie mir aufmerksam nach.

„Eine schmale Einsenkung öffnete sich vor mir, in welcher ein kleines Bergwasser seinen steinigen Weg lustig hinabsprang; dort unten zog sich das Thal weit hin in die Berge hinein, an deren Lehnen die grünen Wiesen und die dunklen Fichtenbüsche empor-, und graue Steinwände gleich Lavaströmen hinabstiegen; dazwischen hingen, wie Vogelbauer, die netten, zierlichen Häuser; in der Ferne aber rauschte der Queis über ein breites Steinwehr der Mühle zu, deren geschäftiges Klappern herüber klang. Dunkle Wolfenschatten zogen bisweilen ihre breiten Zipfel langsam über die Bergwände und da drüben kletterte eine zahlreiche Gesellschaft rüstig aufwärts — die hellen Kleider der Damen und die bunten Sonnenschirme hoben sich anmuthig und anziehend vom üppigen Grün der Wiese ab; ein dicker Herr schlenderte in Hemdsärmeln daneben her — er hatte den Rock bequem über die Schulter geworfen; und ringsumher blickten die Blumen wie große, unschuldige Kindesaugen zu mir empor — sie wollten doch auch gesehen und bewundert sein.

„Es war ein heißer Nachmittag, träumerisch still im klaren Sonnenlichte; und hier am Bachesufer war es so kühl — von den Bergen strömte der herbe Duft der Fichten herüber und kein fremder, störender Laut mischte sich in die einsame Ruhe rings umher: in seltsam weicher Stimmung befangen, riß ich mich ungern los und wanderte an der jenseitigen Berglehne hin.



„Nach der Weisung des Ufermärkers mußte ich bergab steigen: aber alle Häuser, die ich sah, waren grau, ich fand bei allen Baumschatten und Graswuchs — nur keine menschliche Seele in der Nähe, die mich zum „grünen Hirten“ hätte zurechtweisen können.

„Doch nein — dort unten neben dem zierlichen Hause erschienen zwei weibliche Gestalten — helle Kleider leuchteten durch das Laub; unter einen breiten Apfelbaum ward ein Tisch gesetzt; die Damen nahmen daran Platz.

„Das war ohne Zweifel der gesuchte Hafen und ich steuerte direkt darauf zu.

„Ich näherte mich den Damen und erkannte meine neueste Bekanntschaft — Eulalia, die Tochter des Essigkünstlers, und neben ihr — es waltet eben doch bisweilen ein gütiges Geschick über dem Menschen! — meine Schöne vom Wasserfalle.

„Ob es wol gestattet sei, ein Glas Milch hier zu trinken?“ fragte ich nach der ersten Begrüßung.

„Warum nicht?“ versetzte Eulalia munter. — „Sie sehen, zwei Seiten unseres Tisches sind noch frei. Und, meine theure Marie — Herr Müller, Maler!“ stellte sie mich vor.

„Da stand ich ihr nun gegenüber, die mir wachend noch viel anziehender erschien, als schlummernd; besonders da sie erst bis an das Grübchen am Halse roth ward und dann ebenso rasch wieder blaß. Die Röthe, sagte ich mir, für mich — die Blässe für die Predigten des Onkels.“

„Ihr Männer leidet wirklich an überraschenden Einbildungen,“ fiel die Frau Professorin lachend ein. „Weshalb ich roth ward, das brauchst Du gar nicht zu wissen.“

„Nicht wahr, Mama,“ fragte plötzlich der kleine Georg, der sehr aufmerksam zugehört hatte, „man muß nicht Alles wissen?“

„So, kleiner Schelm! Woher hast Du denn diese Weisheit?“ versetzte der Professor.

„Die Hanne hat es mir gesagt, heut in der Küche, als ich wissen wollte, was ihr der Johann in's Ohr gesagt habe.“

„Die Hanne hat Recht, mein Sohn! Merk' Dir das, lieber Mann, und erzähle ruhig weiter.“

„Da sehen Sie es, Doktor!“ sprach der Professor kopfschüttelnd, „man steigt allenfalls durch den Mittelpunkt der Erde hindurch und gelangt endlich bei den Antipoden wieder in's Klare — ein weibliches Herz aber ist ganz unergründlich: jetzt noch ist mir jener Farbenwechsel ein Räthsel — damals machte er mich förmlich kopflos. Im Grunde meines Herzens war mir so recht wohl; aber ich fürchte, ich machte dabei doch eine recht klägliche Figur.“

„Da war nun die Anwesenheit der Eßigsiederin ein wahrer Segen: sie verbreitete sich sofort mit wunderbarer Zungenfertigkeit über das ganze Gebiet der Kunst und der Natur; Quinten und Tinten waren ihr gleich geläufig und unversehens saß sie unter „duftigen Blüthenzweigen, die über melodisch murmelnde Bäche sich neigen.“

„Das gab nun mit meinen Antworten, die öfter meinen weit abschweifenden Gedanken galten, eine ganz tolle Unterhaltung, der Marie stillschweigend zuhörte. Diese Eulalia war offenbar ein herzensgutes Mädchen: aber sie war in engen Verhältnissen aufgewachsen und litt an Indigestionen — die im Uebermaß bunt durcheinander genossene Lectüre ergoß sich wie ein brausender Strom über ihre Umgebung. Sie lebte zu zwei Dritttheilen in einer phantastischen Welt und suchte sich des noch übrig bleibenden realen Dritttheils mit aller Kraft eilends zu entledigen. — Mich — einen Künstler — versetzte sie natürlich sofort in die ihr bereits abhanden gekommenen zwei Dritttheile, während ich in meinem Leben niemals mehr als in jener Stunde realen Boden zu gewinnen bestrebt war. — Dieser respektablen Persönlichkeit dort gegenüber gewann ich allmählig meine Haltung wieder.“

Frau Marie verneigte sich mit pathetischem Ernste.

„Es galt nun aber doch,“ fuhr der Professor fort, „sie für die active Theilnahme an unserer Unterhaltung zu gewinnen. — Bei Frauen ist das sonst gerade nicht schwierig, und unter Frauen gar nicht; Mädchen aber täuschen bisweilen alle Berechnungen. Meine Bemühungen stießen, wie mir schien, auf die ernstesten Warnungen des Dinkels. — Das reizte mich, und ich führte nach und nach alle meine Liebenswürdigkeiten in's Treffen.“

„Vor diesen hartnäckigen Angriffen fiel eine Barrikade

nach der andern und endlich gelang es mir, das feste Schloß zu brechen — das feste Schloß nämlich, das ihre Zunge band: sie begann zu sprechen, erst wenig und schüchtern, wie ich es später niemals mehr erlebt habe — das zaghafte Erscheinen der ersten Frühlingsblüthen, — und süßer Weichenduft schien mir aus diesen sanften Tönen entgegenzufließen.“

„Die Empfänglichkeit dafür ist ihm inzwischen verloren gegangen,“ warf die Frau Professorin ein.

Der Professor zog vor, nicht darauf zu achten.

„Aber die Essigfabrikantin hielt mich und das Gespräch fest“, fuhr er fort. „In jede Lücke zwischen Frage und Antwort fuhr sie wie eine Maus hinein und ihr Geschwätz umschwirrte mich, wie ein lästiger Mückenschwarm. — Die Schöne fühlte indeß bald heraus, daß sie Eulalien bedeutend überlegen war: sie hatte zudem ein Organ für die Unterhaltung mehr — ein unter Umständen recht geprächiges Organ; — und wie bescheiden auch der Gebrauch war, den sie damals davon machte — die außerordentliche Sprachbegabung war gar nicht zu verkennen. — Ich meine ihr Auge — wie ich doch die ersten stammelnden Versuche seiner herzinnigen, bestrickenden Sprache einsog! — zu meinem Verderben:

— Halb zog sie ihn, halb sank er hin,

Und ward nicht mehr gesehen!“ —

„O nein“, fiel die Professorin mit einem schelmischen Lächeln ein, „er ist später wieder aufgetaucht,

so nüchtern, wie die Wasseramsel, von der Du mir neulich erzähltest.“

„Frisch — ja,“ entgegnete der Professor eifrig; „nüchtern — nein, da thust Du mir Unrecht, Marie!“

„Vergiß nur Eulalia nicht!“

„Ach, richtig! — Die war inzwischen, sich selbst genug, von Wipfel zu Wipfel immer aufwärts gestiegen und saß nun entzückt hoch oben auf dem Geiersteine.

„Waren Sie schon oben?“ fragte ich meine Schweigsame.

„Nein,“ entgegnete sie leise, „so lange konnte ich die Mutter nicht verlassen.“

„Es geht besser mit ihr? — Ich glaube, ich sah sie vor dem Hause sitzen?“

„O ja, und nach schlimmer, schlafloser Nacht,“ antwortete Marie, indem sie freudig dankend aufblickte. — „Wir werden gehen müssen, Eulalia! — Wir sind schon zu lange fort.“

„Mein Gott, ja, liebe Marie!“ rief Eulalia, die endlich die Lage zu begreifen begann. „Man erwartet mich auch beim „grünen Hirten.“ —

„Ja, sind wir denn nicht hier bei dem „grünen Hirten?“

„Nein, Herr Müller, da sind Sie längst vorübergewallt,“ schwärmte Eulalia. „O, diese idyllischen Hütten gleichen sich alle so sehr und der Duft des lieblichen Hirtenlebens weht um jedes Halmendach!“

„So brachen wir denn auf und stiegen abwärts: auf der einen Seite zog Gulalia geschwätzig schwärmend, auf der andern Seite der Queis schäumend lärmend — er schien des Onkels Stelle zu vertreten; halb brauste er eifernd hart an den Weg heran, halb rannte er zornig abseits in die Wiesen; dann kehrte er zankend zurück und sprudelte über taube Felsenblöcke seine Vorwürfe und Ermahnungen. — Ich war dafür ebenso taub, wie die Steine.

„Wird ein reuiger Sinn am Nachmittag Verzeihung finden für den Uebermuth des Morgens?“ fand ich Gelegenheit Marien zuzuslüstern.

„Ein liebliches Erröthen war die Antwort. Freilich schimmerte etwas Unwille hindurch — wol aber weniger über das Attentat, als vielmehr darüber, daß das Attentat nicht perfect geworden war, wie die Juristen sagen.“

Die Frau Professorin antwortete nur mit einem strahlenden Blicke.

„Hier, meine einzige Marie,“ unterbrach Gulalia lispelnd unsern wortlosen Dialog, „hier müssen wir uns trennen. Der gute Vater erwartet mich oben beim „grünen Hirten.“ Aber bald, recht bald sehen wir uns wieder!“

„Während die Damen Abschied nahmen, blickte ich zum „grünen Hirten“ hinauf. — Eine geputzte Gesellschaft bewegte sich vor dem Hause unter den Bäumen.

„Plötzlich löste sich ein dicker Herr eilig aus dem

Enäuel heraus, — einer kleinen Lawine gleich, begann er den Berg herabzurollen; in weiter Ferne schon glaubte ich das zornige Blitzen seiner Augen wahrzunehmen — die Beine gingen mit ihm durch — die Damen schrieten entsetzt auf; und er war im Begriff, im unaufhaltsamen Galopp über den Weg und die Steinmauer hinweg in den Queis zu schießen: da erfaßte ich ihn und im wirbelnden Schwunge fielen wir Beide herzhaft auf einen Granitblock nieder.

„Besorgt faßte Marie die Hand des Onkels, der athemlos keuchte, und richtete, stumm vor Schreck, die liebevollsten Blicke auf ihn.

„Würdiger Herr! welche hastige Eile?“ sprach Eulalia, die andere Hand des alten Herrn erfassend. „Welche Gefahr treibt Sie gleich einem rauschenden Sturzbach diesen steilen Felsensteig hernieder, als ob es gälte, sich in den Fluß zu versenken?“

„Ach was — Sturzbach! was — versenken!“ fuhr der Onkel zornig in die wohlgesetzte Rede hinein. „Ich bin kein Frosch, der in jedes Wasser springt! — Der verwünschte Weg — und das duldet die Polizei! — läuft Einem unter den Beinen weg! Und das recommandirt der Doktor den Badegästen!“

„Sie haben doch nicht Schaden genommen?“ fragte ich besorgt.

„Sie brauchten gerade nicht wie ein Markthelfer anzu-

packen, wissen Sie!“ schnurrte er mich zornig an; „und dieses Sopha hier hat wahrhaftig keine Sprungfedern, Herr!“

„Mit diesen Worten erhob er sich und stand nun wieder fest auf den Beinen.

„Uebrigens, Fräulein Eulalia, und Sie, Herr Maler! — eilen Sie! Sie werden da oben sehnlichst erwartet.“

„Erlauben Sie — Ihr Fräulein Nichte,“ — wendete ich ein.

„O, bemühen Sie sich nicht,“ schrieb der alte Herr hitzig. „Das Geschäft wird ohne Sie besorgt werden — ich habe darauf lange genug umsonst da oben gewartet! — Kann mir's jetzt erklären. Na, künftig — ! — Adieu, Herr, Adieu! — Komm Marie!“

„Und er nahm den Arm der Nichte und ging ohne Weiteres ab. Diese Unhöflichkeit jedoch vergütete Marie mit einem Blicke, Doktor! mit einem Blicke — !“

Die Frau Professorin sah auf.

„Ich bin ja schon still, Marie,“ rief der Professor. „Ich sage nur, daß ich den Muth fand, den Arm der Essigfabrikantin zu nehmen und mit ihr aufwärts zu steigen; jedoch nur eine kurze Strecke. Dann blieben wir — aus ganz verschiedenen Gründen — zur Umschau stehen.

„Eulalia entledigte sich einer Entzückung über den neu angestrichenen Kirchthurm — ich beobachtete das rasch abwärts steigende Paar: der Onkel sprach eindringlich und

eifrig zur Nichte, die gesenkten Hauptes neben ihm schritt; in seinem Eifer stolperte er über einen Stein und die kurze Unterbrechung genügte ihr, einen Blick zurückzuwerfen — und was unsere Blicke in der flüchtigen Begegnung eines Moments aussprachen, hat der Onkel bis heutigen Tages nicht widerlegt.

„Onkel und Nichte verschwanden um eine Ecke und ich stieg mit Gulalien vollends zum „grünen Hirten“ hinauf. Sie tauchte sofort in eine Schaar junger Damen unter und ich gerieth in den gelehrten Discurs, den der biedere Uckermärker mit einem lustigen Justizrath über ein Drüsenpulver führte, das, wie Herr Revison bewies, auch dem Rindvieh zusagen sollte.

„Mir sagte es weniger zu und ich unternahm — leichtsinnig genug — einen Streifzug um das Haus. Dabei fiel ich dem Essigkünstler in die Hände, der sich sofort anschickte, seine Grippegeschichte ausführlich von vorn zu beginnen.

„Ich entfloh in blinder Hast und gerieth in das Netz der Frau Commissionsrätthin, die mich ihren Notabilitäten, d. h. einer Frau Geheimrätthin v. K. aus Berlin, vorstellte. Die Gnädige musterte mich vom Scheitel bis zur Sohle und entließ mich sodann mit einem Kopfnicken, das wol einige Duzend Ahnen schwer sein sollte.

„Der Essigfabrikant trieb zum Ausbruch und die Gesellschaft zog in langer Reihe den Berg hinab nach Flinsberg zurück.

„Am Gasthause saßen einige junge Reisende. Einer derselben erhob sich, als wir uns näherten.

„Was Teufel! Baron, Du hier!“ sprach er laut, indem er mir entgegenkam.

„Ach, liebster Freund!“ rief ich, einen akademischen Verbindungsbruder erkennend und ihm entgegeneilend.

„Welche Ueberraschung!“

„Wir lagen uns in den Armen.

„Ich bin der Maler Müller!“ flüsterte ich ihm zu: sein Blick sagte mir, daß er mich verstanden habe.

„Ich verabschiedete mich von der Gesellschaft, die Zeuge der Scene gewesen war, verbrachte den Abend mit meinem Freunde und seinen Reisegefährten sehr heiter, und mein Freund warf in der Unterhaltung den Maler, den Baron und den Doktor bunt durcheinder.

„Befehlen der Herr Baron den Kaffee?“ fragte am folgenden Morgen der bei mir eintretende Kellner unter tiefen Bücklingen.

„Was Teufel! soll's mit dem Baron?“ rief ich verwundert.

„O, wenn der Herr Baron wünschen — ich kann schweigen!“ kispelte der Kellner geheimnißvoll unter neuen Verbeugungen.

„Herr, schlafen Sie doch erst aus, ehe Sie Unsinn schwagen!“ schrie ich ihn an.

„Der Herr Baron werden gleich bedient werden!“

„Mit diesen Worten schwenkte sich der Kellner zur Thür hinaus und sein Frackschooß wedelte demüthig ihm nach.

„Auf der Promenade begegnete ich zunächst dem Essigfabrikanten — er umging mich vorsichtig. — Glücklicherweise hatte ich den Anfang seiner Grippengeschichte zweimal — das Ende war für mich verloren, das sah ich ein.

„Eulalia begrüßte mich mit scheuer Zuversichtlichkeit; der Onkel aber trottete an mir vorüber, wie ein wüthender Bär.

„Die Frau Commissionsrätthin und ihre Notabilität hielten sehr leutselig Stand.“

„Nun, Herr Müller,“ zischelte mir Frau Bitzger laut in die Ohren, „die Frau Geheimrätthin möchte sich Ihrer Kunstfertigkeit wol anvertrauen.“

„Vier Louisd'ors das ist feststehender Preis,“ antwortete ich trocken.

„Nein, Herr — Müller! Sie sind ein Schelm, Herr — Müller!“ rief die Frau Commissionsrätthin mit besonderer Betonung des Namens; und tippte mit der Spitze ihres Sonnenschirms auf meine Schulter, während die Gnädige verständnißvoll zu mir herüber blinzelte.

„Mir aber ward ganz unbehaglich in meinem doppelten Incognito.

„Waren Sie schon in Liebwerda?“ fragte mich Herr Levison, anscheinend der einzige Mensch, der noch an den Müller glaubte.

„Nein.“

„Würden Sie wol heut mit mir hinüber fahren?“

„Auf der Stelle!“ versetzte ich hitzig und ich nahm den verwunderten Blick des Udermärkers für das Vergnügen gern hin, den fatalen Baron wenigstens auf einige Stunden los zu werden.

„Und doch — ich fühlte es, als wir im Wagen dahinrollten, daß mir die Luft fehlte, in der sie athmete, und daß mein Herz zurückgeblieben war. Als doctor philosophiae bewies ich mir scharfsinnig, daß dies unmöglich sei — aber ich glaubte dem Doktor nicht und blieb unter diesen Kämpfen des siegreichen Gefühls gegen die armseelige Wissenschaft ziemlich einsilbig.“

„Wo fahren's hin, die Herren?“ hielt uns jenseits der Grenze ein österreichischer Grenzzäger an.

„Nach Liebwerda.“

„Schaun's, da kann i halt gerad nach Neustadt mitfahre!“ versetzte der Desterreicher, indem er ohne Weiteres Anstalt traf, den Wagen zu besteigen.

„Das wird sich doch nicht gut machen, guter Freund!“ versetzte der Udermärker barsch; „wir sind im Plaze beschränkt genug. Vorwärts, Kutscher.“

„Der Kutscher hieb in die Pferde; der Desterreicher blieb zurück.“

„Mit etwas weniger Zudringlichkeit hätten wir ihn wol aufgeladen, nicht wahr?“ sprach Herr Revison zu mir.

„Am Zollhause tauchte plötzlich der Grenzzäger wieder auf; er hatte die Reise hinten auf dem Wagen als blinder Passagier mitgemacht — und wir meinten, ihn weit hinter uns zurückgelassen zu haben.

„Erlauben's die Herren!“ hielt er uns wieder an; „wollen's die Gefälligkeit haben, mir Ihren Paß zu zeigen.“

„Wie — Pässe?“

„Der Udermärker sah mich, ich sah den Udermärker an.

„Wir haben keinen Paß mitgenommen!“

„Ja, schauen's, wenn's keinen Paß nit haben, da können's halt hier nit passiren.“

„Da trat der Zolleinnehmer heran.

„Wir erklärten ihm unsere Verlegenheit. — Der Grenzzäger warf ihm einen Blick zu.

„Ja, schauen's, Ihr Gnaden,“ sprach der Zöllner, „wenn's keinen Paß nit haben, da können's halt hier nit passiren.“

„J, da möchte man ja gleich lebendig aus der Haut fahren!“ platzte der Udermärker heraus.

„Das nützt Ihr Gnaden auch nix,“ lächelte der Grenzer gutmüthig, „und uns, schauen's, ist's leere Fell auch zu nix nutz.“

„Was aber, zum Schwernoth! soll man denn thun?“ schrie Herr Levison.

„Wissen's, Ihr Gnaden,“ antwortete der Zöllner mit seiner unausstehlichen Gutmüthigkeit, „das dahier is a

hübscher Platz; da drehen's halter um und fahren hin, wo's hergekommen sein. — Und a ander Mal, schauen's, da bringen's halt a Paß mit. Die Herren Preußen, das find gar gescheite Leut'; die werden's schon merken, warum ma in Oesterreich a Paß braucht. — Wünsch' Ihnen glückliche Reis'!“

„Mein Gefährte erstickte, während der Wagen wendete, einen fürchterlichen Fluch in einem mürrischen Brummen. Ich aber segnete den vergessenen Paß; ich fühlte die Spannung, die mich auf dem ganzen Wege beherrscht hatte, plötzlich sich lösen: „vielleicht!“ flüsterte eine Stimme in mir; und an jeden Buchstaben knüpften sich zahlreiche Fäden einer geheimen Erwartung, die mit meiner guten Laune und Gesprächigkeit endlich auch den Ufermäcker umspannen.

„Aber nach Hause fahren wir nicht!“ rief er entschlossen aus.

„Wie — nicht nach Glinsberg?“

„Nein! — Fahren wir nach Schwarzbach! — Berg und Thal und einen Bissen Brot finden wir dort auch. Das Andere schaffen wir wol heran.“

„Gut, nach Schwarzbach!“ sprach ich kleinlaut.

„Zwischen zwei Vorbergen, welche sich von der Tafelfichte und dem Heufuder herabziehen, rauscht die Schwarzbach ein enges Thal entlang: sie plaudert den Erlen und den Ahornbäumen am Ufer alle Märchen und Geheimnisse

der düstern Wildniß da hoch oben aus; und an den Abhängen hinauf hat sich unter beständigem Grenzstreit mit der kulturfeindlichen Gestaltung und Bewaldung des Bodens das Dörfchen Schwarzbach angesiedelt.

„Der holprige Weg das Dorf aufwärts marterte rücksichtslos die hungernde Ungeduld meines Begleiters; wir erreichten das Wirthshaus „zur Tafelsichte“ gerade noch zur rechten Zeit, um die bedenklichen Schwankungen seiner guten Laune zu beschwichtigen.

„Wir schlugen unser Hoslager in einer Bretterbude auf; und während ich die Bildergalerie an den Wänden studirte, welche — ein warnendes Beispiel — den mit vieler Verschwendung von Blutroth colorirten Lebenslauf irgend eines bedeutenden Helden der Landstraße darstellte, betrieb der wackere Revison die Herstellung des Mittagseffens mit so viel Umsicht und Energie, daß, als gerade der Richter den blutenden Kopf des Helden emporhielt, wir unsern vereinten Angriff auf ein Forellenmahl beginnen konnten.

„Nach meiner Schätzung war es für fünf Personen hergerichtet; ich gewann jedoch sehr bald großen Respekt vor dem richtigen Blick des Herrn Revison: während ich meine Portion verzehrte, verschwanden vier Fünftheile des leckern Mahles vor meinen Augen viel schneller, als es bereitet worden war und ein mächtiger Haufe schaurig nackter Gerippe allein blieb zurück.

„Darauf setzte Herr Revision noch ein halbes Pfund vom einheimischen Käse und lehnte sich sodann in seinen Stuhl zurück mit der Miene eines befriedigten Menschen.

„Ich muß Ihnen sagen,“ begann er mit menschenfreundlicher Stimme, nachdem er mich eine Weile prüfend betrachtet hatte, — er gehörte offenbar zu den bevorzugten Organisationen, deren Gefühlsthermometer der Magen ist, — „daß ich in Flinsberg ein Auge auf ein ganz allerliebstes Mädchen geworfen habe, das neben dem Gasthose wohnt und Marie heißt.“

„Ich horchte erschreckt auf: wenn dieser junge Cannibale um mein süßes Lieb herumischlich, wie der Bär um den Honig; wenn sich der Liebes hunger mit seinem Biermänner-Appetit etwa zum sentimentalen Paroxismus verband — welche Katastrophe war dann in der ersten hellen Mondscheinnacht zu befürchten!

„Der alte Berg jedoch,“ fuhr Herr Revision fort, „ist rasend in Marie verliebt und möchte sie gern heirathen: er bewacht sie wie ein Feld reifer Schoten und ich habe das Vertrauen zu Ihnen, Sie werden mir helfen, den alten Krautwächter derb an der Nase zu fassen — Sie haben das Zeug dazu.“

„Den alten, würdigen Herrn? Schämen sie sich denn der Sünde nicht?“

„Nein, ganz und gar nicht. Ich wundere mich über Ihre Entrüstung.“

„Oh — ich dachte, Ihre Neigungen wären nur auf Eßbares, wie harten Rindsbraten oder einheimischen Käse gerichtet.“

„Nun, jeder Mensch hat einen Magen,“ belehrte mich Herr Levison, „aber auch ein Herz. — Uebrigens habe ich mich vorher erkundigt. — Das Mädchen kocht der Mutter eigenhändig die vortrefflichsten Kräuterjuppen. — Gewiß ein schlagender Beweis für viel Geist und Gemüth.“

„Ohne Zweifel! Aber woher wissen Sie, daß der alte Herr das Mädchen heirathen will?“

„Ach, das ist ja bekannt. Sogar meine Tante hat davon gesprochen. Uebrigens ist er weder der Onkel, noch sie die Nichte. — Das ist eine ganz curiose Geschichte; und ich bleibe dabei, Marie muß gerettet werden.“

„Haben Sie denn schon mit ihr gesprochen?“

„Ja. — Einmal. — Und wir waren beinahe schon über das Wetter hinaus. — Da schoß der Alte wie ein Raubvogel daher und scheuchte die Taube hinweg.“

„Er scheint ein erfahrener Praktikus.“

„Ich sage Ihnen — der hat Routine! Und Marie — nein, ich könnte nie wieder mit Gewissensruhe solchen vortrefflichen Käse essen. Nun aber, bester Freund! nach einer guten Mahlzeit ein Mittagsschläfchen — das ist das Höchste, was ich kenne.“

„Und Herr Levison lehnte sich gähnend tiefer in den Stuhl zurück und schloß behaglich die Augen.“

„Ich hatte keinen Beruf, ihn von seinen Träumen fernzuhalten; denn ich fühlte das Bedürfniß, mit meinen Gedanken zu Rathe zu gehen.

„Ich schlenderte die jenseitige Berglehne hinauf und fand oben am Waldsäume eine fesselnde Rundschau. —

„Da lag vor mir das Thal, friedlich still und eng umhegt; tief unten das Dörfchen zusammengedrängt — einzelne Häuser unter knorrigen, vom Winde gebogenen Apfelbäumen den Berg hinauf bis zum dunkeln Fichtenwalde kühn vorgeschoben; dazwischen die gelben Fußsteige, auf denen hie und da vereinzelte Gestalten auf und nieder stiegen: das Alles ausgebreitet auf dem in hundert wechselnden Tinten lebensfrisch wuchernden Grün; und darüber unter dem Strahl der Mittagssonne, wie ein Schleier ausgegossen ein bläulicher, träumerischer Duft — vielleicht sah ich in meiner gepreßten Stimmung poetischer als gerade nothwendig war: ich nahm den Stift und ein Blatt Papier, ließ mich auf einem breiten Steine am Fußwege im Schatten einer Fichte nieder und begann zu zeichnen.

„Nein, Mama, wie das niedlich ist!“ rief plötzlich eine helle Kinderstimme hinter mir.

„Ich sprang auf und sah mich einer Damengesellschaft gegenüber, die von Flinsberg kam.

„Verzeihen Sie meiner Tochter die zudringliche Neugier,“ sprach mit verbindlichem Lächeln eine der Damen zu mir,

während ich höflich grüßte; „sie kann eben nicht dafür — es ist ein Erbübel, das sie von der Mutter hat, diese Vorliebe für Landschaftsbilder. Und wenn Sie also erlauben —“

„Ich hörte schon lange nicht mehr, ließ die Zeichnung in ihrer Hand, und drängte mich durch den Kreis der Damen: ganz zuletzt stand in verlegener Zurückhaltung Marie.

„O mein Fräulein!“ stotterte ich erregt, „wenn ich es aussprechen dürfte, wie dieses unerwartete Zusammentreffen mir den ganzen, verloren gegebenen Tag rettet!“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Marie, nicht weniger verlegen, „die Mutter — es geht heut so gut mit ihr — und sie munterte mich auf, den Spaziergang mit den Damen zu unternehmen. — Der Vater des kleinen Mädchens da und der Onkel —“

„Der Onkel! Natürlich!“

„Sie kommen nach — zu Wagen. — Aber waren Sie denn nicht nach Liebwerda gefahren?“

„Ja, allerdings. — Glücklicherweise ohne Paß. — O mein Fräulein, so ein Paß, den man im rechten Augenblick vergessen hat, und so ein Böllner, der auf die vergessenen Pässe wie ein Jagdhund spürt, und diese Grenzsperrre — das sind doch sehr wohlthätige Einrichtungen, mein Fräulein? — oder wären sie zufällig in diesem Punkte anderer Meinung?“

„Marie schüttelte ganz ernsthaft und leise den zierlichen Kopf und schickte sich an, der Gesellschaft zu folgen, die den Weg nach Schwarzbach fortsetzte.

„Nun ist es eine sinnreiche Einrichtung der Fußwege dort oben, daß man auf ihnen nur zu Zweien gehen kann und vermöge ihrer bequemen Breite zu Zweien gehen muß. — Niemand in der Gesellschaft fand es demnach auffallend, daß ich mit Marien den Zug schloß.

„Nur die junge Frau blickte zweimal discret lächelnd nach uns zurück und rief ihre kleine Tochter Anna zu sich heran, als dieselbe sich meiner in kindlicher Zudringlichkeit bemächtigen wollte.

„Ach lieber Freund!“ fuhr der Professor mit einem Seufzer fort, „es giebt eben bevorzugte Momente im Leben eines Menschen; Momente, in denen man die Eindrücke, die auf uns einwirken, nicht mit den groben Sinnesorganen, sondern durch die Vermittelung eines geistigen Gefühls in sich aufnimmt. Marie sprach wenig — aber jedes ihrer Worte war überhaupt von dem zarten, poetischen Duft eines tiefen, reichen Gemüths.“

„Die normale Thätigkeit der Sinnesorgane ist bei ihm inzwischen längst wieder zur Herrschaft gelangt,“ schaltete Frau Marie mit glücklichem Lächeln ein.

Der Professor warf ihr einen langen, beredten Blick zu und fuhr fort:

„Die Gesellschaft schlug einen falschen Weg ein; und

da der falsche Weg der weitere war, so hatte ich keinen Grund, den Irrthum aufzuklären.

„Diese großartige Gebirgslandschaft,“ sprach Marie zu mir, „muß für einen — Künstler“ — sie betonte das Wort — „viel Anziehendes haben, — freilich,“ fügte sie zögernd hinzu, „wer Abenteuer sucht, wird sie nicht mit dem Auge des Künstlers betrachten.“

„Ach, Fräulein Marie!“ rief ich eifrig, „so hat der ungelige Baron auch zu Ihnen den Weg gefunden! Aber eines ehrlichen Mannes Wort darauf, Fräulein! — „Baron,“ das war mein Spitzname in der akademischen Verbindung, der ich auf der Universität angehörte — Sie wenigstens, Fräulein Marie, werden mir glauben, daß ich „Baron“ hieß, aber nicht Baron bin!“

„Die Gesellschaft voltigirte auf dem falschen Wege, den sie eingeschlagen hatte, vor uns über eine Steinmauer hinweg.“

„Nicht wahr, Fräulein Marie, Sie glauben mir und nicht den Andern,“ fragte ich, indem ich ihr auf die Mauer half.

„Ein leiser Druck der Hand — und sie sprang leicht und anmuthig auf der andern Seite hinab.“

„Liebster Freund, ich weiß nicht, ob Ihnen die Genügsamkeit der erwachenden Liebe bekannt ist! — Sie lebt von Blüthenstaub und von den Honigtröpfchen im Blumenkelche — ein Druck der Hand, ein Blick des Auges, das

ist für ihre zarte Constitution schon zu viel: sie berauscht sich und schweift weit hinein in die thaufriische Morgenröthe einer sonnenhellen Zukunft! — Wohl dem, dem aus dem goldenen Morgenroth diese helle Zukunft ersteht, wie mir!“

Der Professor reichte über den Tisch hinweg die Hand seiner Frau und sie legte die ihrige mit einem gerührten Blick hinein.

„Nach Rom führen bekanntlich viele Wege,“ fuhr der Professor fort. „So gelangten wir endlich auch von den sonnigen Ufern des Schwarzbächleins unter das schattige Dach der Bretterbude, in welcher inzwischen eine andere, aus Minsberg herübergekommene Gesellschaft meinen braven Ufermärker aus seinen Verdauungsträumen aufgeschreckt hatte.

„Er betrachtete mich mit sehr deutlich in seinen Blicken erkennbarer Ueberraschung, als er mich vertraut neben Marien daherkommen sah.

„Hier, meine Herrschaften,“ rief mit heller Stimme die junge Frau über den Tumult der Begrüßungen hinweg, „werden wir, denke ich, Alle unterkommen.“

„Und sie wirthschaftete vorsorglich mit Tassen und Köffeln an einem geräumigen Tische, an welchem sie mit einem freundlichen Winke auch mir einen Platz anwies.

„Ich wählte ihn umsichtig Marien gegenüber aus und bald rollte die Unterhaltung wie eine gut geheizte Loco-

motive im Kreise herum: ich aber richtete mir eine kleine Telegraphie mit meinem Gegenüber ein; und so flog manch liebes Zeichen auf unsichtbarer Bahn hinüber und herüber.

„Vielleicht nicht so ganz unsichtbar, und Herzensneigung soll scharfe Brillen haben; der wackere Ufermärker schlich um unsern Tisch herum, wie der Fuchs um einen Hühnerstall. — Aber nirgends öffnete sich eine Lücke; und großend, mit gespreizten Schritten rannte er von der unschuldigen Jugend des Straßenhelden an der Bretterwand bis zu seinem blutigen Ende und wieder zurück.

„Ich weiß nicht, welches Unheil sein steigender Zorn geboren haben würde, wenn nicht zur rechten Zeit die freundliche Wirthin einen riesigen Krug voll Kaffee und einen Berg von Bopffstimmeln vor ihm auf einem benachbarten Tische abgeladen hätte: er ließ sich davor nieder mit der trogigen Miene eines hungernden Löwen.

„In demselben Augenblicke rollte ein Wagen vor die Bude.

„Der Vater! — Der Onkel!“ rief Anna, vergnügt in die Hände klatschend.

„Und die Damen erhoben sich; aus dem Wagen entwickelten sich zwei Herren, voran, würdig wie immer, der Onkel: und während sie die Händedrücke und Begrüßungen der Damen entgegennahmen, saß ich in rathloser Verlassenheit an dem vereinsamten Tische neben einigen Notabilitäten.

„Da erfaßte mich eine breite, kräftige Hand: und ehe

ich eigentlich wußte, was mir geschah, sah ich mich dem Semmelberge des biedern Ufermärkers gegenüber.

„Schwarz und süß? — Weiß und bitter?“ fragte er, indem er mir einschenkte. — Und mit der, dem Deutschen eigenthümlichen Gutmüthigkeit, die keinen Menschen stört, wenn er ißt, wartete er geduldig, bis die letzte, zähe Locke der Bopfsammel hinter meinen stramm arbeitenden Zähnen versunken war.

„Liebster Freund!“ begann er sodann eifrig sein Examen; „Sie finden auch, daß sie —“

„Etwas altbacken und zäh,“ antwortete ich mit einem Blicke auf die Gesellschaft, die eben wieder in die Bude hereinströmte, den Onkel und seinen Begleiter in der Mitte.

„Fräulein Marie?“

„Nein, die Semmel.“

„Ich meinte Fräulein Marie — und Sie kennen sie also schon! Was Teufel! — Wo denn her?“

„Das lasse ich mir gefallen,“ rief der Onkel heiter über die ganze Gesellschaft hinweg. „So ganz, ohne warten zu dürfen, eine Tasse Kaffee!“

„Nicht wahr?“ antwortete die junge Frau, indem sie rüstig die volle Kaffeeanne von Tasse zu Tasse schwenkte, wobei ihr voller, runder Arm recht kokett zur Geltung kam.

„Sie sind doch erst gestern angekommen, und ich dränge mich seit acht Tagen um sie herum,“ fuhr Herr Levijon in mich herein.

„Solch ein Weg hierher!“ zankte der Begleiter des Onkels; „miserabel, wie ein Geschäft in Buttermilch — endlos, wie ein preußischer Conkurs.“

„Ich stelle Ihnen das Zeugniß aus, daß Sie sich vor jedem Wirthshause bankrott erklären wollten,“ warf der Onkel ein.

„Und ich attestire Ihnen, daß Sie mich ohne Erbarmen weiter schleppten, wie denn die Onkels immer, wenn sie auf Nichten speculiren, unmensächlich grausam sind.“

„So reden Sie doch ein Wort!“ drängte mich der Ufermärker. „Vorhin noch rühmten Sie sich, auf Kräutersuppen keinen besondern Werth zu legen. — Und nun —“

„Wo ist denn unser Künstler geblieben?“ rief die junge Frau. „Trinken Sie nicht eine Tasse Kaffee mit uns?“ fügte sie, mich erblickend, mit einladendem Lächeln hinzu.

„Da wendete sich der Onkel um: alle gute Laune auf seinem Gesichte erstarrte förmlich zu Eis — „hat Sie denn der Teufel überall?“ las ich in mächtig großer Frakturchrift aus seinen ingrimmigen Blicken!

„Ich sank auf meinen Stuhl zurück.

„Entschuldigen Sie!“ rief Herr Revision, indem er sich höflich verbeugte, „der Herr Baron Müller trinkt seinen Kaffee hier und dankt freundlichst.“

„Unverschämte Gutmüthigkeit!“ groöte ich innerlich.

„Dann erlauben die Herren,“ versetzte der Begleiter des Onkels, indem er mit der Kaffeetasse in der Hand an

unsern Tisch trat, „daß ich mich Ihrer Societät anschließe. — Unter uns — neben den Frauenzimmern kann man seinen Arm rühren und von der Cigarre bekommen sie den Husten. — Ich heiße Fröhlich, meine Herren, und mache in Colonial.“

„Dabei trank er seinen Kaffee aus.

„Mein Name ist Levison — Levison aus der Uckermark,“ stellte sich mein Freund vor.

„Ich heiße — ,“ wollte ich seinem Beispiele folgen.

„Schon gut, meine Herren! — Danke! — Ich mache auch in Wein, von der Flasche bis zum Orkust.“

„Doch wol nur successive?“ warf ich ein.

„Nach Umständen. — Aber sagen Sie mir um Gottes willen, meine Herren! wie machen Sie es möglich, in Glinsberg zu leben? — In Warmbrunn habe ich mein Podagra gelassen; und hier, ich fühle es, bekomme ich es wieder! — Wie halten Sie das aus? Sind Sie krank, oder sind Sie auf anderer Fährte?“

„Noch ein Täßchen, lieber Karl?“ rief die junge Frau herüber.

„Danke, liebes Rätchen! Er macht mir zu warm. — Dort sehe ich eine kühlere Firma — an diese werde ich mich wenden!“

„Er sprang auf, deutete auf eine Tafel über des Straßenhelden letzten Augenblicken mit der Inschrift: „Waldischlößchen,“ und bestellte bei der eben herantretenden Wirthin.

„Dann mischte er sich in eine Unterhaltung, welche am nächsten Tische geführt wurde.

„Ein teuflermäßiger Kerl, dieser Herr Fröhlich,“ murrte der Ufermärker, ganz bestürzt vor so vieler Beweglichkeit; „überall zu Hause, wie die Maus auf dem Kornboden — der wird überall grün, wie Vogelmeirich!“

„Ich unternahm einen Versuch, wieder in Marien's Gesellschaft einzulaufen — des Onkels Eisklippengesicht scheuchte mich zurück; ein Frösteln überlief die ganze Gesellschaft. — Ich erhaschte von Marie einen bittenden Blick und wendete mich zu dem Tische der Notabilitäten, an dem auch der „Baron“ eine gnädige Aufnahme fand.

„Ein rechter Wehrwolf, dieser Berg,“ flüsterte die Gnädige ihrer Nachbarin zu. „Aber freilich — Fräulein Halder ist so reizend, daß sie eine große Thorheit und eine kleine Liaison wohl entschuldigt.“

„Die kleine Liaison galt dem Baron, die große Thorheit dem Onkel; darüber benahm mir ein Blick der Gnädigen, der mich streifte, allen Zweifel.

„Wirklich also war ich des Onkels Nebenbuhler, meine Neigung aber bereits ein Gegenstand des Badeslatzsches.

„Ich glaube, ich ward roth; und ich ward nachdenklich: und wäre nicht bisweilen von jenem Tische, an welchem ich ein Ausgestoßener war, ein Sonnenstrahl zu mir herübergedrungen — ich wäre mir recht kläglich vorgekommen.

„Mit der Bierkuffe in der Hand trat Herr Fröhlich heran.

„Vorzügliche Qualität,“ rief er mir zu. „Von dieser Waare muß man starke Bezüge machen.“

„Und er that einen nachhaltigen Zug.

„Als ich noch für Weber und Schuster in Frankfurt reiste —,“ begann er sodann.

„Meinen Sie nicht, daß der richtige Moment eingetreten ist, ein kleines Vesperbrot einzunehmen?“ unterbrach ihn der Ußermärker.

„Ganz recht, theurer Herr! — Ich will Ihnen sagen, die Wirthin hat mir ein vertrauliches Wort von vor-
trefflichen Würstchen zugeflüstert.“

„Ah, da will ich doch gleich —“

„Ja und für mich auch, bitte! — Als ich noch für Weber und Schuster in Frankfurt —“

„Aber, lieber Karl! Denkst Du denn gar nicht an den Rückweg?“

„Aber, liebes Rätchen, ohne die Würstchen kennen gelernt zu haben? — Nein, liebes Rätchen! Nur keine Barbarei in unserm aufgeklärten Jahrhundert! — Als ich noch für Weber und Schuster —“

„Aber, liebster Karl, es wird spät, ehe wir nach Hause kommen!“

„Abendfühle, alter Warmbrunner Podagrif!“ warnte der Onkel.

„Was da!“ lachte der Kaufmann; „Fröhlich und

Podogra zeichnen nicht mehr — E. W. Fröhlich steht wieder fest auf den Beinen! — Als ich noch —“

„Aber, lieber Karl!“

„Aber, liebes Rätthchen, zu Fuß gehe ich heut mit Dir nach Hause. Als ich —“

„Aber, lieber Karl, den schrecklichen Berg dort drüben willst Du wagen?“

„Soll ich mich dem schrecklichen Berg hier und seiner zermalmenden Ribitze anvertrauen? Nein, Rätthchen — nie wieder! Als ich —“

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Platz in unserm vortrefflichen Wagen anzubieten,“ fiel ich ein. „Herr Levison wird mit dem Tausche gern zufrieden sein und leistet Ihnen noch Gesellschaft bei den Würstchen,“ fügte ich arglistig hinzu.

„Vortrefflich! — Aber Sie selbst, theurer Herr?“

„Ich gebe mir die Ehre, die Damen zu begleiten.“

„Ich las in Herrn Levison's nachdenklichen Mienen, daß ihm eine Ahnung meiner Kriegslist aufging, und daß er schwankte, ob er nicht lieber die Würstchen aufgeben sollte.“

„Da sprang der Onkel rücksichtslos mit beiden Beinen mitten hinein auf das so umsichtig angelegte Blumenbeet meiner Hoffnungen.“

„Das ist in der That sehr liebenswürdig von Ihnen,“ schrieb er mich mit höhrender Höflichkeit an; „da kann ich

gleich mit meiner Nichte abfahren. Sie sehnt sich so sehr nach ihrer kranken Mutter.“

„Und noch bevor ich dieser unerwarteten Wendung gegenüber mich sammeln konnte, hatte er seine Ribitze bestellt; nach wenigen Minuten hob er Marie hinein, die mir einen betäubten Blick zuwarf.

„Herr Levison langte sich eben mit ungemein befriedigter Miene das dritte Paar der vortrefflichen Würstchen auf seinen Teller.

„Adieu! Adieu!“ rief uns Herr Berg zu, indem er mit triumphirenden Blicken den Hut schwenkte — und die Ribitze setzte sich polternd in Bewegung.

„Ich aber, in der Laune eines geprellten Fuchses, zog wie ein bissiger Schäferspitz mit meiner Heerde über den Berg hinweg und wie es auch um mich schwirrte von Abendgold und Mattengrün — ich verdiente es wol, daß mir Frau Fröhlich, als die Gesellschaft in Flinsberg auseinander ging, beim Abschiede zuflüsterte:

„Sie sind es eigentlich nicht werth — aber ich werde Gnade üben und einen recht schönen Gruß bestellen.“

„Dann trat sie in das Haus — sie bewohnte mit Frau Halder dasselbe Haus —, vor welchem ich vergebens nach der Nichte umherspähte; nicht einmal der Onkel war zu sehen.

„Der folgende Tag war noch weniger tröstlich: der Onkel war wenig sichtbar und in unnahbarer Laune;

Marie sah ich gar nicht. Ich lief umher, waidwund, wie ein angeschossenes Stück Wild und hatte zudem noch den Verdruß, überall theilnehmend oder spöttlich lächelnden Gesichtern zu begegnen.

„Ueberall in der Welt — nur nicht in einem kleinen Bade sich verlieben.

„Eulalia nahm einen bedenklichen Anlauf, mich anzuschwärmen; die Commissionsrätthin ging ernstlich daran, mich in einer Fluth weiser Rathschläge zu erstickern — ich entfloh und traf auf einsamer Bank am Berge Frau Fröhlich.

„O, mein guter Genius führt mich zu Ihnen!“ rief ich ihr entgegen.

„Der Herr Baron erweisen mir zu viel Ehre,“ versetzte sie mit spöttischer Höflichkeit.

„Ich beschwöre Sie, geben Sie diesen unseligen Baron auf! Wollen Sie die Güte haben, mich ruhig anzuhören?“

„Sehen wir zu, was Sie zu sagen haben.“

„Ich nahm neben der jungen Frau Platz, erzählte ihr gewissenhaft meine Erlebnisse in Glinsberg und schloß mit der dringenden Bitte um ihren Beistand.

„Gut,“ sprach Sie, „da Sie nun kein Baron sind, sondern ein ehrsamere, bürgerlicher Schulmeister in spe, so sehe ich nicht ein, weshalb ich Ihnen nicht helfen soll.“

„O, nicht wahr?“

„Vorausgesetzt, daß Sie sonst ein rechtschaffener Mensch sind.“

„Das schwöre ich Ihnen zu,“ rief ich, in meiner Seelenangst alle zehn Finger emporhebend. — „Aber haben Sie denn auch gestern den Gruß bestellt?“

„Gewiß.“

„Und was hat sie gesagt? — Sie sehen ja, daß ich auf der Folter liege!“

„Gesagt hat sie gerade nichts.“

„Oh!“

„Nur glaube ich, —“ fuhr Frau Fröhlich mit einem schelmischen Lächeln fort.

„Was in des Himmels Namen, glauben Sie?“

„Nein, Alles zusammengekommen! ist es sogar gewiß.“

„Was ist gewiß?“

„Daß der Onkel im Allgemeinen viel besser ist, als alle andern Männer, und im Besondern viel besser, als Sie verdienen. — Komm, Anna! wir müssen zum Papa. — Adieu, Herr! Adieu!“

„Und das nennen Sie freundschaftliche Hilfe?“ stöhnte ich der jungen Frau nach.

„In meiner innern Unruhe rannte ich weit in die Berge hinein und fand mich nach mehreren Stunden, wie das nun eben geht, ermüdet in dem kleinen Fichtenwäldchen hinter Marien's Wohnung wieder.“

„Die Sonne zeichnete durch die verästelten Aeste

schwankende Schattenbilder auf das Moos und über mir tummelten sich im neckischen Spiele zwei Eichhörnchen lustig von Zweig zu Zweig.

„Wie das so wonnig ist, wenn Zwei zusammen sind!“ sagte ich mir, indem ich mich am Stamme einer Fichte träumerisch nieder setzte.

„Der alte Hauswirth trat aus dem Hause und schlich, die Sense auf der Schulter, am Waldsaume hin der Wiese zu, um der Kuh das Abendfutter zu holen; seine Frau erschien in der Thür und blickte, die Hand zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen über die Augen gedeckt, ihm nach. Der Alte wendete sich um — und da leuchtete es hell über ihr welkes Gesicht.

„Die Liebe wird eben nicht alt,“ dachte ich, und schaute zu Marien's Fenster empor — eine weibliche Gestalt meinte ich dahinter sich bewegen zu sehen. -- Das Fenster öffnete sich — ein blonder Kopf ward sichtbar — ich hörte das Klopfen meines Herzens: da flatterte ein alter Teppich heraus, den das Dienstmädchen austäubte.

„Plötzlich fühlte ich überall ein Krabbeln, Zwicken und Beißen: ich hatte mich auf einen Ameisenhaufen gesetzt und die kleinen Thierchen hatten meine Liebeschwärmerei als eine Kriegserklärung aufgenommen — zu Hunderten krochen sie auf mir umher. Ich sprang auf — ich suchte mich stampfend, klopfend und schüttelnd des Angriffs zu erwehren — ich riß den Rock vom Leibe: und da kam

sie — Marie, allein, am Waldsäume herab, und schritt über die kleine Wiese dem Hause zu, kaum zwanzig Schritte an mir vorüber — und ich, in Hemdsärmeln, an hundert Stellen zugleich gezwickt und gebissen, mußte still halten und sie verschwinden sehen!

„In der Stimmung, in welcher ich nach Hause kam, schien mir in der That eine Partie Whist, zu welcher die Herren Levison und Fröhlich mich aufforderten, das einzig Mögliche.

„Als wir Platz nahmen, kam der Justizrath herbei.

„Ah, der erste Anfang von Civilisation, den ich in Flinksberg entdecke,“ rief er entzückt. — „Man kommt bei dem ewigen Grünfutter des Naturgenusses wahrhaftig um alle Bildung. — Gehen wir also über die Generalien rasch hinweg und fangen wir an!“

„So spielten wir denn einige Stunden lang. — Näheres ist mir immer dunkel geblieben. Nur erinnere ich mich, daß mich Herr Levison wiederholt staunend betrachtete, Herr Fröhlich aber einmal ausrief: „wie ein Engländer speculirt, wie ein Dorfkrämer durchgeführt. Sie haben Großes im Kopfe oder sonst wo — also weiter.“

„Am folgenden Morgen war ich sehr frühzeitig auf der Promenade, um wenigstens an ihrem Hause vorübergehen zu können. — Sie stand wirklich am Fenster und erwiderte meinen Gruß mit einem, wie mir schien, fast traulichen Nicken — wie von einem allmächtigen Zauber-
spruch verwandelt, erschienen mir die Wiese und das Thal

und die von den wallenden Morgennebeln verschleierten Berge rings umher plötzlich im Lichte wunderbarer Schönheit; und über dem Geiersteine, über die Wipfel der Fichten hinweg, die sich wie eine betende Gemeinde herandrängten, flammte, überwältigend, wie ich sie nie zuvor gesehen, in hell strahlender Majestät die Morgen Sonne auf.

„Ja, war mir denn Herz und Sinn für alle diese Herrlichkeit nicht erst aufgethan worden durch sie? Der Sinn dafür, die freudige, bewusste Empfänglichkeit verhärtet das gewöhnliche Treiben des alltäglichen Lebens zu kalter Erstarrung, die nur der Zauberstab erlösend bricht, der an die tief verborgenen Quellen reiner Liebe im dunklen Schacht des Herzens schlägt.

„In dieser gehobenen Stimmung war ich sogar fähig, Gulalien zuvorkommend zu begrüßen; und ich warf in die poetischen Nebel unserer Unterhaltung vorsichtig Marien's Namen.

„Die Gute!“ flötete Gulalia, „wie ich sie liebe!“ — Ach,“ fügte sie mit dem süßesten Lächeln hinzu, „sie ist so gut — sie opfert sich auf — sie hat für nichts, für nichts Sinn, als für ihre franke Mutter! — Seit zwei Tagen habe ich sie kaum gesehen!“

„Ich verstand die süße Bosheit und wußte, daß ich nichts erfahren würde.

„Und stellen Sie sich vor,“ flötete Gulalia weiter, „daß ich schon morgen das himmliche Glinsberg verlassen muß!“

„Die Grippe also Ihres Herrn Vaters? —“

„O, die Männer — die Männer!“ klagte Eulalia in den zartesten Flageolet-Tönen. „Keiner hat Verständniß für die in der Tiefe einer harmonisch besaiteten weiblichen Seele klingenden Accorde!“

„Ich meinte doch, ich müßte die Bosheit von vornhin, wenn auch nur in kleiner Münze, zurückzahlen.“

„Ich für meine Person bekenne mich allerdings einer argen Vernachlässigung der musikalischen Studien schuldig,“ antwortete ich.

„Entrüstet wendete sich Eulalia ab und überließ mich zur Strafe den Händen eines Professors aus Berlin, welcher die Freundlichkeit hatte, seine naturwissenschaftliche Belehrung auch der lebenswürdigen Frau Fröhlich nutzbar zu machen, als sie sich an meine Seite drängte.

„Mein guter Mann hält es hier nicht aus,“ raunte sie mir zu. „Er reist heut Nachmittag nach Warmbrunn zurück und — wir begleiten ihn bis Greiffenstein.“

„Ich sah überrascht auf.

„Danke, Herr Professor, für die belehrende Unterhaltung,“ knixte sie uns an. „Auf dem Greiffenstein, glaube ich, giebt's auch solche wunderliche, alte Knochen; da können wir — gleich heut Nachmittag unsere Studien fortsetzen.“

„Sie ließ mich in einer wilden Gedankenfluth zurück. Der Professor aber schloß seine fesselnde Erzählung mit den Worten:

„Und sehen Sie, da endlich kam der Kerl in das wohlverdiente Zuchthaus.“

„Und ich komme auch hin — ganz gewiß komme ich hin,“ schloß ich in demselben Augenblicke laut die Reihe meiner Gedanken.

„O, Gott behüte — Sie doch nicht?“

„Herr, was soll mich davon abhalten?“ schrie ich hitzig, indem ich in herausfordernder Haltung vor dem Professor stehen blieb.

„Er betrachtete mich forschend und trat einen Schritt zurück.“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung!“ rief ich, aus meinen Träumen erwachend. „Heut zu Tage spricht man so viel von Kirche und Zucht, daß mir, dessen ganzer Ehrgeiz auf ein Schulamt gerichtet ist, das Zuchthaus so unwillkürlich ganz nahe daneben erscheint.“

„Ah, das ist in praxi nicht so schlimm,“ versicherte der Professor gutmüthig; „und junge Leute haben noch immer ein Loch gefunden, durch welches sie der Zucht ent schlüpften. — Das wird wol auch ferner nicht anders sein.“

„Und er grüßte mit einem scheuen, zweifelnden Blick.“

„Ich aber ging unverweilt an die Ausführung des Planes, den ich rasch entworfen hatte.“

„Was meinen die Herren zu einer gemeinschaftlichen Fußwanderung nach Tschoch, dessen höchst romantische Lage nicht genug zu empfehlen ist?“ hielt ich zunächst den Justizrath und den Ufermärker an.

„Wie weit?“ fragte der Justizrath vorsichtig.

„Sehen Sie, Herr Justizrath, wenn wir über diese Berge da und durch die zwischenliegenden Thäler unsern Weg in gerader Richtung nehmen, so ist's wenig mehr als zwei Meilen.“

„Herr Levison betrachtete mich mitleidig.

„Herr!“ schrie mich der Justizrath an, „das ist versuchter Mord! und wenn sie mir noch einmal zumuthen, zu Fuß die Dorfgrenze zu überschreiten, so belange ich Sie criminaliter!“

„Ich möchte Sie doch vor übermäßigen Anstrengungen warnen,“ mahnte der Uckerländer väterlich. „Ich habe an überhitzten Pferden, namentlich wenn sie in der Druse liegen, die schrecklichsten Beispiele von den Folgen erlebt.“

„Er ließ mich stehen, und ich gerieth mit meinem Vorschlage demnächst an einen Pastor.

„Ihr Vertrauen ehrt mich,“ antwortete der fromme Herr. „Aber, mein theurer Freund, wenn ich mich ablehnend dazu verhalte, so gestatten Sie mir, Ihnen in Kürze meine Gründe darzulegen. Erstens soll man Gott nicht versuchen: und zwar einmal, weil unsere schwache menschliche Kraft leicht versagt, und sodann, weil man nie weiß, wann des Herrn Langmuth am Ende ist. — Zweitens —“

„Mit meinem Erfolge ganz zufrieden, verzichtete ich

gern auf die weiteren zwei- und mehrtheiligen Gründe und schoß auf die Frau Commissionsrätthin zu; — sie vor Allen war die Person, die ich brauchte.

„Eine Fußtour — über die Berge! Charmant!“ rief sie; „ganz die Ihrige, — unter der einzigen Bedingung, daß wir fahren.“

„Eine Fußwanderung zu Wagen — wie denken Sie sich das wol ungefähr?“

„Ich denke mir das ganz schön: ich und viele andere Damen begleiten Sie -- im Geiste. Und wenn hoch über Ihnen eine Lerche wirbelt — denken Sie dann, das sind wir Alle.“

„Die Elster wird mir zu Hause nützlicher sein,“ dachte ich, indem ich mit betrübter Miene mich verneigte.

„Eine halbe Stunde später zog ich reisefertig an der Wohnung des Onkels vorüber.

„Wohin?“ rief mich einer seiner Hausgenossen an.

„In die Berge,“ antwortete ich recht laut, „und für einige Tage denke ich.“

„Und da der Onkel gerade den Kopf zum Fenster herausneigte, so warf ich ihm einen unbefangenen Gruß zu.

„Der Justizrath und der Udermärker, der Pastor und die Pitzger — das wird genügen, um meine Fußwanderung unter die Leute zu bringen und den Onkel sicher zu machen. Namentlich die Pitzger — auf sie setzte ich volles Vertrauen; sie müßte ihren Beruf als Bade-Elster ganz und gar

verleugnen, wenn der Onkel mich heut auf dem Greiffenstein vermuthet! — Sie also, sie wird dort sein!

„Auf der Höhe des Berges, von welchem ich einen herzlichen Gruß zu dem grauen Dache zurücksendete, unter welchem „Sie“ wohnte, öffnete sich eine weite, reiche Aussicht in das Friedeberger Thal: die Thürme und die im Sonnenlicht erglänzenden, weißen Giebel der kleinen Stadt schlossen die lange Reihe grün eingehüllter Dörfer, die sich den Fluß hinabzogen; rechts grüßte der Greiffenstein verheißungsvoll herüber und auf den weit ausgebreiteten Wiesen waren zahlreiche, fleißige Hände in der Heuernte thätig; schon leuchteten die Kornfelder gelb und einzelne stattliche Reihen von Puppen zogen sich an den Berglehnen hin.

„Da, während mein trunkenes Auge sich nicht zu sättigen vermochte an dem köstlichen Bilde vor mir, das doch nur der Rahmen meiner eigenen, freudig aufwallenden Empfindungen war, stimmte weit unten im Thale eine Glocke ihr frommes Geläut an; in tieferem Tone fiel eine zweite ein und im Windhauch drang, bald leis verhallend, bald zu mächtigen Klängen anschwellend, der ernste Ruf zu mir herauf: ja, vielleicht der Jubelruf einer befreiten, zum ewigen Licht, zur ewigen Liebe aufsteigenden Seele; vielleicht — vielleicht der Zurückbleibenden weinende Klage, welche ihr die Versicherung nachträgt, ihrer in unvergänglicher Liebe zu gedenken bis zur frohen Wiedervereinigung.

„Denn ohne hoffende Liebe vermöchte der Mensch nicht zu leben und nicht zu sterben.

„Im weiten Bogen — denn es galt, viele lange Stunden auszufüllen — wanderte ich dem Greiffenstein zu. — Hinter Wiegandsthal gesellte sich ein Mann zu mir, der am Arm, mit rother Schleife befestigt, einen umfangreichen Blumenstrauß trug — ein Hochzeitbitter, wie er mir mit großem Selbstgefühl mittheilte. Und er wußte viel Rühmliches vom Brautpaar zu sagen, für welches er die Gäste eingeladen hatte.

„Bald begegnete uns auch das „Brautfuder,“ hoch aufgethürmt auf bekränztem Wagen; der Kutscher und die Peitsche, die er lustig schwang, die Pferde und die Kuh, welche dem Wagen folgte, ja auch die rotharmige Magd, welche sie führte — Alles war mit bunten Bändern reichlich geschmückt. Hoch oben auf dem Wagen aber, über Schränken und Tischen, über dem Spinnrad mit dem in Goldpapier eingewickelten Rocken, über Betten und Butterfaß, Kannen, Besen und Mäusesalle, die mit einem Reibeisen im Kampfe lag, thronten drei ältere Frauen in gravitätischer Würde, die Hüterinnen des Brautshakes, denen auch oblag, die neue Wirthschaft einzurichten.

„Sie begrüßten den Hochzeitbitter herablassend und reichten ihm eine umfangreiche Flasche zu, aus welcher er „auf das Wohl des Brautpaars!“ herzhaft Bescheid that.

„Gebt mir doch die Flasche auch 'mal her; ich will's

auch leben lassen!“ schrie der Kutscher mit rothglühenden Backen.

„Wenn Ihr mit gesunden Gliedern ankommen wollt, so laßt den Burschen nicht mehr trinken!“ warnte der Hochzeitbitter.

„Der Kutscher langte mit der Peitsche nach ihm; der Hochzeitbitter stolperte im Zurückspringen — die Flasche zerschellte am Boden.

„Wüßtes Geschrei und Gelächter von allen Seiten — und ich eilte, wenig erbaut, von dannen.

„Die Sonne rückte entsetzlich langsam weiter und ich erdachte mir die schönsten Fälle und Möglichkeiten, wie ich die Gesellschaft treffen und besonders „Sie“ finden würde; ich hielt lange Gespräche mit ihr und sie sagte mir dabei unendlich viel Schönes und Liebes.

„Endlich kam ich auf dem Greiffenstein an. — In der Brauerei fand ich Niemand. Aber man sagte mir, ein ältlicher Herr und zwei Damen seien auf die Burg gestiegen.

„Das waren ohne Zweifel die Gesuchten. — Ich folgte ihnen nach kurzer Rast und betrat mit hochklopfendem Herzen den ersten Burghof.

„Da sprang mir in geflügelter Eile Frau Fröhlich entgegen.

„O wie gut, daß Sie kommen!“ rief sie mir athemlos zu. „Eilen Sie! Ich hole Hilfe!“

„Um Gott! was ist geschehen?“

„Aber die junge Frau sprang unaufhaltsam an mir vorbei weiter abwärts.

„Eilen Sie!“ rief sie in vollem Rennen mir zu, und von einer furchtbaren Angst ergriffen, stürzte ich aufwärts.

„Was konnte geschehen sein?“

„Da stand der Dnfel, rathlos, mit großen Angsttropfen auf der Stirn, über den Rand eines Gewölbes geneigt.

„Um Gottes willen, Herr! helfen Sie — hier! hier!“ schrie er, indem er mich wild am Arme faßte.

„Ich blickte hinab: da saß in der Tiefe, an die Mauer gelehnt, Marie, das Gesicht angstvoll zu uns erhoben.

„Im nächsten Augenblick sprang ich hinab und kniete neben ihr nieder.

„Sind Sie verletzt?“ fragte ich besorgt.

„Ich glaube nicht. Nur schmerzt mich mein Fuß sehr. Ich kann darauf nicht auftreten.“

„Wie steht es, Herr?“ schrie der Dnfel herab und seine Miene war eine sonderbare Mischung der Sorge um Marie mit dem Verdruß darüber, daß er selbst den Sperber in den engen Käfig hatte hinabschicken müssen.

„Bitte, Herr!“ rief ich hinauf, „treten Sie zurück — ich habe bemerkt, die Steine am Rande sind locker.“

„Der Dnfel verschwand.

„Um des Himmels willen, theure Marie! was ist denn geschehen?“

„Ich trat auf einen dieser lockern Steine — er gab nach und ich glitt mit ihm in die Tiefe.“

„Sie begann leise zu weinen; und die Thränen, die langsam über ihre blassen Wangen rollten, brachten mich aus aller Fassung.“

„Marie — Marie!“ flüsterte ich, ihre Hand erfassend, „was ist Ihnen? Haben Sie Schmerzen?“

„Wie steht es denn?“ schrie der Onkel wieder herab; und der Verdruß übermog schon deutlich die Sorge.

„Die Steine, Herr! Sie werden sie uns auf den Kopf schleudern!“ rief ich hinauf. „Besorgen Sie lieber eine Leiter!“

„Sogleich! Sogleich!“

„Und der Onkel verschwand wieder.“

„Marie — was fehlt Ihnen?“

„Sie trocknete ihre Thränen.“

„Mir war so bange in dem dunkeln, kalten Gewölbe,“ flüsterte sie. „Jetzt, da nur Jemand bei mir ist, jetzt ist mir wieder wohl!“

„Marie — Marie! wie gern bin ich bei Ihnen! und,“ sprach ich, indem mein Blick über die uns einschließenden, grauen Steinmauern glitt, „kein Palast, den die verwegenste Phantasie erbaut, könnte mir ohne Sie lieber sein, als dieser öde Raum, da ich ihn mit Ihnen theile — und, Marie! meine Seele verlangt darnach, das ganze Leben hindurch an Ihrer Seite zu bleiben!“

„Sie legte leise den Kopf an meine Schulter und blickte zu mir auf, verschämt lächelnd aus feucht schimmern- den Augen; ich zog sie an mich und —

„Da sind wir!“ schrie der Onkel herab. — So eilig wäre es nun gerade jetzt nicht nothwendig gewesen; eine Leiter ward herabgelassen; ich hob Marie vom Boden auf — sie umschlang mich so traulich, daß mir fast der Athem verging — und trug sie vorsichtig die Leiter hinauf.

„Oben nahmen der Onkel und ein Arzt sie in Empfang, der zufällig in der Brauerei anwesend gewesen und den er sogleich mitgebracht hatte.

„Keine Gefahr,“ erklärte dieser, indem er den schmerzen- den Fuß untersuchte; „eine leichte Verrenkung und das werden wir sogleich in Ordnung bringen.“

„Ein leichter Schrei entschlüpfte Marien — der Fuß war wieder in richtiger Lage. — Nur empfahl der Arzt Vorsicht beim Niedersteigen.

„Gestatten Sie, Fräulein, daß ich Sie hinabtrage,“ erbot ich mich.

„Der Onkel warf mir einen bösen Blick zu.

„Bei gehöriger Unterstützung wird das Fräulein wol gehen können,“ versicherte der Arzt.

„So bin ich gern bereit —“

„Vielleicht hat der Herr Doktor die Güte,“ unterbrach mich der Onkel trocken; „die Herren verstehen es am besten, daß kein Schaden geschieht.“

„Und er ging mit Marien, welcher der Doktor den Arm reichte, voran, den Berg hinab.

„Marie stieg ja recht selig verklärt aus der Unterwelt wieder empor,“ zischelte mir Frau Fröhlich mit schelmischem Lächeln zu. „Ich befürchte, sie hat dort unter Molchen und rollenden Steinen ihr Herz eingebüßt — wie?“

„Im ehrlichen Tausche,“ antwortete ich. „Aber still — der Onkel horcht!“

„Unten in der Brauerei betrieb der Onkel die schnelligste Abreise, und trat dann an mich heran.

„Wir kommen immer in etwas wunderlicher Weise zusammen, Herr Müller oder Herr Baron,“ sprach er. „Heut indeß haben Sie viel gut gemacht — haben Sie Dank.“

„Dessen bedarf es nicht, da ich meinen Lohn reichlich — in mir trage,“ entgegnete ich, „und ich hoffe mehr als je, daß wir noch recht gute Freunde werden.“

„Er betrachtete mich forschend, nahm aber doch die Hand, die ich ihm bot; und so schieden wir denn in ganz gutem Vernehmen.

„Vom Wagen herab warf mir Marie einen letzten, langen Blick zu — sie rollte dahin.

„Was sollte ich noch auf dem Greiffenstein? Ich ergriff meinen Stock und wanderte dem Wagen nach.

„Auf der Post in Friedeberg nahm ich einen Brief von meiner Mutter in Empfang, der aus Flinsberg un-

bestellbar zurückgekommen war — ein Dr. Brandt war dort eben nicht zu ermitteln gewesen.

„Und ich gestehe, daß ich, nachdem ich den Brief gelesen hatte, ganz windelweich war vor Zerknirschung, vor Reue über den Verdacht, den ich gegen meinen vortrefflichen Onkel gehegt, vor Scham über die unwürdige Kriegslist, die ich mir gegen ihn erlaubt hatte.

„Hier seine einfache Geschichte, wie sie mir die Mutter mittheilte. — Er hatte geliebt mit der ganzen Innigkeit eines tiefen Gemüths: aber ein Freund, mit glänzenderen Eigenschaften ausgestattet, hatte erst die Eltern des Mädchens und dann wol auch dieses selbst gewonnen und den Edelmuth des Freundes angerufen. — Da hatte der Onkel entsagt — nach schweren Kämpfen. Er hatte freilich seiner Liebe nicht gebieten können — so war er unvermählt geblieben und hatte in einem Leben voll Arbeit und angestrengter Thätigkeit Ruhe gesucht — er war wohlhabend, er war reich geworden, aber nicht glücklich.

„Dagegen hatte verdientes und unverdientes Unglück den Freund verfolgt; er war in Noth gerathen, hart und lieblos gegen die Seinigen geworden und endlich davongegangen — man hatte nie mehr zuverlässige Nachrichten über ihn erhalten.

„Da war nun der Onkel mit der zartesten Rücksicht für Gefühl und Ruf der verlassenen, von ihm noch immer geliebten Frau für sie und ihre Tochter Marie eingetreten

und er ist ihnen ein hilfreicher, zuverlässiger Freund bis heut geblieben: eine engere Verbindung war nicht möglich, weil der Tod des Verschollenen nicht feststand; und einer geläuterten Jugendliebe hier, einem schwer geprüften Leben dort, genügte wol auch ein reines Verhältniß, welchem Hochachtung und Dankbarkeit Wärme und Dauer zugleich verliehen.

„Aber auf beiden Seiten ward der Wunsch rege, dieses Verhältniß in einem jüngern Herzensbunde fortzusetzen; und der Onkel hatte in dieser Hinsicht seine Hoffnungen auf mich gesetzt. Nun konnte ich mir auch erklären, weshalb er in Briefen wiederholt vorsichtig geforscht hatte, ob ich etwa bereits eine Herzensneigung gefaßt habe. — In Glinsberg Marie und mich zusammenzuführen, war sein Plan; und so groß war sein Vertrauen auf Marien's Vorzüge, daß er nicht zweifelte, ich würde mich sofort in ihre Zauberneze tief verwickeln. Diese Erwartung hatte sich nun freilich nur zu sehr gerechtfertigt; aber man stelle sich des Onkels Angst um seine Lieblingspläne vor, als ein fremder Wolf das Schäfchen in den Rachen nahm und das Schäfchen selbst sich gar so willig ergab! — Wirklich, Marie, wir haben dem Onkel böse Tage gemacht,“ schloß der Professor.

„Ich doch wenigstens nicht mit dem schlimmsten Vorbedacht,“ versetzte Frau Marie. „Du aber warst der Wolf und Du bist es noch heut.“

„Daß ich der Wolf gewesen, will ich nicht bestreiten,“

versetzte der Professor. „Unter Deiner sanften Hut und
Bucht aber bin ich längst ganz und gar zum Lamme
geworden.

„Wie ich an jenem Abende nach Flinsberg zurück-
gekommen, vermag ich nicht zu sagen,“ fuhr der Professor
fort. „Ich weiß nur, daß ich wie im Traume meinen
Weg nahm durch Weidengebüsch und über Wiesen den
Queis hinauf und lange auf einem einsamen, stillen
Plätzchen saß, dem Rauschen der Wellen und dem fernen
Geläute der Abendglocken lauschend: wie auch vermöchten
arme Worte wiederzugeben, was in solchen Momenten
die Brust erfüllt und bewegt — Alles,

Was von Menschen nicht gewußt,

Oder nicht bedacht,

Durch das Labyrinth der Brust

Wandelt in der Nacht.

„Weiße Nebel zogen durch das Thal und der Mond
ging über den Geiersteinen auf, als ich den Berg zum
Bade hinaufstieg.

„Am folgenden Morgen, sobald es eben nur schicklich
erschien, begab ich mich zum Dinkel — er war bereits aus-
gegangen.

„So eilte ich denn zu Marie und ihrer Mutter.

„Frau Halder empfing mich artig, aber zurückhaltend.
Marie saß am Fenster und nähte mit Augen und Händen
in fliegender Hast.

„Ich hätte den Auftrag, einen Brief meiner Mutter abzugeben,“ sagte ich; und während Frau Halder den Brief las, hatte ich Muße, sie zu betrachten. — Sie war eine schöne Frau gewesen — man sah die Zeichen noch in dem edlen, blassen Gesichte und an der feinen, jetzt freilich gebeugten Gestalt.

„Sie ließ die Hand mit dem Briefe sinken und betrachtete mich prüfend, aber nicht unfreundlich.

„Ihre gute Mutter empfiehlt Sie uns sehr gelegentlich,“ sprach sie, „und ich freue mich, den Sohn und den Nessen meiner liebsten Freunde kennen zu lernen.“

„Sie reichte mir dabei die Hand, die ich ehrerbietig küßte, jedoch nicht ohne einige Verlegenheit über den Empfang, den ich herzlicher erwartet hatte.

„Marie beugte sich tiefer auf ihre Arbeit. Ich aber, unfähig, meine überwältigende Bewegung noch länger zu beherrschen, versetzte:

„O, verehrte Frau! wenn der Sohn und Nesse Ihrer liebsten Freunde ein Unrecht auf Ihr Wohlwollen hat, dann gewähren Sie mir die herzinnige Bitte, Ihr Sohn sein zu dürfen!“

„Gewiß, lieber Herr Brandt,“ antwortete Frau Halder gerührt, „Ihre Mutter, Ihr Onkel haben uns so viel von Ihnen erzählt, daß Sie schon ganz zu uns gehören; und ich werde immer gern Ihre mütterliche Freundin sein.“

„Nein, verehrte Frau! das kann mir nicht genügen —

ich flehe Sie an, seien Sie mir ganz die geliebte, theure Mutter. — O, Marie! kommen Sie — bitten Sie mit mir, daß sie den Bund unserer Herzen segne!“

„Marie erhob sich in reizender Verwirrung; Frau Halder blickte erstaunt von ihr auf mich.

„Wie denn, Kinder,“ rief sie, „Ihr kennt Euch? — Wie denn ist das möglich?“

„Wir kennen uns allerdings erst seit Kurzem — ein glücklicher Zufall führte mich immer wieder mit Marien zusammen; aber zweifeln Sie dieser kurzen Bekanntschaft wegen nicht an der Tiefe und Beständigkeit meiner Liebe!“

„Und Du hast geschwiegen?“ wendete sich Frau Halder an Marie.

„Der Onkel wünschte es,“ entgegnete sie leise.

„Ich glaube, das jetzt erklären zu können,“ fügte ich hinzu; „da er mich nicht kennt, so hat er Sie durch die Ihren Lieblingsplänen anscheinend drohende Gefahr nicht beunruhigen wollen.“

„Und was sagst Du nun Deiner Mutter, Marie?“

„Da sank Marie der Mutter an die Brust.

„Ach, ich hab’ ihn lieb — herzlich lieb!“ stammelte sie.

„Die Mutter hob in tiefer Bewegung die Augen nach oben; ihre Lippen flüsterten unhörbare Worte.

„So seid gesegnet, Kinder!“ sprach sie sodann mit wankender Stimme; „seid glücklich, wie wir es in Euch sein werden! — O, mein Sohn! behalten Sie mein

theures Kind immer lieb, und Du, Marie! halte fest und treu an ihm bis in den Tod!“

„Wir hielten uns in sprachloser Rührung umfassen.“

„Aber zum Henker!“ schrie plötzlich eine zornige Stimme in unsern Rausch hinein, „Herr Baron oder Herr Müller, hat Sie denn der Satan wahrhaftig überall, wo Sie nicht hingehören?“

„Oho, hier werd' ich doch wol 'mal am rechten Plage sein?“ antwortete ich heiter dem Onkel, dessen Eintritt wir nicht bemerkt hatten, „wenn anders der Bräutigam zur Braut gehört?“

„Was — Bräutigam! Was — Braut!“ schrie der Onkel entsetzt.

„Ja, mein lieber Berg,“ versetzte Frau Halber mit glückstrahlendem Lächeln, „ich habe es nicht verhindern können — die Kinder haben mich schwache Frau ganz und gar überwältigt!“

„Aber Johanna — aber Marie!“

„Aber lieber Onkel,“ fiel Marie ein, des Onkels Hand ergreifend, „Sie haben es ja mit verschuldet — warum mußten Sie mir auch immer so viel Gutes von meinem Bräutigam erzählen!“

„Ich doch nicht?“

„Verzeihen Sie, mein theurer Onkel,“ sprach ich bewegt, seine andere Hand erfassend, „ich bin weder Müller,

noch Baron — ich bin nur Ihr dankbarer — jetzt recht reumüthiger Nefse Theodor Brandt!“

„Sie?! — Du Windbeutel — der Theodor?!“

„Und der Onkel brach in ein herzliches, lautes Lachen aus, während ihm zugleich die Thränen über das Gesicht rannen.

„Du Spitzbube — wie Du mich diese vier Tage hindurch in Sorgen umhergejagt hast! Du bist ja gar nicht werth, daß man Dich so lieb hat! — Marie! der windige Maler verdient Dich gar nicht, — vertrau' Dich ihm nicht an!“

„Dem Maler Müller nicht, aber mit dem Doktor Brandt will ich's schon wagen!“ jubelte Marie.

„Komm her, Du alter, herziger Junge!“ sprach der Onkel, und seine Stimme ward weich, „komm an mein Herz — Du bist mir doch hineingewachsen und, weiß 's Gott! in diesen verwünschten vier Tagen tiefer als je!“

„Und in tiefer Rührung lagen wir uns lange in den Armen.

„Schämen sollte sich solch alter Bursche, noch so wehmüthig zu sein,“ sprach der Onkel endlich. „Komm her, Marie, mein Kind! sag' wann machen wir Hochzeit? — Denn das erkläre ich Euch rund heraus — ich warte nicht lange!“

„Das Mädchen ward feuerroth.

„Feiern wir nicht erst Verlobung?“ wendete ich ein, um Marien zu Hilfe zu kommen.

„Da hast Du Recht, Junge! Alles hübsch in Ordnung! Ein Fest müssen wir haben! Und das laßt mich besorgen!“

„Und der biedere Onkel bereitete uns am Abend im kleinen Kreise ein herrliches Fest: der Ufermärker, der an unserm Glücke aufrichtigen Antheil nahm, war dabei; auch Frau Fröhlich; die Pitzger aber nicht. Sie hat es mir nie verziehen.

„Meine Geschichte ist zu Ende,“ schloß der Professor. „Denn alles Uebrige versteht sich ja von selbst. — Aber die Erinnerung an jenen ersten Morgen ergreift mich so lebhaft; und, Marie, ich sehe nicht ein,“ fuhr er fort, indem er zu seiner Frau trat, „weshalb ich mir heut den Kuß nicht einfordern soll, der mir damals entging. Heut brauchst Du auch nicht erst zu blinzeln!“

„Nein, Du unverbesserlicher Verleumder,“ versetzte die Frau Professorin, „hier bekommst Du ihn heut nicht.“

„Ich kann ihn indeß,“ sprach der Professor, sie mit leiser Gewalt an sich ziehend, „heut ganz unmöglich entbehren! — Und — “

Da unterbrach ihn ein dröhnender Trompetenstoß.

Ueberrascht blickten wir uns um.

Da stand ein alter, dicker Herr, der unter herzlichem Gelächter mit einem großen Taschentuche winkte.

„He!“ rief er, „kannst Du die alten Raupen noch immer nicht vergessen?“

Schon lag der Professor ihm in den Armen.

„Wahrhaftig, nein!“ rief er, den alten Herrn im Triumph heranzuführend. „Aber ich exercire sie nur mit Marien!“

„Das sei Dir gerathen! — Bleib' sitzen, liebes Kind, ich bitte Dich,“ sprach der Onkel, indem er die Frau Professorin auf den Stuhl zurückdrückte und herzlich küßte; — „Gott sei Dank, daß ich Dich so finde und die Kinder frisch und munter.“

Im vertraulichen Geplauder verstrich Stunde auf Stunde; der Abend kam heran; ein goldiger Schein erglühete um die Fichtenwipfel. Der Onkel sah sinnend aufwärts.

„Kinder,“ sprach er, „wenn Euch ein alter Mann nicht gerade gar zu unbequem ist — ich bin entschlossen, bei Euch zu bleiben; denn,“ schloß er, während Alle ihn jubelnd umdrängten, „es mag Schwachheit sein — aber ich kann nicht leben ohne Euch und Eure Liebe.“



Anerkennung.

In Frauenhänden liegt des Lebens Preis!
Sie stehen anmuthsvoll im Zeitenstrom;
Und wie die Sterne hoch am Himmelsdome,
So zeigen sie der wilden Kraft ihr Gleis.

Es mag die Kraft Gewalt'ges sich erstreben —
Das Schöne wird von Frauen uns gegeben. —



Die blaue Blume.



Die blaue Blume.

Wenn man von Krobisdorf nach Giehren am Gebirge hingeht, so überschreitet man ein kleines Bergwasser, welches zwischen den Abhängen des Kessel- und Haumberges eilig herabläuft. — Folgt man ihm aufwärts, so hat man links den Kesselberg, auf dessen Lehnen hie und da graue Schieferfelsen aus dem dunkeln Grün des Waldes hervorbrechen; rechts steigen feuchte, buschige Wiesen zum Haumberge auf und drängen sich buchtig in den düstern Fichtenwald hinein, der die Höhen und den sie verbindenden Bergkamm bedeckt und das Thal abschließt.

Vor Jahren, als ich, um die Pflanzen der Gegend kennen zu lernen, das Gebirge fleißig durchforschte, stieg ich eines Tages an jenem Bergwasser aufwärts. — Ein betretener, bequemer Weg zog sich Anfangs neben demselben hin; der Lenz hatte auf den Wiesen und am Rande des Baches schon manche seltene Blume ausgestreut; der Himmel wölbte sich im reinsten Blau von Berg zu Berg und eine lustige Insektenwelt tanzte und schwärmte im

warmen Sonnenlichte über dem jungen Grün — es war eine angenehm anregende Wanderung.

Der Fußweg jedoch verließ weiter oben das Bergwasser: es galt nun, am Rande des Baches dem Fichtendickicht, das ihn zu beiden Seiten einschloß, einen Pfad abzurufen. Das Ufer, von verworren zusammengeschobenen Felsblöcken bedeckt, war zumeist mit einer dicken, feuchten Lage von Moos und Heidelbeerkraut überzogen und öfters versank der Fuß, den ich auf festen Grund zu setzen glaubte, in tiefe Risse; dann wieder drängte sich das Dickicht bis zum Wasser vor — man mußte über schwanfende, von den Wellen überströmte, von schlüpfrigem Moos bedeckte Felsstücke hinweg an das andere Ufer balanciren — dort bietet der üppig grüne Rasen wie ein weicher Teppich einen bequemen Weg — und der verrätherische Boden schwankt unter jedem Schritte, der Fuß versinkt im Sumpf, und es bleibt nur übrig, im Flußbett selbst mit gewagten Sprüngen von Stein zu Stein aufwärts zu klettern.

Der Bergwind führte eine eisige Luft von den Höhen herab; eine einsame Meise schlüpfte bisweilen durch die Fichten und hoch oben hämmerte der Specht an einer vertrockneten Tanne — je weiter ich aufwärts drang, desto schärfer prägte sich der Charakter öder Gebirgseinsamkeit aus.

Beinahe hatte ich die Höhe des Bergkammes erreicht, der

die Einsenkung einschloß; da fand ich auf einer flachen Vertiefung den Ursprung des Baches, der mein launenhafter Führer gewesen war.

Ein dichtgeschlossener Kranz mächtiger, uralter Fichten, von deren Aesten das Moos in langen, grünlich grauen Bärten niederhing, faßte eine kleine Wiese ein, in deren Mitte unter einem breiten, flachen Felsstück die Quelle hervorsprang.

Nur ein schmaler Streifen Sonnenlicht durchbrach den düstern Fichtenkranz und fiel über das Moos des grauen Steines auf die Wiese, die ringsumher noch bedeckt war von abgestorbenem, fahlem Grase — nur schüchtern und vereinzelt drangen die grünen Spitzen des neuen Anwuchses hervor.

Eine Gruppe weißsterniger Osterblumen erhob sich neben der Quelle, deren Wasser, wie ich mit Verwunderung bemerkte, wahrscheinlich von Eisenoxyd dunkelroth, fast blutfarbig war.

Der Ort war für längere Rast wirklich zu unheimlich; ich brach bald wieder auf. — Unwillkürlich jedoch warf ich, als ich die Bäume am Rande der Wiese wieder erreicht hatte, noch einen Blick zurück auf den grauen Stein und den rothen Born: ähnlich, dachte ich mir, mag man in grauer Heidenzeit wol die Opferplätze ausgewählt haben — so öde, traurig und erbarmungslos.

Während ich diesen Betrachtungen noch nachhing, trat

auf der entgegengesetzten Seite eine alte Frau unter den Bäumen hervor auf die Wiese.

Sie war ländlich einfach, aber fremdartig in schwarze und dunkelfarbige Stoffe gekleidet; eine dunkle Hülle umgab ihren Kopf und verdeckte den größten Theil ihres Gesichts; sie trug ein Bündel unter dem Arm, und ich war um so mehr geneigt, sie für eine Schmugglerin zu halten, als sie scheu nach allen Seiten umherblickte.

Sie bemerkte mich nicht und schritt bis zur Quelle vor.

Dort steckte sie in dem schmalen Streifen, welchen die Sonnenstrahlen abzeichneten, ein Stäbchen in den Boden; dann maß sie mit einem Bande die Länge ihres Schattens und nickte wiederholt wie befriedigt mit dem Kopfe.

Hierauf schritt sie einige Male langsam im Kreise um die Quelle herum und setzte sich endlich bedächtig auf den grauen Stein.

Das seltsame Benehmen der alten Frau erregte meine Aufmerksamkeit und Neugierde: ich drängte mich an den Stamm einer Fichte und wartete.

Die Alte erhob sich bald wieder und öffnete ihr Bündel. Dann nahm sie das Tuch, in welchem dasselbe eingehüllt gewesen war, schwenkte es einige Male um den Kopf und riß es sodann in der Mitte durch; die eine Hälfte verbarg sie sorgfältig in ihrem Brusttuch, die andere Hälfte breitete sie bedächtig über das Felsstück.

Darauf stellte sie ein Gefäß, einer Schüssel ähnlich,

und füllte dasselbe mittelst eines Töpfchens mit Wasser aus der Quelle.

Sie warf hierauf das Töpfchen gegen den Stein, daß es zerbrach, und spie auf die Scherben. Sie umschritt abermals die Quelle, pflückte hie und da ein Kraut und warf es in die Schüssel.

Zuletzt griff sie tief in die Quelle und brachte daraus Etwas hervor, das wie ein Wurm oder eine Wurzel aussah, zog unter ihrem Brusttuch eine lange, blonde Haarlocke hervor, band sie mit der Wurzel zusammen und warf sie in die Schüssel.

Dann goß sie aus einem Gläschen einige Tropfen in das Gefäß: ein dünner Rauch stieg daraus empor.

Die Alte kniete nieder und betrachtete aufmerksam den Inhalt der Schüssel, während sie das dumpfe Murmeln fortsetzte, welches, bald leise, wie ein andächtiges Gebet, bald heftig laut, wie eine zornige Beschwörung, alle ihre Bewegungen begleitet hatte; sie wiegte den Kopf langsam auf und nieder; sie streckte die Hände bald weit aus, bald hob sie dieselben zuckend empor und das weit herabfallende, phantastisch sie verhüllende Kopftuch, die breit sich aufbauschenden Röcke verliehen ihren seltamen Bewegungen ein wahrhaft gespenstisches Ansehen.

Der Abscheu, den ich gegen allen Aberglauben hege, hatte meine Geduld erschöpft: ich schritt rasch vorwärts; und die Hand auf die Schulter der Alten legend, rief ich sie an:

„He! Du schwarze Hexe! Was schaffst Du hier?“

Wie vom Blitz getroffen, lag sie im nächsten Augenblick auf dem Gesicht ausgestreckt zu meinen Füßen; ächzend warf sie den Kopf, von welchem das schwarze Tuch sich verschoben hatte, hin und her; die grauen Haare lösten sich auf und tauchten in langen Strähnen in das Wasser des Quells.

Betroffen von dem Eindruck, den mein Erscheinen auf die Alte gemacht hatte, faßte ich sie wieder an, um sie aufzurichten: da stieß sie einen wilden Schrei aus, sprang auf und lief flüchtig dem Walde zu. Dort verschwand sie, bevor ich in meiner Ueberraschung einen Entschluß fassen konnte; nur ferner und schwächer vernahm ich noch einige Male ihr stöhnendes Husten.

Zu einer Verfolgung hatte ich keine Lust und keine Veranlassung: sie wäre auch schwierig und jedenfalls erfolglos gewesen.

Neugierig wendete ich mich zu den zurückgebliebenen Geräthen. — Da lag auf dem grauen Steine noch das Tuch, roth und schwarz gestreift; und darauf stand, eben so gefärbt, eine irdene Schüssel.

Sie enthielt eine fast farblose, völlig durchsichtige Flüssigkeit; und — sonderbar! von Allem, was die Alte vor meinen Augen hineingeworfen hatte, war keine Spur zu entdecken; der Blick drang ungehindert bis auf den Grund des Gefäßes, welches das klare Blau des Himmels

und ein kleines Wölkchen widerspiegelte, das oben soeben vorüberzog.

Seltzam! Dieses Wölkchen schien Farbe und Form anzunehmen; es gestaltete sich zu einem menschlichen Gesicht, zu einem frischen, von langen, blonden Locken umschmeichelten Mädchengesicht mit tiefblauen Augen, die mir freundlich, bekannt-vertraut entgegenblickten.

Ich strich mit der Hand über meine Stirn: wo denn im Leben war mir dieses liebe, fromme Gesicht schon einmal begegnet?

Ich blickte wieder in die Schüssel: ein leises Beben schien die Oberfläche des Inhalts zu erschüttern; auf dem lieblichen Mädchengesicht schwebte noch das anmuthige Lächeln — aber ein schmerzlicher Zug mischte sich hinein; die frischen Farben verblaßten, die sanften Augen trübten sich, die Wangen schienen verfallen und eingesunken; die blonden Locken lösten sich auf und hingen schlaff an den grauen Schläfen nieder — die fahlen, zuckenden Nebel des Todes zogen über das holde Antlitz, das sich vor meinen, wie in einem erstarrenden Bann befangenen Blicken in die Larve einer Sterbenden verwandelte.

Mit einer unmuthigen Bewegung stieß ich die Schüssel um: sie zerbrach und ergoß ihren Inhalt über Moos und Stein, die unter der Berührung dieser Flüssigkeit sich schwärzten, und ein widerlicher Geruch drang mir entgegen.

Es liegt im Aberglauben eine ansteckende und darum

gefährliche Gewalt: während ich mich recht vernünftig ausschalt, soeben das Opfer einer Täuschung der erregten Sinne und einer, freilich mir noch unklaren Ideenverbindung gewesen zu sein, nahm ich doch das Tuch auf, das noch auf dem Steine lag und einen moïsusartigen, leichenhaften Geruch ausströmte, und steckte es zu mir, in dem unklaren Gedanken, daß es mir dazu dienen würde, Wesen und Zweck des Treibens der Alten zu ermitteln, das mir trotz aller Vernunftgründe bedenklich und gefährlich erschien.

Ich verließ den unheimlichen Ort und stieg zum Geiersteine hinauf. Die rüstige Bewegung und die frische Bergluft verjagten bald alle spukhaften Eindrücke.

Als ich den Wald verließ und auf die freie Fläche des Berges hinaustrat, begegnete ich einer Gesellschaft von Badegästen, welche von Hlinsberg aus den Geierstein erstiegen hatte.

„Ah, Doktor!“ rief man mir entgegen, „Sie kommen, wie immer, im rechten Augenblick! Sie sind ja vertraut mit den Schönheiten dieses bezaubernden Erdenwinkels, wie mit den Leiden seiner Bewohner: Sie werden uns einen neuen lohnenden Blick in die Ebene zeigen!“

„Sie wissen, meine Damen, daß ich, wie immer, ganz zu Ihrer Verfügung stehe,“ versetzte ich.

„Ich bitte, verziehen wir noch einen Augenblick,“ bat Frau Wehler, die Frau eines Gutsbesizers aus Sachsen,

„Sie wissen noch nicht, Herr Doktor,“ wendete sie sich freundlich zu mir, „daß meine Tochter Hermine und ihr Bräutigam mich heut mit ihrem Besuch überrascht haben, um mich nach Hause abzuholen.“

„Um so schlimmer, daß Sie schon morgen reisen werden, verehrte Frau,“ antwortete ich.

„Wer weiß?“ neckte eine der Damen. „Das Pärchen vergißt oben an den Geiersteinen uns gegenwärtig ganz und gar und zuletzt auch die Abreise.“

„Nein, da sind sie schon!“ rief die Mutter.

Die Augen Aller wendeten sich den Nachzüglern entgegen. Bei dem ersten Blick auf dieselben fand ich die Erinnerung wieder, die ich unten an der zauberhaften Schlüssel vergebens gesucht hatte: das Gesicht, welches ich darin erblickt hatte, war das Gesicht der jungen Dame, die mir jetzt mit glückstrahlendem Lächeln anmuthig leicht entgegentrat. Ich hatte sie kennen gelernt, als sie vor einigen Wochen ihre Mutter besucht hatte.

„Wie ich mich freue, lieber Herr Doktor,“ sprach sie, indem sie mir die feine, weiße Hand reichte, „daß ich Ihnen selbst noch danken kann für die Wiederherstellung meiner lieben Mutter! Was wäre aus ihr geworden ohne Ihre aufopfernde Sorgfalt!“

Ich war so betroffen, daß ich nur einige ablehnende Worte zu sagen mußte.

„Und da ist noch Einer,“ fuhr Hermine fort, und ein

rosiger Schimmer glitt über ihr reizendes Gesicht, „mein Bräutigam, Hauptmann B.! — der in unsern Dank einstimmt!“

„Mit voller Aufrichtigkeit,“ sprach der Hauptmann, dessen ernste, würdige Haltung einen sehr vortheilhaften Eindruck machte; „und ich weiß, Herr Doktor, daß der Dank, der aus dem Herzen kommt, von Ihnen verstanden und gewürdigt wird.“

„Darf man die botanischen Schätze sehen, die Sie auf Ihrer Wanderung eingeheimst haben?“ fragte mich eine der Damen.

„Gewiß, wenn Sie Vergnügen daran finden,“ antwortete ich, indem ich bereitwillig meine Trommel öffnete.

„Wie? Können wir an hübschen Blumen nicht Freude haben, weil wir sie nicht, wie ein gelehrter Doktor, mit wissenschaftlicher Sauce für das Auge anrichten können? — Zur Strafe für diesen Zweifel werden Sie Ihre Schätze unter uns vertheilen.“

„Das werden sie sich schon lieber gefallen lassen, als in meinem Herbarium vergraben zu werden,“ entgegnete ich, indem ich die Blumen den Damen reichte, die schönsten und seltensten zuletzt der Braut.

Sie nahm sie mit einem dankenden Lächeln und befestigte sie im Gürtel.

Wir traten an den Rand des Berges und betrachteten die weite Ebene vor uns, die in den Strahlen der tief-

stehenden Sonne bereits abendlich zu erglühen begann, während die Thalsenkungen sich hie und da schon mit bläulichen Schatten füllten.

„Sagen Sie mir, Herr Doktor,“ wendete sich Hermine plötzlich an mich, „was sich da unten auf der kleinen Wieje mitten in den dunkeln, hohen Bäumen bewegt?“

Ich folgte der Richtung, welche ihre Hand bezeichnete, und erkannte die kleine, spukhafte Wieje; man konnte von oben hineinschauen und ich unterschied deutlich den grauen Stein.

Alles lag dort in unbeweglicher Ruhe. — Doch nein — ein weißer Nebelstreif schien sich wie ein Schleier von dem Steine abzulösen; er breitete sich über die Wieje aus und stand sodann zwischen den Fichten still, wie die sogenannte Regenmutter, welche man oft als ein kleines Wölkchen aus dem Bergwalde emporsteigen sieht.

Bald zog sich der Nebel rasch nach allen Seiten; das Sonnenlicht verblich; es erhob sich ein kühler Wind und alle Zeichen kündigten ein schnell entstehendes Unwetter an.

Ich drängte zu schleunigem Aufbruch und die Gesellschaft beeilte sich, den Berg hinabzusteigen: das Wetter jedoch war noch schneller; — als wir den Saum des Waldes auf den höhern Regionen des Haumberges erreichten, fielen die ersten, kalten Tropfen; sie verdichteten sich rasch zu einem heftigen Regenguß, dem die leichten Kleider der Damen einen völlig ungenügenden Widerstand boten und

der uns, nachdem wir uns im schnellen Abwärtssteigen erhitzt hatten, gänzlich durchnäßte und durchkältete.

Als ich mich in F Ginsberg von den Damen verabschiedete und Hermine sah, blaß und erschöpft, die reichen, blonden Locken naß und aufgelöst niederhängend; da gemahnte es mich mit stillem Grauen an das Bild, das ich zuletzt in der Schüssel gesehen hatte: ich empfahl dem Mädchen dringend, sich sofort zu Bett zu legen und Thee zu trinken.

Obgleich ich mich mit der Hoffnung zu beruhigen suchte, daß das prophetische Gesicht mit dem Wetter erfüllt sei, das uns recht unfreundlich vom Haumberge vertrieben: so hatte ich doch eine schlechte Nacht — ich war in F Ginsberg geblieben —; die wunderlichen Erscheinungen des vergangenen Tages tauchten in meinen Träumen alle wieder auf und verschlangen und verwirrten sich zu wildem Hexentanze.

Ich war auch wenig überrascht, am folgenden Morgen frühzeitig zu Herminen gerufen zu werden. Sie hatte die Nacht sehr unruhig und unter beängstigenden Träumen zugebracht und glühte noch im heftigen Fieber.

Eigentlich bössartige Symptome waren nicht eingetreten; aber ich erkannte, daß Hermine durch ein sehr schwaches und reizbares Nervensystem zu den bedenklichsten Krankheiten disponirt sei.

An eine Abreise war unter diesen Umständen nicht zu denken. Glücklicher Weise fand die Kranke im Laufe des

Vormittags einen ruhigen, stärkenden Schlaf: und sie konnte den Bräutigam, der am Nachmittag abreisen mußte, heiter entlassen.

Nach wenigen Tagen war Hermine bis auf unruhigen Schlaf und eine träumerisch-trübe Stimmung, der vielleicht nur die Sehnsucht nach der Heimath und nach dem Bräutigam zum Grunde lag, wieder hergestellt: sie reiste an einem heitern Tage mit der Mutter ab und einige Zeilen zeigten mir bald darauf an, daß beide Damen in der Heimath wohlbehalten eingetroffen seien.

Das Bad füllte sich mehr und mehr und ich hatte vollauf zu thun. Im Drange der mannigfachen Geschäfte, welche mich gänzlich in Anspruch nahmen, vergaß ich das seltsame Abenteuer am rothen Borne.

So war der September herangekommen. Die Reihen der Gesellschaft lichteteten sich wieder und ich konnte wol bisweilen ein halbes Stündchen, mit behaglichen Gästen plaudernd, am Brunnenhause sitzen und den Blick in die immer anziehenden Schönheiten des Thales versenken.

„Erinnern Sie sich wol,“ fragte mich bei einer solchen Gelegenheit ein Badegast aus Sachsen, „der Gattin meines Freundes und Nachbars, des Gutsbesizers Wehler, und seiner Tochter, die im Sommer hier erkrankte?“

„Gewiß! Wie geht es der jungen Dame?“

„Sie würden sie,“ fuhr der Herr im Tone des Bedauerns fort, „nicht wieder erkennen. — Bald nach der Heimkehr verblühte, verwelkte, verging das frische, lebenswürdige Mädchen sichtlich; der Beistand der geschicktesten Aerzte hat sich bisher als ganz fruchtlos erwiesen — sie sind nicht einmal klar über die Natur des Uebels und haben es jetzt für eine unheilbare Nervenschwindsucht erklärt, an der, wie es scheint, das arme Kind unrettbar eingehen muß. — Die ganze Umgegend,“ schloß der Herr seine Mittheilung, „nimmt lebhaften Antheil an dem traurigen Schicksal des Mädchens, sowie an dem trostlosen Schmerze der Eltern und des Bräutigams.“

Diese Erzählung rief mir das Abenteuer am rothen Borne lebhaft in's Gedächtniß zurück: ein Brief aber, den ich wenige Tage später von Frau Wehler empfang, setzte mich geradezu in Verwirrung.

Sie beschrieb mir zunächst ausführlich und verständig das Befinden der Tochter während des Sommers und den gegenwärtigen trostlosen Zustand derselben.

„Nun aber,“ lautete der Brief sodann, „hat sich Etwas zugetragen, das Ihnen vielleicht thöricht erscheinen wird: aber Sie werden einer tief bekümmerten Mutter verzeihen, wenn sie, an menschlicher Hilfe verzweifelnd, nach einem letzten Hoffnungsschimmer selbst in das dunkle Gebiet des Aberglaubens greift. — Seit drei Nächten hat meine arme Tochter immer denselben Traum gehabt: sie sieht



eine kleine, einsame Wiese, rings von alten Fichten eingeschlossen, von deren Aesten falbes Moos in langen Bärten niederhängt. In der Mitte dieser Wiese liegt ein grauer Stein, unter welchem eine blutrothe Quelle hervorbricht; daneben aber erhebt sich ein Blumenstengel, welcher fünf dunkel violette Blüthen mit roth geränderten Blättern trägt: Sie, Herr Doktor! schreiten vom Abend her über die Wiese, pflücken die Blume und überreichen sie meiner lieben Hermine, worauf sie fröhlich davon eilt.

„Das ist der Traum.

„Ach, mein theures, armes Kind wird wol nie mehr in jugendlicher Fröhlichkeit dahinhüpfen! — Und doch — es ist so fromm, so rein: warum soll ich nicht glauben, daß Gott, dem ja nichts unmöglich ist, das Gebet einer jammernden Mutter erhört und meinem Kinde im Traum einen Engel der Rettung sendet? Ich frage nicht mehr, ich denke nicht mehr — aber mit der Inbrunst der innigsten Mutterliebe und des tiefften Schmerzes flehe ich Sie an: wenn Sie, wie Hermine zuversichtlich glaubt, können und wollen — o, so machen Sie diesen Traum zur Wahrheit, soweit es an Ihnen ist, und bringen Sie uns diese dunkle Blume! — Und war es dann wirklich nichts, als ein Traum — doch nein! es kann nicht sein! Helfen Sie — retten Sie eine Tochter und eine verzweifelte Mutter!“

Schweigend und erschüttert faltete ich den Brief zu-

sammen: ich fühlte mich von einem stillen Entsetzen überwältigt; mir war, als athme ich in einem erstickenden Nebel.

Zieht sich denn wirklich durch diese helle, lachende Welt eine Kette dunkler Macht und geheimnißvoller Einflüsse, welche aus sinnlosen Sprüchen und Zeichen, aus Kräutern und Steinen, aus tollen Ceremonien und Zusammenfügungen widersinnige und schreckliche Dinge wie giftige Tincturen und schädliche Geister abziehen und blühendes Leben dem Tode zu überliefern vermögen?

Zwar der Traum eines nervenkranken Mädchens ließ sich wol erklären: ich hatte ihr damals auf dem Haumberge im letzten heitern Moment vor ihrer Erkrankung eine Blume überreicht — es war eine blaue gewesen, ich erinnerte mich dessen genau —; sie war damit fröhlich davongesprungen; auch hatte man ihr vielleicht von dem rothen Born und seiner unheimlichen Umgebung erzählt.

Aber ihr Traum bezeichnete doch mit überraschender Genauigkeit jene Stelle, auf welcher sich ihr trauriges Geschick, wie es sich nun mit verwirrender Uebereinstimmung vollzog, und eben nur das ihrige vor meinen Augen entrollt hatte.

Dort hatte ich mich doch nicht getäuscht: ich war mit der entschiedensten Klarheit und Unbefangenheit in jene Hexenpossen hineingeschritten — nun sah ich mich plötzlich

von ihnen befangen; und indem ich die herandrängenden Thatfachen von mir abzuwehren vergebens mich bemühte, ward ich, wenn nicht zum Glauben, wenigstens zu einem peinigenden Zweifel gezwungen.

Während ich, in diese Gedanken versunken, in meinem Zimmer auf und ab schritt, war es dunkel geworden; die bekannten Gegenstände um mich versanken in Nacht, und jene seltsamen Gebilde und Gestalten, die mich beschäftigten — die düstern Fichten mit ihren langen Bärten, der graue Stein, die gespenstliche Alte mit ihrem räthselhaften Gebahren, die wechselnden Erscheinungen in ihrer Schüssel — wurden immer lebendiger; sie bewegten und erhoben sich — sie schwankten verworren durcheinander; sie verwandelten sich in die ungeheuerlichsten Formen — die sinnlosesten Beziehungen erschienen natürlich und die einfachsten Wahrheiten verschwanden abseits in dämmerungsvoller Ungewißheit.

Ich entriß mich dieser widerwärtigen Stimmung durch einen raschen Entschluß: ich zündete Licht an und warf mich auf eine trockene Namen- und Zahlenarbeit, die ich eigensinnig festhielt, bis ich ermüdet das Lager suchte.

Am folgenden Morgen war ich indeß eigentlich doch wenig gebessert — die Angelegenheit blieb, wie sie eben stand; und ich warf endlich alles Denken über Unbegreifliches mit dem Entschlusse zur Seite, mich nur an die Thatfache zu halten, d. h. betrübten, Hilfe fordernden Menschen soweit als möglich nach Willen zu thun.

Ich stieg demnach am frühen Morgen schon den Haumberg hinauf, weil ich nur über seinen Gipfel den rothen Born von der Abendseite her erreichen konnte — und ich wollte genau nach den Andeutungen des Briefes der Frau Wehler verfahren.

Es that mir um Hermine leid — aber ich war überzeugt, es würde sich neben dem grauen Steine eine dunkle Blume gar nicht finden und dadurch der ganze Traum sich lösen. — Heller Sonnenschein ist sputhaften Eindrücken und Vorstellungen eben nicht förderlich — und es war ein klarer, stiller Septembermorgen.

Gleichwol lag über der kleinen Wiese, auf die ich vom Bergrande hinabsah, eine Nebelbank, die langsam, wie ein weißer Wurm, den Berg sich heraufwand.

Der Gegend völlig kundig, stieg ich durch den Wald hindurch gerade zum rothen Born hinab. Bald jedoch verlor ich im dichten Gebüsch die Richtung und nachdem ich mich eine geraume Zeit lang durch das Dickicht hindurchgearbeitet hatte, bemerkte ich, daß ich jenseits des Thales, welches die kleine Wiese einschloß, wieder aufwärts stieg.

Ich kehrte um und sah nach längerem Umherirren den grauen Stein durch die Bäume schimmern: aber er lag mir gegen Abend und nur von der Abendseite wollte ich zu ihm gelangen. Ich begann, den Platz zu umgehen, gerieth wieder in Busch und Sumpf und verlor alle Richtung so sehr, daß ich, um dieselbe wieder zu finden,

auf der Höhe eine freie Umschau zu gewinnen suchen mußte: ich stieg lange Zeit im Walde bergauf, und als ich endlich heraustrat, fand ich mich zu meinem Erstaunen auf demselben Punkte des Haumberges, von welchem ich herabzusteigen begonnen hatte.

Ich trat meine Wanderung von Neuem an — und seltsam: mehrere Stunden lang stieg ich im Bergwalde, der mir dunkler und verschlungener wie jemals zuvor erschien, mühsam auf und ab, und saß endlich müde und erschöpft abermals auf derselben Stelle des Haumberges.

Fast wollte mich ein leises Grauen erfassen, daß, wie es schien, Etwas mich verhinderte, mein Ziel zu erreichen.

Indeß ich gedachte der armen Kranken und ihrer trostlosen Eltern; die mir eigenthümliche Hartnäckigkeit regte sich auch in mir; zudem hatte der Nebel sich gänzlich verzogen — die kleine Wiese, der graue Stein lagen so deutlich vor meinen Augen, es schien so leicht, sie zu erreichen.

Ich stieg, mich aufmerksam nach der Sonne richtend, zum dritten Male abwärts und trat nach kurzer Wanderung auf der Abendseite in den stillen, einsamen Kreis der alten Fichten.

Die Sonne schien schräg über den Rajen und die Spinnengewebe, welche ihn bedeckten und an denen der Frühreif noch in funkelnden Thautropfen hing.

Als ich mich dem Steine näherte, erhob sich von dem

selben ein kleiner Raubvogel, der dort ein Rothkehlchen verzehrt hatte — noch stoben die Federn umher und am Moose hafteten einige Blutflecke.

Träge und schwer quoll der Born aus seiner Ault; kein Sprudeln, kein Luftbläschen bewegte die dunkelrothe Wasserfläche — der Platz hatte seinen unheimlichen, von allem Leben sich feindlich abwendenden Charakter nicht verändert.

Und sonderbar — dort, neben dem Born, hart am Steine, genau, wie Hermine sie beschrieben hatte, stand die Blume: an einem Stengel, der sich aus wenigen fahlgrauen Blättern senkrecht erhob, fünf Blüthen von rothgeränderten, dunkel violetten, fast schwarzen Blättern.

Ich betrachtete die Blume, die mir ganz unbekannt war, neugierig und aufmerksam. Und gerade, als ich die Hand nach ihr ausstreckte, schlüpfte unter den Blättern eine Kupferotter hervor; sie verschwand rasch unter dem Steine.

Nun brach ich die Blume vorsichtig ab und barg sie in einer Kapsel. — Es war Nachmittag geworden, als ich die Höhe des Haumberges wieder erreichte.

Dort trat mir ein Landmann aus der Gegend in Begleitung eines fremden Herrn entgegen, der mich zuvorkommend begrüßte und sich als Herminen's Vater vorstellte.

„Gestatten Sie,“ sprach er mit kaum beherrschter Er-

regung, nachdem er meine Frage nach dem Befinden seiner Tochter in wenig erfreulicher Weise und gedrängter Kürze beantwortet hatte, „daß ich ohne Einleitung auf den Zweck meiner Reise eingehe. — Ich weiß, was Ihnen meine Frau geschrieben hat. — Der Zustand meiner Tochter verschlimmert sich von Stunde zu Stunde. Uns Alle betäubt eine entsetzliche Angst und zugleich steigert sich bei uns krankhaft, fieberartig die Hoffnung, Sie allein könnten und würden uns Hilfe bringen.“

Herr Wehler athmete tief auf, bevor er fortfuhr:

„Um diesem unerträglich qualvollen Zustande ein Ende zu machen, habe ich mich widerwillig entschlossen, Sie aufzusuchen. Ich bin Ihnen, um keine Sekunde zu verlieren, hierher nachgeeilt — mir schwindelt der Kopf, meine Gedanken verwirren sich: sagen Sie mir, was soll ich glauben, was darf ich hoffen?“

„Mein theurer Herr,“ entgegnete ich, „fragen wir gar nichts mehr, grübeln wir nicht mehr: erfüllen wir vor Allem den Wunsch der Kranken — der Erfolg steht in Gottes Hand. — Hier haben Sie die dunkle Blume. Ich habe sie genau an der Stelle und in der Weise gepflückt, wie der Traum Ihrer Tochter angedeutet hatte: eilen Sie und bringen Sie ihr die Blume.“

„Nein,“ rief Herr Wehler gepreßt, „das müssen Sie selbst thun — mit dem halben Werke kann uns nicht gedient sein! — Ich beschwöre Sie, entziehen Sie sich

uns nicht in unserer schwersten Bedrängniß — begleiten Sie mich zu meinem unglücklichen Kinde, und Gott wird uns helfen.“

„Gut,“ sprach ich nach kurzer Ueberlegung; „wir sind einmal in die räthselhafte Sphäre des Wunderbaren hineingerathen — ich will dem Ruf des Fatums folgen.“

Herr Wehler erfaßte gerührt meine Hand.

Ich schnitt jede Aeußerung seines Dankes ab, indem ich fortfuhr:

„Und ich bin der Meinung, wir verlieren keine Minute.“

„Nichts kann mir erwünschter sein,“ versetzte Herr Wehler.

Nach kurzer Zeit rollten wir von Glinsberg dem fernen Krankenzimmer entgegen.

Unsere erste Begegnung war eine so erregte gewesen, daß es zunächst doch einiger Ruhe bedurfte, um uns bequem zusammenzufinden. Dazu führte die Reise von selbst.

Mein Begleiter erwies sich in jeder Hinsicht als ein klarer, verständiger Mann; und selbst in seiner sorgenvollen Unruhe konnte er seinen Unmuth darüber nicht verbergen, daß er sich plötzlich auf einem so dunkeln und zweifelhaften Gebiete fand.

„Wir Alle,“ sprach er gelegentlich, „müssen über uns ergehen lassen, was ein oft wunderbares, unbegreifliches Geschick uns auferlegt. — Nehmen Sie — in meinem

Sache liegt mir das besonders nahe — das Wetter: Gerathen und Verderben, Fülle und Mißwachs, Wohlstand und Noth hängen davon ab. Aber hier erkenne ich doch natürliche Beziehungen; der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung entwickelt sich vor meinen Augen — ich kann jene begreifen und diese in meinem Geiste bewältigen. In dem Unglück aber, das jetzt über mein Haus gekommen, gerathe ich auf den haltlosen Triebfand eines regellos wogenden Meeres und selbst der sichere Compaß, der uns ewig nach oben weist, fängt endlich an, bedenklich zu schwanken. — Was halten Sie vom Magnetismus?“ unterbrach sich Herr Wehler plötzlich.

„Eine so umfassende Frage möchte ich — besonders in unjerer Lage — nicht ohne Weiteres beantworten,“ entgegnete ich.

„Hermine las vor nicht langer Zeit ein Buch darüber,“ fuhr Herr Wehler fort. „Sie war ganz erfüllt davon — ich sollte es auch lesen: was sie mir indeß daraus erzählte, regte mich dazu nicht an. Ich denke, es ist dabei ein Drittheil Betrug, ein Drittheil Irrthum und der Rest geheime oder eingestandene Sinnenlust.“

Der Tag war schnell vergangen; die Nacht breitete sich groß und schweigsam über die Erde aus. Wir vernahmen über uns das Geschrei nächtlicher Zugvögel und rollten unaufhaltsam weiter — durch stille Dörfer, in denen Niemand mehr wachte, als eine sorgsame Mutter

und die Thurmuh; durch Wälder, die unter dem leisen Hauche des Nachtwindes rauschten, über weite Felder voll Mondenschein und Schlaf.

Der alte Herr ward in langer Erwartung immer stiller — wir rollten immer weiter.

Es war wol drei Uhr des Morgens, als wir durch eine hohe Lindenallee in den Hofraum eines großen, alterthümlichen Gebäudes einfuhren.

Wir waren am Ziele.

Niemand zeigte sich im Hofe, Niemand empfing uns; im obern Stockwerk des Hauses waren einige Zimmer hell erleuchtet; in andern bewegten sich Lichter hastig hin und her: das waren schlimme Zeichen.

Wir betraten das Haus und schritten durch gewölbte Gänge, in denen eine einsame Lampe ein düsteres Licht verbreitete.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,“ sprach Herr Wehler in höchster Unruhe zu mir, indem er, wie mir schien, auf eine Thür links deutete. „Dort — ich hole Sie sogleich.“

Und eilig stieg er die Treppe hinauf.

In der düstern, einsamen Halle zu warten, schien mir wenig erquicklich. Aus der alten, hohen Thür, welche mir bezeichnet worden war, drang ein schwacher Lichtschimmer: ich öffnete sie und trat in ein hohes, gewölbtes Zimmer voll alten Geräths. — Niemand war darin;

das Licht drang aus der offen stehenden Thür einer Nebenkammer.

Ich trat in diese Thür: vor mir auf einem Tische lag, zwischen zwei brennenden Lichtern ausgebreitet, ein Tuch, das ich an Form und Farbe sofort wieder erkannte; in der Mitte saß ein Messer, dessen aus Elfenbein kunstreich geschnitzter Griff hohes Alter verrieth; und davor saß, über den Tisch geneigt, unverständliche Worte murmelnd und zuckend sich hin und her wiegend, mit aufgelöstem Haar, das in grauen Strähnen verwirrt über Schultern und Gesicht niederhing — ich erkannte sie mit Entsetzen — die Alte vom rothen Born.

Der Born riß mich fort. Ich trat rasch in das Zimmer hinein und mit der Hand die Schulter der Alten berührend, rief ich ihr zu:

„He, alte Heye! was schaffst Du da wieder?“

Zugleich riß ich das Messer aus dem Tische und schleuderte es zu Boden.

Die Alte erhob sich rasch — unter dem Eindruck der plötzlichen Störung bäumte sie förmlich auf, wie eine große Schlange; sie warf die langen, grauen Haare zurück; aus ihren rollenden Augen strömte ein düsteres Feuer mir entgegen; und indem sie die hageren, gelben Arme gegen mich ausstreckte, schien ein wilder Fluch auf ihren zornig zuckenden Lippen zu schweben: da, meinem festen Blick begegnend, brach sie zusammen und ächzend wälzte sie sich am Boden.

Es war ein grauenhafter Anblick und ich eilte, dem augenblicklichen Eindrucke nachgebend, auf den Haussflur zurück.

Dort kam Frau Wehler die Treppe herab mir weinend entgegen.

„O, warum konnten Sie nicht wenige Minuten früher kommen!“ rief sie aus, mir die Hand reichend. „O, wie hat mein armes Kind sehnsüchtig auf Sie gehofft, geharrt! Wie haben wir gefleht, daß der Allerbarmere Ihre Schritte beschleunigen möge! Umsonst!“ schloß die unglückliche Mutter in verzweiflungsvollem Schluchzen.

„Wie?“ rief ich mechanisch aus: „Hermine?“

„Sie ist dahin! O, das Herz faßt es nicht! Wie konnte es denn geschehen, daß ein so junges, blühendes Leben vom schleichenden Tode, dem Niemand zu begegnen vermochte, dahingerafft werden mußte! Ich weiß, Sie haben sie auch lieb gehabt und gern und gleich gethan, was sie gewünscht hatte — vergebens!“

„Darf ich sie sehen?“ fragte ich, in tiefster Seele erschüttert.

„Kommen Sie! — Sie werden mein süßes Kind wenig verändert finden — ach! der Tod durfte die zarte Blüthe nur leise berühren, um sie zu brechen!“

Ich folgte in das Sterbezimmer:

Die Mutter saß weinend am Bett der Tochter zusammen.

Der Vater drückte mir die Hand — schweigend, thränenlos.

Am Fenster lehnte der Hauptmann; ein Schluchzen, welches unhörbar die Gestalt erschütterte, verrieth allein Leben in ihm.

Ein jüngerer Bruder stand neben der Schwester; seine Hand liebte ihre Schläfe, während große Tropfen aus seinen Augen auf die Rissen niederfielen.

Still weinend standen die Dienstleute im Hintergrunde des Zimmers.

Ich trat an Herminen's Bett. — Sie lag, wie im leisen Schummer, das Gesicht ein wenig nach links geneigt, die schmalen, weißen Hände ruhten gefaltet auf der Bettdecke und das glänzend blonde Haar fiel feucht und schlaff über die eingefallenen Wangen herab.

„Ich habe Dein Verlangen nach dieser blauen Blume nicht stillen können,“ sprach ich halblaut; „Gott rief Dich, Du reine Blume, vorher in seinen himmlischen Garten zurück — so lege ich den dunkeln Zweig auf Dein Herz als ein Zeichen der Liebe, die Du in dieser Welt überall fandest, und die Dich nun dort oben umfängt und ewig trägt.“

In schmerzlicher Bewegung neigte ich mich über Hermine, die Blume auf ihre Brust niederlegend: da schien es mir, als ob die leichten Blätter unter einem Schauer erzitterten, der Herminen's Brust leise bewegte,

und als ob ein fast unmerklicher Hauch aus ihrem Munde mich anwehe.

Ich horchte genauer: kein Zweifel — Hermine athmete noch.

Ich warf einen raschen Blick auf meine Umgebung: Alle waren ganz in ihren Schmerz vertieft; Niemand achtete auf mich — ich konnte meine Beobachtungen ungestört fortsetzen.

Ein leiser Athem hob Herminen's Brust — er belebte sich offenbar; an der Hand ward ein leiser Pulsschlag fühlbar.

Muth und Hoffnung erwachten wieder in mir.

Auf einen ernsten Wink verließen die Dienstleute das Zimmer.

Ich richtete die Mutter vom Boden auf und führte sie zum Sopha.

„Sassen Sie sich, verehrte Frau,“ sprach ich ruhig; „ich glaube alle Hoffnung noch nicht aufgeben zu müssen. Man hat Beispiele von tiefen Ohnmachten, welche dem Tode völlig gleichen: vielleicht handelt es sich hier um eine solche.“

Frau Wehler schien mich nicht zu verstehen; sie betrachtete mich mit fragenden, halb abwesenden Blicken.

Inzwischen war der Hauptmann aufmerksam geworden; er näherte sich mir.

„Seien Sie ein Mann,“ flüsterte ich ihm zu; „Hermine lebt — beschäftigen Sie die Mutter.“

Auch der Bruder hatte bemerkt, daß Hermine wieder zum Leben erwache: auf meinen ernststen Blick bezwang er sich heldenmüthig — er sank schweigend auf die Knie.

Ich trat rasch zum Vater.

„Hermine lebt!“ flüsterte ich ihm zu.

Der starke, ruhige Mann sank mir mit einem Schluchzen, das kein Wille zu unterdrücken vermochte, an die Brust.

Schon kniete die Mutter am Bett und bedeckte mit Thränen und Küssen die Hand der Tochter, die eben die Augen aufschlug.

Niedersehend, bemerkte sie die Blume und dann richtete sie einen langen, freundlichen Blick auf mich.

Ermüdet schlossen sich ihre Augen wieder; einige Sekunden lang erschütterte ein heftiges Zittern ihren Körper; dann brach sie in krankhaftes Weinen aus.

Endlich lag sie ruhig, mit geschlossenen Augen: der Athem, der Pulsschlag, die Wärme jedoch dauerten gleichmäßig fort, ja, gewannen offenbar an Kraft; die Kranke war in einen sanften Schlaf versunken.

Keine Gewalt hätte die Mutter vom Bette zu entfernen vermocht — der Bruder blieb an ihrer Seite. — Der Vater, der Hauptmann und ich entfernten uns, hoffnungsvoll bewegt, auf mein Verlangen.

„Mein theurer Freund!“ sprach der Vater, meine beiden Hände erfassend, als wir uns in einem andern Zimmer beruhigter zusammenfanden; „noch arbeitet es in

mir, wie an einem stürmisch bewegten Wolkenhimmel. Eines aber steht über allem Wechsel der Gefühle — der Dank für Ihre treue Sorge! Gott segnet, was Sie thun — aus Ihrer Hand kommt unser Glück!“

Da trat ein Bedienter mit verstörtem Gesicht ein: unten verscheide eben unter fürchterlichen Krämpfen die alte Hanna — meldete er.

Wir stiegen eilig die Treppe hinab und traten in das Zimmer, in welchem ich vorhin die Alte überrascht hatte. — Man hatte sie auf ihr Lager gebracht; eine rothe Friesdecke verhüllte sie bis zur Brust. Bewußtlos, die Augen geschlossen, Schaum vor dem Munde, die Hände krampfhaft geballt, bisweilen jäh zusammenzuckend — so lag sie da. — Den Tisch bedeckte, wie vorhin, der rothe, schwarz gestreifte Tischtuch; und neben dem Tische, auf welchem noch die beiden Richter brannten, auf dem Boden schimmerte die Klinge des Messers.

Nicht ohne inneres Widerstreben näherte ich mich der Alten. Kaum aber hatte ich, um nach dem Pulse zu fühlen, ihre Hand berührt, als sie mit einem durchdringenden Schrei zusammenschrak, sich wild aufrichtete und ihre fieberglühenden Augen starr auf mich heftete: in demselben Moment aber brach der Blick — das Auge ward leblos-gläsern; der Leib sank langsam auf's Lager zurück und zuckte zwei-, dreimal zusammen; ein dumpfes Stöhnen, lang und tief, entrang sich der Brust der Alten — sie war verschieden.

In demselben Augenblick sprang ein Fensterflügel auf; ein kalter Windstoß löschte die Lichter aus; die Dienstleute, welche sich neugierig in das Zimmer gedrängt hatten, entflohen entsezt: ich stand mit Herrn Wehler allein neben der Leiche.

Er ergriff meine Hand und führte mich in das helle Wohnzimmer zurück.

„Es ist vorbei,“ sprach er nach wenigen Minuten der Sammlung, der wir, ich gestehe es, Beide bedurften. — „Niemals in meinem Leben habe ich einem Nebenmenschen Uebles gegönnt — vor dem alten Weibe hat mir immer gegraut; hier sage ich: „Gott sei Dank!“

Ich begab mich nach dem Krankenzimmer. Hermine schlief sanft und ruhig; die Mutter saß noch an derselben Stelle am Bett; der Bruder war, von der Müdigkeit überwältigt, in der Sophaecke eingeschlafen: tiefe, heilige Ruhe herrschte ringsumher.

Wir Männer fanden uns im Wohnzimmer wieder zusammen. An Schlaf war nicht zu denken; aber die Abspannung aller geistigen und physischen Kräfte ließ kein Gespräch aufkommen; nach einigen matten Versuchen versank Jeder in träumerisches Schweigen, das nur der einförmige Schlag der Wanduhr unterbrach.

So verging die Nacht. — Das Geräusch des neuen Tages erwachte — das Kerzenlicht erbleichte; und als der erste Strahl der Morgensonne in das stille Zimmer

blitzte: da faltete der alte Herr in stummer, dankerfüllter Andacht die Hände.

Der Hauptmann und ich, wir folgten unwillkürlich seinem Beispiele. Mit dem hellen Tage verlor sich die bedrückende Beklommenheit der Nacht. Muth, Ruhe und Klarheit kehrten zurück.

Die Kranke schlief noch immer.

Ich regte Herrn Wehler an, die alte Hanna noch einmal zu besuchen. Seit ihrem Verschiden hatte noch Niemand gewagt, ihr Zimmer wieder zu betreten.

Es war ein unheimlicher Raum, den sie bewohnt hatte: er hatte nur ein Fenster, dessen runde, verblindete Scheiben ein getrübbtes Tageslicht einließen. An den grauen, unsaubern Wänden stand mannigfaches Geräth, uralt und stattlich mit Schnitzwerk und Vergoldung verziert, aber morisch und vielfach zerbrochen. Auf den Simsen standen, von einer dicken Staublage bedeckt, Flaschen und Büchsen, die mit zahlreichen Kräuterbündeln an den Wänden und mit dem dumpfen Modergeruch, der das Zimmer erfüllte, in geheimnißvoller Beziehung zu stehen schienen.

In dieser wüsten Unordnung war nur ein Eichen-
schrank in gutem Zustande und sehr sauber gehalten; die
jeltjam geformten metallenen Schlüsselschilder waren sogar
blank gepuzt. Eine reinliche Strohmatte lag davor. Die
Thüren standen offen; im Schranke selbst aber lagen nur
ein Kindermützchen von rothem Damast, mit goldenen

Treffen besetzt, und ein vergelbtes, morsches Hemd, von dessen Kragen ein breiter, braunrother Streifen abwärts lief, und welches zahlreiche Flecke von gleicher Farbe zeigte — es waren ohne Zweifel Blutflecke.

Die Leiche der alten Hanna lag noch, gelb, lang ausgestreckt, wie sie im Todeskampfe auf das Bett zurückgeunken war.

Der Tod hatte die wilden Leidenschaften, welche sonst dieses harte, strenge und doch wohlgebildete Gesicht bewegten, mit leiser Hand ausgelöscht — es lag stiller Friede darauf.

Ich hob das Messer vom Boden auf. Das Schnitzwerk am Elfenbeingriff desselben war in der That bewundernswerth: Blumen, kleine Kinder, seltsame thierische Gebilde schlangen sich wunderlich durcheinander und flossen nach oben in eine große Kreuzspinne zusammen, die den Knopf bildete; in der sehr rein gehaltenen, scharfen Klinge fand ich fünf Rosen eingeschlagen.

Der Hauptmann nahm mir das Messer aus der Hand und betrachtete es nachdenklich.

„Mir ist,“ sprach er, „als ob ich dieses Messer schon einmal gesehen hätte; aber ich kann mich nicht entsinnen, bei welcher Gelegenheit.“

„Die alte Hanna,“ erzählte die in der Stube beschäftigte Magd, „hatte das Messer in den letzten Jahren oft vor sich auf dem Tische liegen — und ich habe sie

einige Male getroffen, wie sie das Gesicht darüber neigte und bisweilen weinte, bisweilen betete.“

Der Modergeruch im Zimmer vertrieb uns bald: wir verlangten nach frischer Luft und begaben uns in den Garten.

Ich fragte Herrn Wehler nach dem frühern Schicksal der alten Hanna.

„Sie war,“ erzählte er, „Haushälterin meines Vorbesizers, der, unverheirathet, hypochondrisch, das Schloß ein ganzes Menschenalter hindurch in menschenscheuer Absonderung bewohnte. — Man durfte vermuthen, daß seine Beziehungen zur Haushälterin sehr intime waren.

„Ich hatte ihn nur flüchtig kennen gelernt und war überrascht, als er mir eines Tages das Gut unter sehr vortheilhaften Bedingungen, mit dem Vorbehalt jedoch zum Kauf anbot, daß die alte Hanna im ungestörten, uneingeschränkten Besitz ihrer Wohnung verbleibe; für ihren Unterhalt werde er anderweit sorgen. Nur empfahl er sie mir zu nachsichtiger Behandlung und versicherte, daß er und die Haushälterin selbst in dieser Hinsicht volles Vertrauen zu mir hätten.

„Das Geschäft war zu einladend, um nicht bald abgeschlossen zu werden. — Auch hatte der alte Herr, wie von der Ahnung eines baldigen Ablebens gedrängt, große Eile: er starb wenige Wochen später und ich trat meinen Besitz an.

„Die Meinigen und ich bemühten uns, den wohlwollenden Absichten des Verstorbenen gegen seine Haushälterin zu entsprechen; aber sie machte es uns doch recht schwer: sie schien nicht begreifen zu können, daß wir nun die Herrschaft seien, und bereitete uns durch hochfahrenden Trotz, durch harte Gemüthsart und feindselige Hestigkeit manchen Verdruß. Erst Herminen, als sie noch ein Kind war, gelang es, die Frau einigermaßen zu versöhnen, die nach und nach, trotz ihrer scheuen, düstern Melancholie, eine lebhaftre Zuneigung zu dem Mädchen faßte.

„So stellte sich mit den Jahren doch ein erträgliches Verhältniß her, das freilich bisweilen vorübergehend von der alten Frau durch stürmische Ausbrüche feindseliger Gesinnung gestört wurde: ja, sie schleuderte mir in solcher Aufregung einst mit wüthenden Blicken die Bemerkung entgegen, wir seien hier nur Eindringlinge und durch die klaffende Wunde ihres Herzens hätten wir unsern Einzug gehalten.

„Sie war eine Wendin und hatte sich eine bilderreiche Sprache angeeignet. Jene Worte aber in Verbindung mit dem, was im Laufe der Zeit mir über das Verhältniß meines Vorbesizers zu seiner Haushälterin bekannt geworden war, ließen mich einen Einblick in ihr inneres Leben gewinnen, der mich zu großer Nachsicht gegen sie bestimmen mußte.

„Sie hatte einen Sohn, welchen die leidenschaftliche

Mutter mit — ich möchte sagen, wilder Energie und Hingebung liebte. Der Burſche, von Natur eben ſo leiſenſchaftlichen und trohigen Sinnes wie die Mutter, und zügellos aufgewachſen, hatte ſich lange Zeit in der Welt umhergetrieben, war dann unter die Dragoner gerathen, hatte dort ſeine Unbändigkeit wol ein wenig mäßigen gelernt und ſich ſogar zum Wachtmeiſter aufgeſchwungen. — Die harte Behandlung eines Rekruten hatte ihn in Unterjuchung gebracht; im Laufe derſelben hatte er ſich gegen einen Vorgeſetzten ſo gröblich vergangen, daß er zu einer ſchweren, entehrenden Strafe verurtheilt worden war. Dieſe zu erdulden, war dem unbeugſamen Sinne des jungen Mannes unerträglich, ja unmöglich erſchienen — am folgenden Morgen hatte man ihn in ſeinem Kerker verblutet aufgefunden — er hatte ſich den Hals durchgeſchnitten.“

„Ah,“ fiel der Hauptmann lebhaft ein, „mit demſelben Meſſer, das vorhin unfere Aufmerkſamkeit feſſelte!“

„Ja wol! Man hatte verſäumt, es ihm abzunehmen,“ beſtätigte Herr Wehler.

„Ich erinnere mich jezt genau,“ fuhr der Hauptmann erregt fort. „Der Wachtmeiſter diente in der Schwadron meines Vaters; und es ſteht jezt lebhaft vor meinen Augen, wie dieſer uns Knaben mit ernſten Ermahnungen das blutige Meſſer zeigte! — Ich begreife nun die feindſelige Abneigung, welche die alte Hanna immer gegen mich an den Tag legte!“

„Dieser Haß — es war Haß, lieber Sohn!“ entgegnete Herr Wehler ernst, „er trat hervor mit dem ersten Tage Ihres Verkehrs in meinem Hause; er entsprang aus dem Schmerze der Mutter um den eignen Sohn. Monate lang, nachdem sie die Nachricht von seinem schrecklichen Ende empfangen hatte, war Hanna von einer Aufregung beherrscht, an welcher Wuth und Schmerz gleichen Antheil hatten, und welche nur langsam in tiefe Melancholie überging.“

„Vielleicht auch dauernd einen störenden Einfluß auf ihren Geist ausgeübt hat,“ schaltete ich ein.

„Sie mögen Recht haben, Herr Doktor,“ antwortete Herr Wehler.

„Mitleidswürdige Verirrung eines zerrissenen Mutterherzens,“ sprach der Hauptmann bewegt. „So sahen wir vorhin die Reliquien eines unseligen Geschicks — Anfang und Ende: das Häubchen des Täuflings, der mit tausend Hoffnungen in diesem Leben empfangen worden — das Sterbehemd des verlorenen Mannes, in dem sie alle verblieben.“

Vor meinen innern Blicken aber traten Unglück und Irrsinn, Aberglaube und Rachsucht in sichtbaren Zusammenhang; ich gewann Verständniß und Klarheit über manchen Vorgang, der mir bisher unbegreiflich geblieben war — unverföhnlicher Haß löste vom Sohne die Blutschuld und wälzte sie auf den Vorgesetzten; er übertrug sich auf dessen

Sohn und griff, um zu seiner Befriedigung diesen zu treffen, schonungslos und mit grauenhaften Mitteln selbst nach dem Leben eines unschuldigen, sonst geliebten Wesens!

Ich schwankte einen Augenblick, ob ich von meinem Zusammentreffen mit der alten Hanna am rothen Borne dem Herrn Wehler Mittheilung machen sollte. — Ich sagte mir jedoch, daß es keinen Zweck habe, und schwieg.

Später erfuhr ich durch vorsichtige Nachforschungen, daß Hanna mit dem Wagen, welcher die Sachen der Frau Wehler aus dem Bade abzuholen gehabt hatte, nach Flinsberg gekommen war: dies erklärte ihre Anwesenheit in jener Gegend gleichzeitig mit Frau Wehler und Herminen.

Aus unserem nachdenklichen Schweigen wurden wir durch die Nachricht geweckt, daß Hermine erwacht sei und uns zu sprechen wünsche.

Sie streckte mir, als wir ihr Zimmer betraten, mit freundlichem Lächeln die abgezehrte Hand entgegen.

„Wie gut Sie sind, lieber Doktor,“ sprach sie leise, „daß Sie mich in meinen Leiden auch besuchen! Und ich habe viel, sehr viel gelitten!“

„Ich denke, das Schwerste ist vorüber,“ antwortete ich zuversichtlich: denn der Zustand der Kranken war wirklich gegen gestern wunderbar gebessert.

„Mein Gott! was habe ich denn hier?“ rief Hermine plötzlich, indem sie die Blume hervorzog, die anscheinend noch so frisch blühte, wie wenn sie eben erst gepflückt worden sei.

„Das ist seltsam, sehr seltsam!“ fuhr die Kranke fort, indem sie abwechselnd mich und die Blume sinnend betrachtete.

Dann erwachte sie plötzlich aus ihrem nachdenklichen Schweigen und reichte die Blume der Mutter.

„Nimm sie, nimm sie fort,“ bat sie; „mir graut!“

Und sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte, während die Andern angstvoll auf mich blickten.

Ich beruhigte sie durch ein beschwichtigendes Zeichen und deutete auf die Blume, mit der in der Hand der Mutter eine überraschende Veränderung vorgegangen zu sein schien — sie war well zusammengebrochen, die Blätter waren zusammengeschrumpft; selbst die Farbe erschien schwarz.

Plötzlich stieß die Kranke einen leisen Schrei aus und presste die Hände gegen die Brust.

„Ein unerträgliches Brennen,“ flüsterte sie, „wie von glühenden Kohlen!“

Die Mutter neigte sich bestürzt zu ihr nieder und winkte mir sodann: mit Erstaunen sah ich auf der weißen Brust in tiefer Röthe die Umrisse der Blume — Blüthe und Stengel wie im genauesten Schattenrisse.

Ich ermahnte zur Geduld und der Schmerz verlor sich auch bald wieder. Die Kranke versank darauf in einen gesunden Schlaf, der bis zum Abend anhielt.

Nachmittags erschien der Hausarzt, dem ich die Ereignisse

der verflossenen Nacht und die damit zusammenhängenden früheren Vorgänge mittheilte.

„Eine sonderbare Geschichte,“ sprach er in seiner trockenen Manier, nachdem er mir aufmerksam zugehört hatte. „Ein wahrer Schatz für den magnetischen Böbel!“

„Ich bin mit der Familie übereingekommen, daß wir das Ganze verschweigen wollen.“

„Gewiß das Beste,“ versetzte der Hausarzt; „nur wird es nicht völlig möglich sein. — Sie werden einstweilen als ein neuer Heiland gefeiert werden und wir hier sind die dummen Teufel. — Schadet nichts — wenn nur der mesmerischen Narrheit keine neue Nahrung zugeführt wird. — Aber diese verwünschte Blume! — Sind Sie Botaniker? Was war es eigentlich?“

„Ich gestehe Ihnen, daß ich sie wissenschaftlich nicht zu bestimmen vermag. In diesem Augenblick schwebt mir sogar ihre Gestalt nicht mehr recht deutlich vor.“

„Das wäre kein unerseßlicher Verlust,“ entgegnete der College, „da, wie Sie sagen, die Blume einen Abdruck zurückgelassen hat, an dem sich angenehmer studiren ließe, wie an vorweltlichen Pflanzenabdrücken auf schmutzigem Kohlenchiefer.“

Hermine war erwacht und schien so vollständig von allem unheimlichen Wesen befreit, daß sie von ihren Träumen, von ihrer Sehnsucht nach der blauen Blume, ja von dieser selbst gar keine Erinnerung mehr hatte.

Wir hüteten uns wol, diese Erinnerung zu wecken.

Auch die folgende Nacht verlief gut; und ich konnte am nächsten Morgen unbesorgt von einer Familie scheiden, der ich in kurzer Zeit innig vertraut geworden war.

Als ich an der Kirchhofsmauer vorüber fuhr, grub der Todtengräber ein langes Grab: ich konnte mir wol denken, für wen es bestimmt sei. Aber die heitere Frische eines klaren Septembermorgens ließ den finstern Geist unheimlicher Erinnerungen und Betrachtungen nicht aufkommen.

Von da an erhielt ich regelmäßig brieflich die erfreulichsten Nachrichten über Herminen's Genesung, die ohne Störung rasch fortschritt.

Sie ward noch in demselben Jahre die glückliche Gattin des Hauptmannes und ihre Eltern erlebten die Freude, sich von einem Kreise blühender Enkel umschwärmt zu sehen.



Beim „grünen Hirten.“

Da sitz' ich an der alten Stelle wieder,
Wo ich vordem so oft, so gern geseffen.
Es rauscht der Fluß in seine Felsen nieder —
Wie viel ist auch verrauscht mit ihm indessen!

Die Namen les' ich wieder hier im Buche,
Die Lieder, guter Stunden treue Zeugen:
Und wenn ich mir die werthen Sänger suche,
Muß ich zu manchem Grabesrand mich beugen!

Doch — o des Glücks! Die Liebsten meiner Lieben,
Sie hab' ich noch — sie sitzen mit am Tische!
Und auch das Thal ist lebensfrijch geblieben
Und haucht mich an mit seines Odems Frische.

Aufwärts mein Aug'! — wir haben, was wir hatten
Und heiter sei die Stunde fortgesponnen.
Am Berge ziehen hin die Wolken'schatten,
Doch über allen Wolken Gottes Sonnen!



Runigunde.

(Die Sage vom Kynast.)



Handwritten text, possibly a title or name, appearing upside down.

Handwritten text, possibly a subtitle or author's name, appearing upside down.

Der Oberamtmann Werder schritt mit seiner Tochter, einer reizenden, blühenden Blondine, plaudernd die belebte Promenade des Bades entlang.

„Der Major versichert indeß,“ sprach der alte Herr, der trotz seiner würdevollen Haltung recht jovial in die Welt hinausschaute, „es scheine Dir doch auch großes Vergnügen zu machen, Dich mit ihm zu unterhalten.“

„Da sieht man wieder einmal,“ schmolzte die hübsche Blondine: „den Kindern wird gelehrt, das Alter zu ehren, und wenn man nachher die Heldenthaten, die ein alter Haudegen in der Garnison verrichtete, langmüthig anhört, weil er den Jahren nach unser Vater sein könnte, so muß man sich den schlimmsten Verdacht gefallen lassen.“

„Einen guten Tag den Herrschaften!“ grüßte eine Stimme von oben herab.

Vater und Tochter sahen überrascht auf.

„Ein Hagelwetter in Ihren Weizen, wenn Sie's nicht selbst sind, Fritz!“ rief der alte Herr dem jungen Manne zu, der aus dem offenen Fenster des Gasthofes herab seine Verbeugung machte.

„Danke für den frommen Wunsch!“ lachte er mit dem vergnügtesten Gesichte von der Welt. „Mein Weizen ist schon in Sicherheit.“

„Kommen Sie nicht herunter?“ rief ihm die Blondine zu, auf deren Wangen die Ueberraschung helle Rosen aufblühen ließ.

„Nein, wenn ich nicht eingeladen werde, Fräulein Helene!“

Der Carmin auf Helenen's Gesicht wurde eine Nuance tiefer.

„Aber Sie hören ja — seit einer halben Stunde bitten wir Sie,“ rief sie hinauf.

Der junge Mann verschwand vom Fenster und erschien im nächsten Moment vor der Thür.

„Da bin ich!“ rief er aus, indem er dem Oberamtmanu die rechte und Helenen die linke Hand reichte.

Helene legte mit ceremonieller Verneigung zwei fein bekleidete Finger hinein, während der Oberamtmanu seinen Anthcil von der Begrüßung derb schüttelte.

„Was in aller Welt führt Sie denn wie ein Schneewetter im Juli hierher?“ fragte er.

„Keines Mitleid um Sie, Herr Nachbar.“

„Danke. — Wie so?“

„Wenn Sie volle vier Wochen unsern Whist entbehren sollten, sagte ich mir!“

„Gute Seele!“ spottete Helene.

„Das ist brav!“ lachte der alte Herr. „Und es ist richtig! Die Langeweile und die Melancholie richten mich zu Grunde.“

„Aber der vierte Mann?“ forschte Fritz mit besorgter Miene. „Hier in dieser, aller Cultur entrückten Einöde?“

„Er denkt wahrhaftig nur an die Karten!“ schmolte die hübsche Blondine. — „Wissen Sie, Herr Fritz Arendt, daß Sie zu Hause bleiben konnten, wenn nichts Anderes Sie hierher führte?“

„Was denn noch?“ versetzte der junge Mann verwundert.

Helene stampfte mit der Spitze ihres kleinen Stiefelchens unwillig den Boden und wendete sich zürnend ab.

„Wie sieht's daheim aus um Wirthschaft, Haus und Hof?“ fragte der Oberamtmann. „Waren Sie 'mal bei mir drüben, um zum Rechten zu sehen?“

„Alles in Ordnung, als ich abreiste. Darüber sind freilich schon an die acht Tage vergangen.“

„Einen Augenblick, Fritz!“ fiel der Oberamtmann ein, den ältlichen Herrn begrüßend, der in strammer, militairischer Haltung eben herantrat. — „Herr Major — mein lieber Freund und Gutsnachbar Fritz Arendt — Herr Major Leonhardt.“

Die Herren verneigten sich mit kühler Höflichkeit und man setzte den Spaziergang fort.

„Sie kommen also nicht unmittelbar von Hause?“ begann Helene, die mit Fritz den älteren Herren folgte.

„Nein. — Es war mir zu öde, Fräulein Helene. — Und dann — bevor Sie abreisten — erinnern Sie sich? — erzählten Sie mir 'mal eine tolle Geschichte — eine Sage oder so Etwas — von einem Burgfräulein, das gelobt habe, keinem Freier die Hand zu reichen, der nicht auf der höchsten Mauer um ihre Burg herumgeritten sei.“

„O, ganz recht! Und ich sagte, ich würde es genau ebenso machen,“ lachte die Dame in heiterm Muthswillen.

„Und das war Ihre Antwort auf eine gewisse Frage, die ich Ihnen — warten Sie! — zum dritten — nein, zum vierten Male vorlegte.“

„Nun, und die Geschichte?“ lenkte Helene in leichter Verlegenheit ab.

„Die Geschichte hat auf dem Rynast gespielt — da drüben am Fuße des Riesengebirges.“

„Sie ist also wahr?“

„Gewiß ist sie wahr, wie alle solche Geschichten wahr sind. — Und nun komme ich vom Rynast.“

„Ah! Sie haben also den Ritt um die Mauer zurückgelegt?“

„Nein, Fräulein! — Erstens sind von den Mauern nur noch ein Paar Stümpfe übrig, auf denen es wirklich nicht lohnt.“

„Ach, wie schade! — Da kann ich Sie nun ja doch nicht heirathen!“

„Und zweitens,“ fuhr der junge Mann fort, „wenn die Mauern noch da wären und ich stürzte hinab, dann könnten Sie mir ja meine Frage nicht beantworten, die ich Ihnen zum fünften Male vorzulegen hierher komme.“

„Gehen Sie, Fritz!“ schalt Helene. „Unsere jungen Männer haben gar nichts mehr von der alten Ritterlichkeit in sich!“

„Der Humbug fehlte uns auch gerade noch!“

„Nur die alten Herren noch,“ fuhr Helene entrüstet fort. „Sehen Sie zum Beispiel den Major dort! Den lob’ ich mir.“

„Den dort?“

„Ja, Den dort!“

„Ha! Ich sah’s ihm gleich an, als er Sie grüßte; Sie wurden auch ganz roth, Fräulein Helene.“

„Und ich sage Ihnen,“ rief das Fräulein in zornigem Eifer, „wenn ich diese meine Hand als Preis aussetzte — er würde die Probe bestehen. — Sie wagen sie nicht!“

„Aber die Mauern, die nicht mehr da sind!“

„Der Major würde sie wieder aufbauen, mein sehr edler, aber sehr nüchterner Ritter, und sollte er die Bausteine mit seinen Nägeln aus den Felsen graben!“

„Gut, lassen wir ihn graben. Aber nun die Antwort auf meine Frage, Helene?“

Die junge Dame zog ihren Strohhut tiefer in das

erröthende Gesicht und schob ihre Hand leicht in den Arm ihres Begleiters.

„Hören Sie, Herr Fritz Arendt,“ sprach sie, „ich halte Sie wirklich für einen leidlich liebenswürdigen Mann, wenn Sie auch für alte Mauern, auf denen man umherreitet, keine Neigung haben. Aber die Hartnäckigkeit, auf diese Frage immer wieder zurückzukommen, ist gar nicht hübsch!“

Ein Schatten der Enttäuschung glitt über das frische, geistvolle Gesicht des jungen Mannes.

„Aber warum denn?“ fragte er etwas gezwungen. „Wie denken Sie sich denn das weiter mit uns?“

„Ja, wie denken Sie sich denn das, wenn ich Ihnen nun antwortete, wie Sie es erwarten?“ versetzte das Mädchen, in bezaubernder Verwirrung den Kopf neigend. „Nachher wird Alles so ernst — und ich habe Keinen mehr, auf den ich zanken kann — und ich soll ungeheuer viel Respekt vor Ihnen haben.“

„Das würde wol so schlimm nicht werden,“ schaltete Fritz mit nicht ganz freiem Humor ein.

Helene blickte zu ihm auf und das feine Gesicht strahlte wieder in voller Schelmerci.

„Eben darum,“ lachte sie. „Denken Sie doch nur, wie wir als Kinder mit einander aufgewachsen sind — und Sie waren immer mein lieber Fritz, der meinen Mantel trug und gutmüthig auch alle Launen des ver-

zogenen Kindes. Nachher gingen Sie auf die Universität und auf Reisen und kamen zurück. — Sie waren gar nicht mehr der alte Fritz und nannten mich „Fräulein“ und lehnten das alt hergebrachte, einfache „Du“ ab; — freilich: Sie waren ein feiner, hochgebildeter Herr geworden; und ich! — na! — Und wenn nun gar — nein, dann wird es noch viel schlimmer und wir sehen uns immer nur im Steifrock, Frack und Glacées! O, mich friert bei dem Gedanken!“

Herr Arendt sah während dieser langen Rede beharrlich in die Ferne.

„Sie sagen kein Wort dazu, Fritz!“ sprach die junge Dame, deren Verlegenheit die Maske der Ungeduld annahm. — „Was sehen Sie denn nur auf dem Geiersteine?“

„Sie sagten mir indeß eines Tages doch, Sie hätten mich lieb — wenn auch nur ein klein wenig,“ sprach Fritz.

„Mein Gott, welch' abscheuliches Gedächtniß! — Ja, nun ja, wenn Sie nicht da sind — da habe ich wol bisweilen ein rechtes Verlangen nach Ihnen; es ist, als hätte ich Ihnen recht viel zu sagen und Sie müßten gleich kommen. — Wenn Sie auch nicht gerade mit dem Vater Whist zu spielen brauchen.“

„Nun, zum Auszanken hatten Sie hier wenigstens den Major.“

„O ja, und er ist recht geduldig dabei,“ neckte Helene;

„viel geduldiger, als Sie — wenn,“ fügte sie eilig hinzu, als sie des jungen Mannes Gesicht sich verdunkeln sah, „wenn er nicht von seinen steifen Beinen und seinen Garnisongeschichten erzählt, was freilich seine stärkste Seite ist.“

„Habt Ihr denn so große Sehnsucht nach Rheuma und Catarrh?“ rief der Oberamtmanu zum Fenster des Gasthofes heraus.

Große Tropfen fielen immer dichter und schneller von dem drohend bedeckten Himmel herab. — Die ganze Promenaden-Gesellschaft hatte sich bereits in den Speisesaal geflüchtet.

Fritz streckte prüfend die flache Hand aus.

„Wahrhaftig, es regnet!“ sprach er. „Bringen wir uns auch in Sicherheit?“

Helene eilte schon dem Hause zu und Fritz vermochte sie kaum einzuholen.

Der Oberamtmanu kam ihnen an der Thür des Saales entgegen.

„Ach, Vater!“ rief ihm die junge Dame zu, „Herr Arendt fängt den alten Krieg wieder an!“

„Ich bin neutral, wie Du weißt: kannst Du Deinen Frieden nicht mit ihm schließen, so kann ich Dir nicht helfen,“ versetzte der alte Herr launig. „Kommen Sie, Fritz! ich stelle Sie der Gesellschaft vor.“

Herren und Damen hatten sich an den Fenstern

gruppiert und sahen abwechselnd zum Himmel hinauf, der sich mit einem gleichmäßigen Grau überzogen hatte, und auf die kleinen Bäche herab, die lustig über den Riesplatz rannen; eine Unterhaltung, die um so eher ermüdete, je länger sie zu dauern versprach.

Das Gespräch stockte bald.

„Wenn wir uns nicht zu einer gemeinsamen Rettung vereinigen, so erleiden wir Alle moralisch den schauerlichsten Tod in den Fluthen!“ rief endlich ein unternehmender Delfieder.

„Tanzen wir!“

„Bei solch greulichem Wetter!“

„Geben wir Räthsel auf!“

„Ich löse nie eines!“

„Pfänderspiele?“

Ein halbes Duzend Damen stieß unisono einen Entrüstungsschrei aus.

„Ich hab's!“ rief Helene mit einem muthwilligen Blick auf Fritz.

„Bravo! — Sprechen Sie! — Sie verdienen die zwanzigfache Rettungsmedaille!“

„Herr Fritz Arendt, meine Herrschaften, kommt direkt vom Rynast, ganz erfüllt von den Heldenthaten tapferer Ritter, welche um die Hand der schönen Runigunde warben, indem sie — für die jungen Herren unserer Tage ein harmloser Scherz — um die Burg auf der höchsten

Mauer derselben herumritten. Herr Arendt hat gewiß die Freundlichkeit, uns das ausführlicher zu erzählen!“

„Erzählen! — Sehr gut! — Erzählen!“

Der Aufgerufene warf Helenen einen gutmüthig drohenden Blick zu und erhob sich ohne Ziererei.

„Meine Damen,“ sprach er, „auf einer Fußwanderung durch das Gebirge wurde mir die Sage vom Kynast mit der gewissenhaften Umständlichkeit eines Augenzeugen von meinem Führer erzählt, — ich habe ihn im Verdacht, er war Rübezahl selbst, der bekanntlich seit undenklichen Zeiten bis heut seinen Unfug mit harmlosen Reisenden treibt. — Wenn es Ihnen erwünscht ist —?“

„Ja, gewiß! — Erzählen Sie!“

Die Stühle wurden gerückt — die Gesellschaft gruppirte sich von Neuem — die Taschentücher geriethen nochmals in lebhafteste Bewegung.

„So hören Sie, was mir Rübezahl erzählte,“ begann Fritz Arendt.

I.

Zwei Reiter zogen auf der Straße über den steil abfallenden Bergrücken in das Thal hinab, über welchem die grauen, wogenden Morgenmehel in flüssigen, formlosen Massen sich ausbreiteten und nur eine unermessliche Leere zu bedecken schienen.

Aber bisweilen, wenn der Windhauch die feuchten Schleier zusammenballte, erfaßte das Auge flüchtig die wechselnden, oft noch halb verhüllten Bilder eines reichen Panoramas: breite, grüne Auen zogen sich weit hin; über den friedlichen Dächern freundlicher Dörfer, über fruchtbaren Obstwaldungen erhoben sich ernst und fromm die schlanken Säulen hellfarbiger Kircthürme; von düster bewaldeten Bergspitzen, von wild über einander geschichteten Felsblöcken blickten mächtige Burgen zuversichtlich und stolz herab; und über Alles hinweg, über die bescheidenen, zerbrechlichen Hütten in der Ebene, über die Berge und die Burgen und die Nebelwogen ragten, das Thal wie eine Welt in sich weit in der Ferne abschließend, in stiller, überwältigender Majestät die Massen des Riesengebirges empor.

Die beiden Reiter, innerlich bewegt von dem Anblick des in seiner Ruhe, in seiner Mannigfaltigkeit und Unermesslichkeit ergreifenden Bildes, hielten unwillkürlich die Köpfe an.

Sie waren Beide jung und stattlich — und doch recht verschieden. — Von dem Sammetbarett des Einen neigte sich die Reiherfeder schwankeud über ein sympathisches, männlich offenes Gesicht voll entschiedenen Willens und entschlossener Thatkraft; eine rothgrüne Feldbinde fiel in reichen Falten über sein verbes Lederkoller, und das lange, breite Schwert, das er trug, schlug flirrend gegen den goldenen Sporn an seiner Ferse. Die kräftige, in voller Jugendfrische blühende Gestalt des Ritters gelangte auf dem schweren Kasse von edler Zucht, das er in gefälliger Sicherheit ritt, vorthellhaft zur Geltung; und ein blanker Stahlhelm, der am Sattelnopf hing, vervollständigte das Bild einer stattlichen, kriegerischen Erscheinung.

Sein Gefährte war vielleicht ein, zwei Jahre jünger; von schlankem Wuchs und zierlicher Gestalt; Etwas wie ein träumerischer Hauch lag über dem feinen, edlen Gesicht; und wie der Ritter als der scharf ausgeprägte Typus der Kraft und der That, so erschien der jüngere Begleiter als die Verkörperung von Geist und Anmuth.

Er trug ein Wams von feinem Tuche und zierlichem Schnitt, und eine sorgfältig gefältelte Halskrause von weißem Linnen, auf welche das blonde Haar in natürlichen,

braunen Locken herabfiel, hob die dunkelviolette Farbe des Kleides vortheilhaft hervor. — Die Bytther an der Seite des jungen Mannes verrieth friedliche Neigungen und einen harmlosen Beruf, dem ein leichter Degen am gestickten Wehrgehänge nicht widersprach. — Leicht und gefällig, wie Figur und Haltung des Reiters, waren auch der Bau und die Bewegungen des isabellfarbigen Pferdes, das ihn trug.

So stellten die beiden Reiter, denen in geringer Entfernung ein berittener Knappe mit Schild und Lanze des Ritters folgte, in glücklicher Vereinigung den kriegerischen Ernst und die poetische Verklärung des Ritterthums dar.

Sie wurden aus ihrem beschaulichen Schweigen geweckt durch harten Hufschlag, der sich von unten herauf rasch näherte.

Aus dem Nebel tauchte ein einzelner Reitersmann auf, der mit scheuem Gruß vorüberreiten wollte.

Sein verstörtes Gesicht fiel dem jungen Ritter auf.

„Wohin des Weges?“ rief er den Reiter an.

„Nach dem Griefenfels, edler Ritter!“ versetzte der Reiter.

„Nach dem Griefenfels? — Ihr scheint keine gute Botschaft dahin zu bringen.“

„O, wie soll man es dem gestrengen Ritter von Griefenfels denn auch sagen, daß nun auch sein jüngster, sein letzter Sohn, mein maderer Herr Kurt dahin ist!“ sprach der Reiter in ausbrechendem Schmerze.

„Wie? Der Ritter Kurt von Griefenfels? Mein Freund und Waffengefährte? Was ist ihm geschehen?“ rief der Ritter.

„Auch er ist der Zauberin vom Rynast zum Opfer gefallen,“ klagte der Reiter.

„Mein Freund, Ihr sprecht in Räthseln,“ versetzte der Sänger. „Die Zauberin vom Rynast. — Wer ist das?“

Der Ritter war inzwischen vom Pferde gesprungen.

„Erzählt — erzählt!“ drängte er ungeduldig den Reiter. „Seid Ihr Kurt's von Griefenfels Knappe?“

„Sein Knappe und Milchbruder, ja wol,“ antwortete der Reiter, der nun auch vom Pferde stieg.

„Und die Zauberin vom Rynast?“ forschte der Sänger, der neben dem Ritter auf einem Felsblock an der Straße Platz genommen hatte.

„Ihr edlen Herren kommt wol aus weiter Ferne, daß Ihr nicht wißt, was es mit ihr ist?“ versetzte der Knappe.

„Wir würden sonst nicht fragen.“

„Da liegt der Rynast,“ sprach der Knappe, und er deutete mit der Hand weit in das Thal hinüber.

Dort öffnete sich eben in dem mogenden Nebelmeere ein breiter, lichter Streifen, und dort erhob sich auf steilem Bergfegeln aus dunklen Waldesschatten eine Burg von gewaltigem Bau und Umfang; ihre Mauern ruhten auf jäh aufsteigenden Felswänden und die weiten Binnen, die starken Thürme reckten sich in den blauen Aether

empor, als ob sie sich zur Höhe des Gebirges strecken möchten, das hinter ihnen still ausgebreitet lag. — Die Strahlen der Morgensonne brachen sich an den hellen Fenstern und erfüllten sie mit rothgoldigem, flammendem Glanze, als ob das Schloß im Innern von einem Bluthmeere verzehrt werde.

„Dort,“ begann der Knappe zu erzählen, „dort hauset das Fräulein Kunigunde — eine Dame von bezaubernder Schönheit, aber überaus stolzer und strenger Gemüthsart, die als jungfräuliche Königin in den Bergen zu gebieten entschlossen scheint. Denn weil von allen Seiten viele edle Herren, ja Grafen und Fürsten ihrer außerordentlichen Schönheit und ihres Reichthums wegen daherkamen und um ihre Hand warben, so hat sie ein Gelübde gethan und einen feierlichen Eid darauf geschworen, daß Keiner sie als eheliches Gemahl heimführen solle, der nicht zuvor ganz geharnischt auf der obersten Mauer des Schlosses rings um die Burg geritten sei.“

Ein Ausruf unwilliger Ueberraschung entschlüpfte dem Sänger.

„Eine unmenschliche Weise, sich den jungfräulichen Kranz zu bewahren, nicht wahr, Erich?“ sprach er.

Der Ritter achtete nicht auf diese strenge Verurtheilung.

„Und hat Einer den gefährlichen Ritt denn gewagt?“ wendete er sich mit gespannter Erwartung an den Knappen.

„Einer? — O, Viele schon haben dabei ihren Tod

gefunden! Und nun auch die drei edlen Brüder von Griefenfels!“

„Auch sie — alle Drei!“ sprach der Ritter erschüttert.

„Gestern,“ klagte der Knappe, und sein Schmerz beherrschte ihn wieder gänzlich, „gestern erst stürzte der Jüngste in die verderbliche Tiefe hinab.“

Der Ritter versank in tiefes Sinnen.

„Und weiß man nicht,“ fragte der Sänger, „weshalb das Fräulein gerade diese sinnreich-grauenvolle Probe erdacht hat?“

„Die Burgleute haben mir erzählt,“ antwortete der Knappe, „der Vater des edlen Fräuleins habe vor etlichen Jahren einen überaus schönen und großen Adler mit der Armbrust angeschossen. Das verwundete Thier habe sich ermattet auf der höchsten Mauer der Burg niedergelassen; und der Ritter, begierig, den mächtigen Vogel lebendig zu fassen, sei behend hinauf gestiegen: Allein oben auf der Mauer stehend, sei er entweder vom Schwindel erfaßt, oder von dem gewaltigen Flügelschlage des ergrimten Thieres getroffen worden — er sei plötzlich in die Tiefe hinabgestürzt, aus der man seinen Leichnam greulich zerstückt heraufgebracht. — Davon sei Fräulein Kunigunde so erschüttert worden, daß sie, eine Beute trostloser Verzweiflung, lange Zeit in menschen scheuer Zurückgezogenheit zugebracht habe. Als aber die Freier immer zahlreicher und ungestümer in sie gedrungen seien und die Burg förmlich

belagert hätten, da habe sie sich eines Tages aus ihrer tiefsinnigen Trauer aufgerafft, habe das Grab ihres Vaters besucht und dort das entsetzliche Gelübde gethan.“

„Du siehst wol, Heinrich,“ sprach der Ritter, „wie sie von ungeschickter Zudringlichkeit zu einem ungewöhnlichen Entschlusse gedrängt worden ist.“

„Und sie ist,“ schloß der Knappe seine Erzählung, „seit jenem Tage noch stolzer und wilder, als sie sonst gewesen; ja bisweilen, und besonders wenn ein neuer Bewerber sich einstellt, stürmt sie des Nachts mit ihren Jungfrauen in die Wälder hinaus, bis zum Morgengrauen das Wild zu jagen. — Nur gegen ihre Untergebenen bleibt sie immer sanft und gütig; und mich selbst hat sie einige Male freundlich angesprochen — ach, Keinem, der sie sah in ihrer unvergleichlich wunderbaren Schönheit, kann man es verdenken, daß er den gefährlichen Ritt unternimmt!“

„Hat denn noch Niemand versucht, sie von ihrem grausamen Gelübde abzubringen?“ forschte der Sänger weiter.

„Der edle Herzog von Fauer hat wol gleich im Anfange ihr vorgestellt, wie gottlos und verabscheuungswerth und besonders einer christlichen Dame unwürdig ein Verlangen sei, das ja Keiner erfüllen könne. Darauf hat sie erwiedert, daß sie ja auch Keinem zumuthe, die Probe zu unternehmen.“

„Natürlich!“ fiel der Ritter ein. „Es ist eben eines Jeden freier Entschluß.“

Der Sänger schauerte in sich zusammen.

„Und was die Unmöglichkeit angehe, hat das Fräulein gesagt,“ erzählte der Knappe weiter, „so sei eine ihrer Jungfrauen schon einmal auf der Mauer um die Burg geritten.“

„Eine ihrer Jungfrauen? — Ist das möglich?“ rief der Sänger in staunendem Entsetzen.

„Die Burgleute erzählen so,“ versicherte der Knappe. „Und sie sagen auch, sie sei sogleich auf ihr schwarzes Roß gestiegen und habe den gefährlichen Ritt vor des hochverwunderten Herzogs Augen abermals glücklich zurückgelegt.“

„Und wer ist diese muthige Jungfrau?“ fragte der Ritter.

„Sie soll aus fernen Landen sein,“ versetzte der Knappe; „die Burgleute wissen es auch nicht genau. Aber daß sie keine Christin ist und zu ihrem eigenen Gott betet — wenn sie betet, das ist gewiß, und darum hat das Fräulein, über welches sie groÙe Gewalt hat, auch einen eigenen Tempel für sie im äußern Burghofe bauen lassen, der gar wunderbar ausgeschmückt sein soll, und in welchem sie oft verweilt; und die Burgleute flüstern nur scheu darüber, was sie Heimliches darin wol thun mag. — Ich habe sie gesehen,“ fuhr der Knappe fort, und auf seinem Gesichte spiegelte sich ein inneres Grauen deutlich ab; „man nennt sie Gertrud — o, ich sehe ihre tiefen, stechenden, verzehrenden Flammenaugen noch immer auf mich ge-

richtet — sie ziehen einen Menschen in's Verderben; denn sie saugen ihm das Mark aus den Gliedern und das Hirn aus dem Kopfe und man kann es wol glauben, daß sie besteht, was sonst Keinem gelingt: denn sie ist eine schlimme Hexe!“

„Dummes Zeug!“ murmelte der Ritter.

„Und nun erlaubt, edle Herren, daß ich meine Reise fortsetze,“ schloß der Knappe.

„Hab' Dank für Deine Erzählung, und bringe dem alten Ritter von Griesenfels einen herzlichen Beileidsgruß,“ versetzte der Ritter.

„Von wem — wenn's erlaubt ist?“ fragte der Knappe, der schon wieder im Sattel saß.

„Aus dem Frankenlande.“

„Das werd' ich wol bestellen,“ versprach der Knappe, indem er davonritt.

Auch der Ritter und sein Freund bestiegen ihre Pferde wieder und zogen in gedankenvollem Schweigen abwärts.

„Ich weiß nicht,“ begann der Sänger Heinrich endlich, „ob ich die Geschichte glauben soll.“

„Wir werden ja sehen,“ antwortete der Ritter zerstreut.

„Und wäre sie wahr,“ fuhr Jener fort, „es wäre doch entsetzlich, daß einem, vom übermüthigsten Hohne eingegebenen Einfall so viel blühendes Leben geopfert worden; entsetzlich, daß ein Mädchen kaltblütig den Mord herausfordern und betrachten kann!“

„Ich habe die drei Ritter von Griesenfels wol gekannt,“ sprach der Ritter, der offenbar mehr seine eigenen Gedanken verfolgte; „es waren wackere Herren, biedere Freunde, tapfere Kämpen; und es gab nichts Hohes, was ihr kühner, stolzer Muth nicht zu erreichen gestrebt hätte.“

Dann, nach einer Weile aus nachdenklichem Sinnen erwachend, setzte er hinzu:

„Aber der Ausgang ist niemals ein Maß für den Muth. — Die Gefahr will eben gewagt sein.“

Und wieder versank er in sein brütendes Schweigen.

Da plötzlich riß hie und da die Nebeldecke, welche den Horizont verhüllte, — weite, blaue Aetherswiesen breiteten sich am Himmel aus, — im wogenden Gewühl rollten die Wolken vor den siegreichen Strahlen der Sonne dahin, welche weithin die Landschaft in goldenem Lichte verklärte: und vor den entzückten Blicken der Reiter entschleierte das Gebirge die ganze Fülle seiner stolzen, majestätischen Größe.

„Da ist die Kynastburg wieder!“ rief der Ritter Erich, indem er sich im Sattel straff aufrichtete; „und — dorthin will ich!“

Der Sänger hielt betroffen sein Roß an.

„Wie?“ sprach er, „Du wolltest die unmenschlichen Triumphe einer wahnsinnigen Thörin vermehren?“

„Und wäre die Mauer nicht breiter, als der Rücken meiner Schwertflinge — ich will das Wagstück bestehen,“ versetzte der Ritter in ruhiger Entschlossenheit.

„O, mein Freund!“ sprach der Sänger tief bewegt, „Du würdest es nicht sehen — aber denke daran, wie sie — sie mit höhnischem Lächeln Deinen Weg verfolgen, mit kaltem Blicke den rettungslosen Sturz in die Tiefe betrachten würde!“

„Sprich mir nicht dagegen,“ entgegnete Erich gelassen, indem er sein Pferd zu schnellerem Schritte antrieb. „Ich will dieses Lächeln voller Hohn herausfordern; ich will ihrem grausamen Uebermuthе kühn Trotz bieten: ja, und ich will diesem leichtfertigen Spiele um Menschenleben ein Ende machen und für diesen Zweck einsetzen, was Andere vor mir um eigenen Gewinn einsetzen konnten.“

Der Sänger ritt wieder an des Ritters Seite und schwieg still, denn er begriff, daß jedes weitere Wort des Einspruchs dem Freunde die Umkehr von seinem verwegenen Entschlusse nur noch mehr verlegen würde.

Am Rande des Waldes theilte sich die Straße. Dort stand ein alter Jägersmann, als ob er die fremden Reiter erwartete.

„Wohin führen diese Wege?“ fragte der Ritter.

„Der da zu Eurer Linken,“ versetzte der Alte, „läuft weit in's ferne Land hinein — in die stattlichen Berge und in grüne, sonnenhelle Thäler. Der andere Weg führt durch den Wald in die Löwengrube.“

„Ei, wie denn?“ fragte Erich.

„Ich sah Viele hineingehen,“ antwortete finster der

„Alte, dessen verwittertes Gesicht sich wunderbarlich zusammenzog; „ich sah Keinen wiederkehren.“

„Du wirst diesen Weg nicht wählen,“ beschwor der Sänger den Freund; „nicht von mir Dich trennen — nicht Deine Jugend und allen Ruhm, den Du zu erringen gedenkst, eintauschen gegen ein elendigliches Ende!“

„Und ich werde diesen Weg einschlagen,“ versetzte der Ritter fest; „denn ich muß! — Kannst Du mir, willst Du mir nicht folgen: so laß uns hier, mein theurer Bruder und wackerer Gefährte, wie Männer thun, mit herzlichem Wort und Händedruck in fröhlichem Muth scheiden,“ fügte er ernst hinzu, dem Freunde die Rechte reichend. „Und Gott halte uns Beide auch ferner in seiner gnädigen Huth!“

Er stieß seinem Rosse die Sporen in die Seite und jprengte in wildem Rennen in den Wald hinein.

Der Sänger zögerte keine Minute, ihm zu folgen.

Der Jäger blickte ihnen nach.

„Wunderliche Gesellen!“ lachte er still in sich hinein. „Der Eine hat es so eilig, in seine Grube hinabzufahren — und der Andere meint, mit verständigem Wort eine Thorheit zu verhindern! — Narren sind sie Beide!“

Die Freunde ritten wieder neben einander weiter; aber ihre Stimmung war völlig verwandelt: der Ritter sang mit heiterer Ruhe manch' lustiges Lied in den wiederhallenden Wald hinein; der Sänger saß, den Kopf auf

die Brust gesenkt, schweigsam auf seinem Pferde — der grüne, duftige Wald schien ihm einen häßlichen Modergeruch auszuathmen; bleich und kalt fielen die Sonnenstrahlen auf die Landschaft herab und vor seinen trüben Blicken lagen die Berge und die lachenden Thäler unter einem unheimlichen Trauerflor.

„Ei, lieber Gesell,“ unterbrach der Ritter Erich plötzlich seinen Gesang; „da fühlen wir nun Beide — Jeder in seiner Weise — den geheimnißvollen Zauber, der in diesen Bergen seine Netze webt — wir werden Beide unwiderstehlich hineingezogen; aber wir können doch nicht von einander lassen. So muß wol in uns Etwas sein, stärker als aller Zauber: und ich meine, das ist unsere treue Brüderschaft und die Zuversicht, daß wir zusammen, was wir auch wagen, glücklich bestehen. Wohlan denn, Du sonst so fröhlicher Sängermund — richte Dein Herz auf, erhebe Deine Stimme und singe, wie Du sonst lustig gesungen hast:

„Heut sitzen wir noch beim vollen Schmaus,

Wir lustigen Gesellen;

Und morgen weist sich's wol weiter aus,

Wohin uns tragen die Wellen!““

Der Sänger antwortete mit einem trüben Lächeln.

„Morgen!“ sprach er traurig.

„Und wir sollten das Heut nicht segnen, das uns hierher führte?“ fuhr der Ritter heiter fort. „Schau’

doch um Dich — wie das Land immer mehr in wunderbar erhabener Pracht sich entfaltet, einer Riesenblume gleich, die ihren vollblühenden, buntfarbigen, duftigen Kelch im goldenen Strahl der Morgensonne erschließt! Darum laß das Morgen um des schönen Heut willen.“

In Wahrheit gestaltete die Gegend sich immer großartiger und wilder; zerrissene Felsmassen thürmten sich zu Gipfeln von schwindelnder Höhe drohend am Wege auf; still abgeschlossene, tiefe Thäler mit den bescheidenen Hütten friedlicher Menschen wechselten ab mit hohen, oft fahlen Bergrücken, auf denen hie und da einige zerstreute Ziegen weideten; düstere Nadelwälder verdrängten mehr und mehr die Buchen und Eichen, und die Birke im gelben, melancholischen Schmuck des Herbstes sprang bisweilen gleich einer leuchtenden Flamme von dem dunklen Grunde auf. Die Bäche glitten von den Höhen lustig in's Thal hinab — bisweilen blickten die ernstesten Gipfel der Sudeten von fern herein und über den Freunden zog ein Adler seine weiten Kreise in majestätischer Ruhe durch den Aether.

Sie ritten über die letzte Bergkette in das breite Thal hinab, welches am Fuße des Riesengebirges sich weit hinzieht, und hielten, voll staunender Bewunderung die vor ihnen ausgebreitete Landschaft betrachtend, lange still. Die Vögel schlüpfen im Busche durch die Zweige; das Wasser im Bache neben der Straße stieß hell erklingend an die Kiesel; von der Wiese ertönte das schrille, eintönige Gezirp der

Heuschrecken herüber — der beschwichtigende Hauch eines ruhigen Friedens ging über die Natur: selbst in des Sängers verdüstertem Gemüth lösten sich in andächtiger Erhebung die herben Mißklänge des Tages auf.

„Sieh', Heinrich!“ rief der Ritter entzückt aus, „sieh' dort den mächtigen Rynast! — Nie lag ein herrlicheres Land zu den Füßen einer stolzeren Burg — und das Alles, Alles,“ fügte er hinzu, indem er seine Arme ausbreitete und seine Augen kühner aufleuchteten, „das Alles wäre zu gewinnen um einen geringen Einsatz!“

„Des Grabes, das uns einst umfängt, sind wir wol sicherer,“ sprach der Sänger, der die Worte des Freundes mit stillem Grauen vernahm.

„Und wäre dieses Paradies das meinige — ich verlange kein schöneres!“ rief der Ritter aus.

„Freilich ist's ein hübsch geräumiges Grab,“ sprach eine Stimme.

Die Reiter wendeten sich überrascht um und bemerkten am Rande des Waldes einen fahrenden Schüler, der auf sie zutrat.

„Was ist's?“ fragte Herr Grid verstimmt.

„Was Ihr wollt, gestrenger Herr,“ versetzte mit einem spöttischen Zucken um die schmalen Lippen der Schüler, indem er sein knappes, fadenscheiniges Mäntelchen von grauem Tuch fester um die hagere Gestalt zog. „Alles und nichts — das Höchste bedeutend, das Leere umfassend.“

Und ein Bißchen mühsamen Lebens und Ringens und ein lustiges Sterben und Vergehen ist ja nach Eurem Sinn!“

„Ihr seid ein wunderlicher Gejell!“ sprach der Sänger.
„Woher ist Euch alle diese Weisheit gekommen?“

Der fahrende Schüler lächelte mit leichtem Hohne.

„Ich hatte einen Meister,“ antwortete er; „der schliff sich ein wunderbares Glas; man sah damit alle Dinge, wie sie sind — erbärmlicher Anblick: Verfall und Moder, Fäulniß und Verwesung, Raub und Krieg, Bosheit und Hinterlist überall. — Seht, gestrenge Herren, das üppig wuchernde Gras hierneben unter der Fichte; und die gelben und rothen Blumen darin, wie sie anmuthig und prächtig blhen: darunter faulen drei wackere Gesellen — sie schlugen sich, die Narren, um ein Mädchen todt, das gestern noch daneben saß und sich erlustigte mit dem neuen Buhlen.“

„Ich möchte Euch wol bitten, mir Eure Augen zu überlassen,“ sprach der Ritter. „Ihr werdet nachher die Welt immer noch lustig genug ansehen.“

„Gebt mir lieber Eure Augen, Herr Ritter,“ versetzte der Schüler boshaft. „In drei Tagen, wenn Ihr diesen Weg weiter reitet, braucht Ihr keine mehr.“

„Fahre zum Teufel mit Deinem sinnverwirrenden Geschwätz!“ schrie der Ritter zornig, indem er sein Schwert zog
Der Freund fiel ihm besonnen in den Arm.

Der fahrende Schüler aber schritt gelassen in den Wald hinein und sang eine Schelmenmelodie — halb war es Gesang, halb Hohngelächter.

Der Ritter spornte sein Pferd und sprengte in zorniger Erregung so wild davon, daß das isabellfarbene Roß des Sängers kaum zu folgen vermochte.

Erich mäßigte bald den raschen Wettlauf.

„Man kann Säfte mischen und Medicamente,“ sprach er lächelnd zu Heinrich, „so wenigstens hat man mir erzählt, welche die Sinne aufwirbeln und wüste Träume als Wahrheit erscheinen lassen; man kann Worte sprechen, welche die Gedanken verwirren und unsern Willen in schlaffe Muthlosigkeit einschnüren; ein Blendwerk kann unsere Augen täuschen, daß wir falsche Wege vor uns sehen: aber all' dieser Betrug besteht nicht lange vor der nüchternen entschlossenen Prüfung.“

Und er sprang vom Pferde und lagerte sich behaglich in das Gras am Wege.

„Singe, wackerer Gesell!“ rief er dem Freunde zu, der bedächtig neben ihm Platz nahm.

Heinrich schlug einige weiche Accorde auf seiner Laute an und begann nach kurzem Besinnen:

„Mittagsstille Herbstesruh’,

Hauch’ uns Deinen Frieden zu!

Strahlt die Sonne denn schon trüber? —

Aus den Thälern klingt’s hervor,

Vom Gebirge weht's herüber
 Ahnungsschwer im leisen Chor.
 Aus dem Busch tönt süßes Rauschen,
 Das im Herzen mich bestricht:
 Ach — der Berge scheue Geister
 Hat voll Menschenhaß der Meister
 Uns zu fahen ausgespicht!
 Wie sie ziehen, wie sie lauschen —
 Vom hemoosten Felsenhang,
 Aus des Waldes fühlen Schatten,
 Unter'm schwanken Halm der Matten,
 Aus geträumten Liebesblicken
 Rosend uns entgegen nicken!
 Und die trun'nen Zauberkreise
 Reißen uns zur stillen Höh' —
 In der Tiefe endet leise
 All' das süß bethörend Weh!“

Die letzten Worte des Gesanges verflangen mit den Accorden der Zither in weichen Molltönen.

Der Ritter sprang auf.

„Wie magst Du nur,“ rief er dem Sänger zu, „Dein Saitenspiel und Deine Stimme solch unheimlicher Weise darleihen! — Erfast es mich doch beinahe mit stillem Grauen vor dem Abgrunde, den Dein Gesang wie mit duftigen Blüthen bedeckt!“

„Warum,“ versetzte der Sänger mit schmerzlichem

Lächeln, „soll ich die geheimnißvolle Tiefe nicht messen, in welcher mit tausend Fasern mein ganzes Wesen wurzelt? Sieh', wie dort in der Ferne die blauen Berge, mit dem duftigen Gewebe des Aethers sich verhüllend, dem träumerisch befangenen Auge in der Unermeßlichkeit sich aufzulösen scheinen — wie die Blumen überall auf der Flur die dunklen Trauerfarben anlegen — wie die Bäume die gelben, verblassenden Laubkronen zum Abschiede flüsternd gegen einander neigen — wie der Hauch des Todes rings um uns brünstig die sterbende Natur küßt und weich und bestrickend die Klage des Herbstes an unsere Seele sich schmiegt: ach, wir Menschen stehen nicht fester in dem Wechsel, der alles Erschaffene beherrscht, und über unsere Gräber wandeln neue Geschlechter dahin.“

Der Ritter wendete sich mit leichter Ungeduld ab.

„Du siehst eben nur die Träume, welche Du lieb hast,“ rief er. „Ich aber will nicht diese Träume, die Kraft und Muth verzehren — ich will mir Luft und Sonnenschein, die Freiheit und die Freude am kühnen, mannhaften Thun nicht verkümmern lassen durch selbstgeschaffenen Gespensterpfuhl! — Auf, Heinrich! der Tag geht zu Rüste. Brechen wir auf, damit wir unser Ziel erreichen.“

Und er stieg rasch zu Pferde. Der Sänger folgte ihm langsam.

Sie ritten schweigend weiter und gelangten an den Fuß des Berges, auf welchem die Kynastburg die stattlichen

Zinnen hoch über den finstern Fichtenwald erhob. Sie ritten den steilen Schloßweg hinauf und die Tannen zu beiden Seiten neigten über ihnen die schlanken, dunklen Wipfel; wie ein buntfarbiger Dom wölbte sich das Laub der Buchen über den engen Weg hinweg und selten brach ein Sonnenstrahl durch das dicht verschlungene Geäst. Seitwärts hinaus fiel der Blick auf den fahlen Gipfel der Schneefoppe, die der sinkende Tag mit einem röthlichen Schimmer umhüllte.

Die Reiter gelangten zur ersten Wacht; zwei riesige Knechte traten hervor und fragten, die Hellebarden kreuzend, nach Stand und Begehr.

Boshafte Freude blitzte in den Augen des einen Wächters auf, als er den Bescheid vernahm.

„So reitet frisch hinauf, edler Ritter,“ sprach er mit grinsendem Lachen; „und wenn ihr Euch beeilt, so kommt Ihr wol gerad' zurecht, Eurem Vorgänger einen Leichentrunf zu thun.“

„Das Fräulein hätte an den Eingang dieser Burg keinen würdigeren Wächter stellen können, als Dich, rothhaarigen Gesellen,“ rief der Sänger unwillig aus, während Herr Erich gelassen weiter ritt.

„O freilich,“ lachte der Rothköpfige. „Denkt, ich sei die Fackel, die ihren lustigen Feuerschein in eine Gruft wirft — ein Jeder dient eben mit den Gaben, die er empfangen hat.“

Mit diesen Worten kehrte er in den Thurm zurück, und der Sänger eilte dem Freunde nach.

Unten stieß der Wächter in's Horn; oben wurde geantwortet und das Echo trug die langgezogenen Töne weit in die Berge hinein, bis sie in der Ferne verhallten.

Die Freunde verließen den Wald, und vor ihnen lag die Burg, eng umgürtet von riesigen Bastionen und unersteigbaren Mauern, deren eherne Stirn jeder menschlichen List und Gewalt zu trotzen schien. Uralte Linden schauten daraus herab und darüber neigte die Sonne sich zum Untergange.

Aus dem offenen Thor des innern Burghofes bewegte sich ein ernster, stiller Zug abwärts. — Voran ging ein alter, graubrtiger Knappe, der einen Ritterhelm auf dem Arme trug. — Ihm folgten vier Knechte mit einer offenen Bahre; ein schwarzes Tuch lag darüber ausgebreitet und fiel zu beiden Seiten in weiten Falten herab.

Dahinter schritt ein Mönch; seine Blicke waren zu Boden gesenkt, sein kahles Haupt neigte sich schwer auf die Brust; seine Lippen murmelten halblaute Gebete und bisweilen erhob sich seine Stimme zu einem sthnenden Klageruf, der mit dem Flüstern des Abendwindes in den Führen verflang.

An seiner Seite schwankte, wie berauscht, ein junger Mensch, dessen Kleidung verrieth, daß er dem Troß der gemeinen Knechte nicht angehörte; halblanges, verworrenes

Haar faßte ein hübsches, aber bleiches, verstörtes Gesicht ein; seine Blicke glitten scheu und irrend umher; die Hände zerpflückten gedankenlos einen Kranz von Herbstblumen und die Blüthen und Blätter fielen unter seine Füße.

Den Zug schloß eine Reihe von Knappen und Knechten.

Die Freunde, welche erriethen, wessen Leiche ihnen entgegengetragen wurde, stiegen von den Pferden; sie entblößten das Haupt und traten an die Bahre heran, die auf einen Wink des Ritters niedergesetzt wurde.

Mit leicht zitternder Hand schlug er das schwarze Tuch zurück.

Das Gesicht des Todten war nicht entstellt; es schien, als ob in einem schmerzlichen Rächeln noch leises Leben um seine Lippe zuckte. Die Strahlen der Abendsonne warfen einen goldenen Schein verklärend über die edlen Züge und aus dem Thale klang von einem fernen Kirchthurme das Geläut der Abendglocke herauf, wie ein frommes Gebet, wie ein, mit allem irdischen Ringen und Leiden versöhnter Scheidegruß aus dem Jenseits.

Der Sänger lehnte sich in tiefer Bewegung an die hohe Gestalt des Ritters, der den heimgegangenen Freund in schmerzlicher Rührung betrachtete.

„Er war der Liebe eines jeden edlen Herzens werth!“ sprach er endlich gepreßt. „Als ich mit ihm und seinen Brüdern — dort bei Halberstadt — einst zusammensaß, die Nacht hindurch bis zum Morgengrauen —, als wir

mit hochwallenden Herzen und stolz strebenden Sinnes den Bruderbund schworen und, ein Doppelheldenpaar, im mannhafsten Kampfe Seite an Seite zu fallen hofften: wer hätte damals gemeint, daß sie so früh und auf solchem Wege vorangehen würden! Ach,“ schloß der Ritter, und sein Auge schimmerte feucht, „Keiner von uns war würdiger als Dieser hier, den Preis zu erringen, um den er warb!“

Er wendete sich hastig ab und der Säng' er umschlang ihn in kaum noch beherrschtem Schmerze; der Mönch murmelte lauter seine eintönigen Gebete und die Knechte standen verlegen umher.

Plötzlich sprang aus dem Haufen der junge Mann mit dem Kranze hervor; er warf sich neben der Bahre auf die Knie und der Kranz glitt aus seiner Hand auf die Leiche; er neigte sich über das Gesicht des Todten und küßte die bleiche Stirn.

„Kalt — kalt!“ stöhnte er. „Wie das wohl thut — wie das die verzehrende Flamme in meinem Gehirn fühlt! — Du, edler Kurt, hast herrlichen Lohn errungen — Du durftest sterben für sie, die bethörende, selbst schrecklich bethörte Zauberin!“

Dann warf er sich mit einem verzweiflungsvollen Aufschrei zurück und schlug die Hände vor das Gesicht.

„O wie süß — wie süß, um sie zu sterben!“ stieß er im wilden Schmerze hervor.

Der alte Knappe wankte herbei.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn!“ sprach er mit zitternder Stimme, indem er den jungen Mann umfaßte, der auf die Leiche gesunken war; „raffe Dich auf — verlaß mit mir die Stätte des Unheils und diese Berge, die uns nur unsägliches Leid gebracht haben!“

Der junge Mann starrte mit leerem Blick empor.

„Komm — laß uns fort!“ bat der Vater.

„Ja, Vater — fort für immer!“ sprach der junge Mann mit unheimlicher Ruhe. „Die Sonne, die dort untergeht, bringt mir ja keinen Tag wieder! — Fahrt wohl, alter Vater! — Betet — betet für mich und für Runigunde!“

Und blitzschnell sprang er auf und rannte im wilden Laufe gegen die Burgmauer.

„Halt! Halt!“ schrien zehn Stimmen ihm nach, während der Alte in die Knie sank.

Mit der Behändigkeit einer Katze und bevor die bestürzten Zuschauer seine Absicht erriethen, hatte der junge Mann die Mauer erstiegen; der alte Vater raffte sich verzweiflungsvoll auf und rannte ihm nach.

Da lief der Sohn auf dem gräßlichen Wege schon mit schwindelerregender Eile dahin — dort an der Ecke, schwankte er — da verschwand er vor den entsetzten Augen.

Die Aeste der Bäume, die aus der Tiefe strebten, schlugen krachend gegen einander — man vernahm einen dumpfen Fall — man vernahm das verzweifelte Zammern

des alten Vaters, der den Weg in den Grund dahin-
ramnte und dem die Knechte feuchend folgten.

Dann war Alles still.

Auf ein Zeichen des Mönches ward die Bahre von
den Trägern wieder aufgehoben; der Zug setzte sich weiter
in Bewegung — nur der Mönch folgte der Leiche, und
seine Stimme klang noch unheimlicher und düsterer als
vorher, als er eintönig seine Gebete weiter sprach.

Der Sänger, beinahe fassungslos, hielt noch immer
den tief erschütterten Ritter umfassen.

„Welcher Fluch, Erich,“ sprach er mit bleicher, bebender
Lippe, „herrscht in diesen Mauern, daß er den Reiz des
Lebens in Wahnsinn verkehrt, die Bande des Bluts löst
und die Jugend vor dem ergrauten Alter dahinmählt!“

Der Ritter neigte sich mit liebeichem Ernste zu dem
Freunde.

„Es kommt, was uns beschieden — nicht mehr!“ sprach
er weich. „Küßten wir uns dagegen mit klarem, festem
Muth; und was auch geschehen mag — wir bleiben
einig in Herz und Sinn.“

II.

Im innern Burghofe empfing die Freunde ein stattlicher, alter Herr, der in seinem grünen Pelzrocke und mit dem vollen, weißen Bart und Haar wie ein verschneiter Bergesgipfel dastand.

„Erlaubt, Ihr Herren,“ sprach er mit höflicher Würde, „daß ich nach der Pflicht meines Amtes als Burgvogt zu wissen begehre, welch' edle Gäste das Schloß aufnimmt.“

„Ritter von Berneck, Herr Burgvogt,“ versetzte Erich, sich artig verneigend.

Der alte Herr sah bei dem Namen anscheinend betroffen auf.

„Und Euer Begehr?“ fragte er weiter.

„Ich bitte, nach dem Brauche dieser Burg der edlen Herrin derselben meine ritterlichen Dienste weihen zu dürfen,“ antwortete Erich.

Ein Schatten glitt über des alten Ritters frisches Gesicht.

„Ich darf Euer Begehren nicht zurückweisen, wenn ich auch wünschen möchte, daß Euer Weg ein anderes Ziel gefunden hätte,“ sprach er mit einem Seufzer. „So seid denn willkommen.“

Die Freunde stiegen von den Rossen, die auf Befehl des Burgvogts in den Stall gezogen wurden.

Darauf wendete er sich wieder an den Ritter von Bernack.

„Bevor ich Euch in das Schloß geleite,“ sprach er, „habt die Güte, an jener Säule dort zu schwören, daß Ihr nicht mit böser Absicht in diese jungfräuliche Feste eingetreten seid, noch mit heimlicher und unredlicher List zum Ziele zu gelangen trachtet.“

„Ich habe mit dergleichen meine ritterliche Ehre nie besleckt,“ lehnte der Ritter stolz ab. „Wozu bedarf es des Schwures?“

„Was der Muth dem Zufall oder dem Glück abringen mag, das soll nicht eine Beute betrüglicher Schlaueit sein, wie wir uns von manchem Abenteuerer wol zu versehen hätten,“ versetzte der Burgvogt mit gemessenem Ernste. „Es mag gegen Euch der Vorsicht nicht bedürfen; aber unser Brauch erheischt sie: wollt Ihr Euch ihm nicht fügen — gut; ich lasse Eure Rosse wieder satteln und Ihr reitet den Burgweg wieder hinab — mir ist es schon lieber.“

„Nein, nein!“ fiel Erich eifrig ein. „Wie ich's halte, kann ich auch schwören. — Ich bin bereit.“

Der Burgvogt führte den Ritter schweigend einige Stufen zu einer Granitsäule hinauf, die im Hofe stand, und legte ihn an feste, eiserne Bande: und Erich stand, vom Widerschein des Abendroths, wie von blutrothen Flammen eingehüllt, einem Märtyrer gleich, der auf dem Scheiterhaufen seine Meinung bekennt und besiegelt; und

wiederholte ruhig und fest den Schwur, den der alte Burgvogt ihm langsam und feierlich vorsprach.

Als der Ritter von Berneck die Stufen wieder hinabstieg, sprang ihm im Radschlagen auf Händen und Füßen ein alter, verwachsener Burisch entgegen, der, indem er sich aufrichtete, seinen breiten Mund zu einem grinsenden Lachen verzog.

„Nehmt meine schuldige Reverenz und den Bruderfuß,“ schnarrte er Erich an, indem er ihm seine, mit Schellen besetzte Lederkappe vor die Füße warf. „Um unsere Zunft hat's keine Noth, da solch' wackere Gesellen ihr beitreten.“

„Fort, Narr!“ herrschte der Burgvogt den Alten an.

„Laßt mich doch meinen Gruß bestellen an die andern lieben Genossen,“ versetzte der Narr. „Nicht wahr, edler Ritter,“ hielt er Erich fest, „Ihr werdet sie nicht verfehlen und die Bestellung nicht vergessen?“

„Ich bin dessen doch nicht ganz sicher,“ antwortete der Ritter, indem er dem Burgvogt folgte, der die Freunde in das Schloß führte, in ein geräumiges Zimmer eintreten ließ und sich sodann empfahl, um die Burgherrin zu benachrichtigen.

Der Sänger warf einen scheuen Blick durch das Zimmer, dessen Wände schwarz ausgeschlagen waren und das im abendlichen Dämmerlicht recht unheimlich erschien.

Im hohen Bogenfenster lag der Mönch auf den Knien. In seine Andacht vertieft, beachtete er die Fremden nicht.

Drei Reichen Wappenschilder mit Helm und Sporen hingen an den Wänden; sie erglänzten matt röthlich in der tiefen dunklen Gluth, welche durch die bunt bemalten Fensterscheiben hereinfluthete, und zeigten in einer Inschrift den Namen und den Todestag des Besitzers an; — sie gehörten alle den Rittern, die bei dem gefährlichen Ritt ihr Leben verloren hatten.

Während der Sänger mit stillem Grauen diese Namen las, wendete Erich sich zu dem Mönch, der sich eben von seinem Gebet erhob und an ihm vorüberschlüpfen wollte.

„Seid gegrüßt, ehrwürdiger Vater,“ sprach er ihn an. „Ihr gönnet Euch wenig Ruhe in Ausübung Eurer heiligen Pflichten.“

„Beten thut Noth für Diejenigen,“ versetzte der Mönch mit finstern Ernste, „welche den eitlen Dingen dieser Welt nachstreben und darüber ihr ewiges Heil zu wahren vergessen.“

„Gilt Eure fromme Sorge denn nicht den Todten, an deren Grabe sonst Niemand betet?“

„Sie fanden den Frieden wieder, den ihr bethörtes Herz verloren hatte,“ sprach der Mönch mit Bedeutung.

Und er verschwand durch die Thür, durch welche der Burgvogt eben wieder eintrat.

„Ihr waret hier,“ begann er, des Ritters Hand er-

fassend, „in recht ernster Gesellschaft. — Hat sie kein Wort zu Eurer Seele zu sprechen vermocht?“

„Es ist ein kalter, blasser Mund, der hier das Wort führt, und keiner zum Herzen dringenden Rede fähig,“ antwortete Erich mit ruhigem Lächeln. „Er sprach wie Trost und Warnung — und ich bedarf deren nicht.“

„Mit Gott also!“ sagte der Alte mit feierlichem Ernst. „Das Fräulein ist bereit, Euch zu sehen.“

Runigunde empfing die drei Herren in der weiten, gewölbten, hellen Halle im Kreise ihrer Jungfrauen. — Ein schwarzseidenes Kleid umwallte in reichem, weitem Faltenwurfe die edle, schlanke Gestalt, welche den Tannen ihrer Berge glich. Ihr volles, weichblondes Haar, matt glänzend wie Perlmutter, war in breiten Flechten zierlich aufgewunden und von einem goldenen Ranne zusammengehalten. — Man hätte sie wol für ein Kind halten mögen, so rein und weich rundeten sich Kinn und Wangen: aber der milde Blick der wunderbar dunkelblauen Augen strahlte die sinnige Tiefe eines noch keusch verschlossenen Herzens aus. Die langen, seidenen Wimpern standen wie Wächter über dem strahlenden Zauberquell und darüber wölbte sich stolz und gebietend eine hohe, weiße Stirn: und Anmuth und Würde vereinigten sich in dieser Erscheinung zu einem Bunde von geheimnißvoller, überwältigender Macht.

Runigunde begrüßte die Freunde, welche sich in be-

wundernder Huldigung schweigend verbeugten, mit stiller, anmuthiger Neigung des Kopfes. Ihre ganze Haltung war würdig und gefaßt und doch von tiefer Bewegung erfüllt.

Der Sänger hatte, wie von einer überirdischen Erscheinung geblendet, seine Augen gesenkt; aber die magische Gewalt, welche die königliche Schönheit des Mädchens ausstrahlte, hatte ihn im tiefsten Gemüthe getroffen: seine Seele hatte schauernd zurückgebebt vor der Sphinx, die so viel blühendes Menschenleben opfern konnte — und dennoch, jetzt von ihrem heraustrühenden Zauber selbst erfaßt, fühlte er sein Herz von den Fesseln umstrickt, welche ihre Blicke woben, und sein Denken verwirrte sich an dem unbegreiflichen Räthsel, daß Schönheit und Milde ein tödtliches Gift ausströmen können.

„So begehrt auch Ihr den Ritt um meines Schlosses unheilvolle Mauern?“ begann Runigunde, indem ihr Blick scheu und flüchtig den Sänger streifte.

„Ich kam mit dem Entschlusse hierher, dazu Eure Erlaubniß zu erbitten,“ entgegnete der Ritter. „Und nun —“

„Und nun?“ fiel das Fräulein mit ängstlicher Spannung ein.

„Und nun?“ vollendete der Ritter, und sein flammendes Auge bedeckte ganz die leise erhebende Gestalt des Mädchens; „nun weiß ich, daß die flüchtige Eingebung

abenteuernden Sinnes den vollen Inhalt meines Lebens erfaßte.“

„O mein Gott!“ flüsterte Kunigunde, „wie schwer suchst Du mich heim!“

Niemand verstand wol ihre Worte.

Sie wendete sich ab und starrte in den dunkelnden Abend hinaus, der fern am Horizonte im ruhenden Gewölke verglühte, während tief unten die Nebel schon ihre feuchten Schleier um die Berge wanden.

„Was bedeuten die Lichter, welche den Berg heraufschwanken?“ unterbrach Kunigunde das peinliche Schweigen, mit der Hand in den Grund deutend.

„Man bringt wol die Leiche des Knappen herauf, der von der Mauer stürzte,“ erklärte der Burgvogt.

Kunigunde neigte sich tiefer zum Fenster und Niemand sah es, daß eine heiße Thräne — der Thau der Blüthe des Menschenherzens — ihr Auge füllte.

Plötzlich aber wandte sie zurück. — Sie schien zu sinken.

„Es wandelt Euch ein Schwindel an, Kunigunde,“ sprach, an sie herantretend, eine ihrer Jungfrauen, und der kalte, harte Ton dieser Worte berührte Alle wie scharfe Eispitter.

„Es ist nichts, Gertrud,“ entgegnete das Fräulein, ablehnend und stolz sich wieder aufrichtend. „Man soll die Lichter anzünden und das Mahl bereiten.“

„O, sie kann nicht fühlen,“ murmelte der Sänger;
„sie ist nur die schöne Hülle einer unendlichen Leere!“

„Nicht wahr, Eure Eltern leben nicht mehr,“ wendete
Kunigunde sich an den Ritter.

„Der Vater lebt mir noch und hält allein Haus auf
Berneck in Franken.“

„So lebt er noch, mein alter, biederer Georg von
Berneck?“ rief der Burgvogt aus. „Das ist mir eine
fröhliche Nachricht!“

„Ihr kennt also meinen Vater?“ fragte der Ritter
berrascht zurück.

„Nun, Erich,“ sprach der alte Herr, „ich könnte Euch wol
zürnen, daß ihr Euch meiner gar nicht mehr erinnert: hab’
ich Euch doch manchmal, in meinen Pelz eingewickelt, mitreiten
lassen gen Plassenburg oder hinaus in den Forst, wo der
Dachsenkopf und der Schneeberg zu beiden Seiten hereinschauen.“

„Hilf Himmel! — So seid Ihr der Friesensteiner,
meines Vaters treuer Freund und tapferer Waffenbruder?“

„Ja freilich! — Die Zeit ist eben nicht gar glimpflich
mit dem alten Diethelm von Friesenstein umgesprungen,“
lachte der alte Herr, dem Ritter die Hand schüttelnd.
„Ihr habt Euch inzwischen freilich auch gewaltig gestreckt.
Aber ich erkannte Euch doch sogleich wieder. — Ach, Erich!
und nun werft Ihr mir einen recht dunklen Schatten auf
meinen Lebensabend und in diese Stunde! — Weiß denn
Euer Vater, daß Ihr hier seid?“

„Ich habe ihm gesagt,“ versetzte der Ritter, „daß ich Abenteuer suchen wolle in Schlesien und Preußen. — Zieh' in Gottes Namen dahin! sprach er, ich hab' es auch gethan, da ich jung war; und es wollte mir nicht in den Sinn, daß mein alter Vater mir gar so betrübt Valet sagte — und als ich heim kam, da hatte er die Hände und die Augen für immer geschlossen und lag unten bei den Ahnen. — Ich weiß jetzt wol, wie ihm gewesen, da ich davonritt. — Doch das, sprach mein Vater weiter, soll Dich nicht abhalten; und was Dir Hohes und Edles begegnet, dem strebe nach mit der Stärke Deines Armes und aller Kraft Deines Sinnes und der Gedanke an mein einsames Greisenalter soll Dich vor keiner Gefahr zurückweichen lassen — er soll Dir nur zur Seite treten, wenn Du Etwas gegen unseres Hauses und Deine ritterliche Ehre thun wolltest. — Und so reichte er mir die Hand und ich ritt gen Schlesien,“ schloß Erich.

„Der Himmel führe es zu einem guten Ende!“ sprach der alte Diethelm bewegt, indem er sein Barett andächtig vom greisen Haupte zog.

Da trat Kunigunde an den jungen Ritter heran.

„Ich sehe, der Gedanke an den alten, einsamen Vater bewegt Euer Gemüth tief,“ sprach sie weich. „O, ich beschwöre Euch, Herr Ritter! haltet das ehrwürdige Bild fest in Eurer Seele — denkt seines Leids, als er daheim

seinen Vater nicht wiederjah, der doch nur dem unwandelbaren Gesetz erlegen war, welches des Menschen Leben beherrscht; und denkt daran, wie viel tiefer sein graues Haupt sich beugen würde, wenn ihm gegen die Ordnung der Natur der Sohn, den er im Schmuck der Jugend scheiden ließ, nicht heimkehrte — nicht heimkehrte, weil er in unchristlicher Vermessenheit ein Wagniß unternahm, das noch niemals gelang!“

„Verzeiht, edles Fräulein!“ wendete der Ritter von Berner ein, „wie möget Ihr selbst unchristliche Vermessenheit nennen, was Ihr doch herausfordert?“

Runigunde legte ihre leise bebende Hand leicht auf seinen Arm und führte ihn zum Fenster.

„Ich will nur die Freiheit haben, an meines Vaters Grabe zu weinen,“ sprach sie. „Seht, in dem weiten, feierlichen Tempel, den jetzt die Nacht unserm Auge verbirgt, meiner Trauer mich hinzugeben; in dem besänftigenden Frieden dieser erhabenen Natur mich in mein Leid still und ganz zu versenken — das allein begehre ich! Und ich weiß es, daß ich nichts, was darüber hinausreicht, zu gewähren vermag!“

„Die volle Herrlichkeit dieser erhabenen Natur, wie sie auch mir erst seit einer Stunde selbst aus den Schatten der Nacht in das tiefbewegte Gemüth hineinstrahlt,“ versetzte der Ritter mit inniger Wärme, „hat sich, edles Fräulein! Eurem, der Ruhe des Todes zugeneigten Sinne noch nicht erschlossen.“

„Ach, er kann sich ihr nie erschließen!“ antwortete das Fräulein, mit tiefem Schmerze den Kopf leise schüttelnd. „Denn nun brennt Blutschuld mir mit verzehrenden Flammen im Herzen und an dem Frieden, den ich mir bewahren wollte, nagen giftige Schlangenbisse!“

„Laßt mich, edles Fräulein! diese Schuld einlösen!“ rief der Ritter in leidenschaftlicher Hingebung. „Ach, Ihr wißt nicht, wie Alles, was Ihr mir sagt, mich allgewaltig antreibt, den Bann zu brechen, unter dem ich Euch leiden sehe!“

„Laßt ab, Ritter!“ bat die Dame. „Nie, nie könnte ich Euch den Preis gewähren, den Ihr zu erringen meint!“

Der Ritter trat in edlem Stolge einen Schritt zurück.

„O, mein Fräulein,“ sprach er mit Würde, „den Bedrängten beizustehen, welches auch ihre Noth sei, ohne nach dem Lohn zu fragen, das ist echte Ritterthat!“

„Noch niemals, Herr Ritter, habe ich vor Menschen mein Knie gebeugt,“ flehte Kunigunde, indem sie demüthig vor Erich sich neigte, „und hier bitte ich zu Euren Füßen — und all das blühende Leben, das Euch voranging auf der fluchbeladenen Bahn möge meinen Worten Kraft verleihen: erbarmet Euch meiner! Häufet nicht gegen mein inständiges Bitten neue Schuld auf meine schwer bedrängte Seele! — O Diethelm!“ wendete sich das Fräulein mit gefalteten Händen an den Burgvogt, „hilf mir ihn erweichen, daß er Mitleid habe mit meinem Elend.“

„Fräulein,“ versetzte der Burgvogt mit verlegener Unruhe, „ich kann gegen eines Ritters Wort nicht sprechen.“

„Edles Fräulein,“ sprach Erich bewegt, Kunigunde an seiner Hand aufrichtend, „ich kann Euer Flehen nicht ertragen! Und nie wieder — bei meiner ritterlichen Ehre! — soll eines Mannes Auge Eure Demüthigung sehen! — Wort gegen Wort: das meinige ist mir nicht weniger heilig, als Euch Euer Gelübde.“

„O, in diesen eisernen Herzen ist kein Mitleid zu erwecken!“ rief Kunigunde mit überströmender Bitterkeit. „Sie erachten es für groß, ihr menschliches Gefühl zu versteinern und in hochmüthiger Sklaverei des eigenen Wortes sich abzuwenden von den Qualen einer gemarterten Seele!“

Gertrud trat mit einem Lächeln voll Hohn auf den schmalen Lippen an Kunigunde heran.

„Wozu nur kalten Männern wieder ein Schauspiel geben, in welchem sie mit lüstern neugierigen Augen nur eine Verherrlichung ihrer dünkelfhaften Selbstsucht sehen!“ sprach sie mit ruhigem Spotte. — „Der Schwindel auf der Zinne — der geheimnißvolle Zug der Tiefe: Ihr habt sie schon öfters walten lassen — Ihr werdet es auch wieder geschehen lassen.“

„So lieb Dir meine Gnade ist — sprich nie wieder so!“ fiel Kunigunde in edlem Unwillen ein. „Wie Arges

sie auch gegen mich unternehmen — mir geziemt es, menschlich zu sein.“

Sie wendete sich mit stolzer Würde ab und Gertrud, deren Blick den Ritter von Berneck streifte, trat mit einem höhnischen Lächeln zurück.

Inzwischen war das Mahl aufgetragen worden. — Der Friesensteiner lud die Gäste ein, Platz zu nehmen, und führte auch das Fräulein an die Tafel, die auf schneeweißem Tinnen reichlich, aber einfach bestellt war; kein festlicher Schmuck, kein reiches Brunkgeschirr, nicht einmal ein Blumenstrauß zierte sie.

„Verzeiht, daß Ihr wol manche Aufmerksamkeit vermißt, die man sonst lieben Gästen erweist,“ sprach der Burgvogt entschuldigend zu Erich. „Seitdem die Burg nicht aufhört, ein Trauerhaus zu sein, weist das Fräulein jeden festlichen Brauch zurück.“

„Das ehrt die edle Dame hoch,“ antwortete der Ritter.

„Es wird Alles aufgespart zum lustigen Hochzeitsmahl,“ flüsterte eine Stimme ihm zu.

Er wendete sich um und erkannte Gertrud, die sich zu entfernen schien; und der Sänger, der es bemerkte, fühlte sich erleichtert in der Erwartung, sie nicht unter den Tischgenossen zu sehen.

Als jedoch das Gebet gesprochen worden war, trat sie aus einer Ecke vor und nahm dem Ritter von Berneck gegenüber Platz.

Heinrich fand Muße, sie genauer zu betrachten: niemals meinte er ein Gesicht gesehen zu haben, so wohlgebildet in allen einzelnen Zügen, und doch so abstoßend im Ganzen — die fein geformten, wohl erhaltenen Trümmer eines zusammengebrochenen Tempels. — Besonders unangenehm wirkten die blauen Fischeugen auf ihn, aus deren kalter Tiefe es bisweilen dämonisch zu dem Ritter Erich hinüberblitzte, wie das Aufleuchten fumpfiger Wasser in dunkler Nacht.

Das Mahl verlief einsilbig; Kunigunde sprach wenig und genoß fast gar nichts.

Dann brachte einer der Knappen ihr einen umfangreichen, goldenen Pokal voll perlenden Weines.

„Diesen Ehrentrunk,“ sprach sie, daraus nippend, „bringe ich der Erinnerung an meinen Vater! — Thut desgleichen, wie hier der Brauch ist.“

Dann, während der Pokal weiter ging, wendete sie sich erklärend an den Ritter von Bernese.

„So habe ich es gehalten seit des Vaters Tode; und so gedenke ich es zu halten bis an meines Lebens Ende.“

Der Ritter nahm den Becher aus des Burgvogts Hand und verneigte sich mit seinem Anstande gegen das Fräulein.

„Uns, die wir uns noch freuen des goldenen Lichts des schaffenden Tages,“ sprach er, „geziemt es wol, Denen ein ehrendes Andenken zu bewahren, die uns im

Leben nahe standen: so thue ich Euch bereitwillig Bescheid.“

Und nachdem er getrunken hatte, ging der Becher von Hand zu Hand. — Nur Gertrud wies ihn zurück — Niemand achtete darauf.

Darauf wurde den Gästen und dem Friesensteiner Wein in silbernen Bechern gereicht und der alte Diethelm leerte den seinigen auf die Gesundheit seines wackern Freundes Georg von Berneck und ließ ihn öfters wieder füllen.

Gesprächig gerieth er in seine Jugenderinnerungen hinein: er erzählte mit Vorliebe von seiner Waffenbrüderschaft mit dem Bernecker, vom gelobten Lande, wo sie mit einander gewesen, vom türkischen Sultan, an dessen glänzendem Hofe sie einst als Herolde sich ritterlich und mannhaft bewiesen, so daß der heidnische Held Jedem eine schwere, goldene Kette verehrt und ihnen viel Freundliches angethan hatte; dann von den Kämpfen mit den Saracenen und mit wilden Thieren. Und so rollte er in nimmer satter Freude an einer thatenlustigen Jugend die wechselnden Bilder einer reichen, bewegten Vergangenheit vor den geduldigen Gästen auf.

Kunigunde hatte sich längst zurückgezogen; sie liebte in der Ecke die jüngste ihrer Jungfrauen, ein stilles, freundliches, anmuthiges Kind.

Gertrud mischte sich bisweilen in die Erzählungen des

alten Diethelm, indem sie an den Ritter von Bernack in ihrer höflich-spöttischen Weise eine Frage richtete; der Sänger, der still beobachtend dabei saß, bemerkte wol, wie ihre sonst so kalten Augen nach und nach einen seltsam düstern Glanz gewannen.

Er fühlte sich davon unangenehm berührt, auch einsam in dem kriegerischen Gespräch; er trat an eines der Fenster, das am Tage wol eine lohnende Aussicht in die Thäler darbieten mochte.

Jetzt freilich hatten die grauen Herbstnebel Alles verschüttet; sie verschmolzen am Horizont mit den dunklen Massen des Gebirges, die sich wie Riesenmauern am Himmel hinaufzogen. Hier und da funkelte ein blasser Stern darüber; der Wind jagte wirbelnde Wolfenfedern dahin und aus der Tiefe klang das Rauschen des Waldes dumpf und gewaltig herauf.

Klarer und herber empfand der Sänger die schmerzliche Unruhe, die ihn beherrschte, seitdem er die Burg betreten hatte; tiefer senkte sein Blick sich in die chaotische Verwirrung der stürmischen Herbstnacht hinab: ihm däuchte, auch sein Tag neige sich zur Rüste und doch wolle aus der Nacht — aus der einsamen Nacht, die er herankommen sah, die Ruhe der Erlösung sich nicht auf seine müde Stirn herabsenken.

Eine Hand berührte leise seine Schulter.

Er wendete sich um — das Fräulein stand vor ihm.

„Ihr seid mein Gast,“ sprach Kunigunde, „und ich weiß doch noch nicht, wer Ihr seid. — Verzeiht ein vielleicht voreiliges Wort — Ihr scheint durch viele reiche Gaben bevorzugt, und doch nicht glücklich.“

„Wer möchte darauf Anspruch erheben,“ antwortete der Sänger, „wenn selbst an der Heimstätte von Anmuth, Geist und Sitte das Glück ein Fremdling ist! — Meines Hauses Name ist von der Halden; ich werde Heinrich von der Halden genannt.“

„So seid Ihr,“ sprach das Fräulein überrascht, „wol der Sänger, von welchem so manche erhebende und erheiternde Weise lautet?“

„Wol errang ich mir manchen schönen Kranz,“ entgegnete Heinrich, „und mir dünkt, ich sah sie in einer Stunde alle welken.“

„Kann denn auch der friedliche Dienst des Gesanges nur im Kämpfen und Ringen seine Palmen erwerben? Ist auch dem Sänger nicht beschieden, sie still zu nehmen und zu hegen?“

Der Junfer von der Halden neigte das Haupt.

„Nein,“ sprach er, „denn die schweren Kämpfe, welche verborgen in der Brust des Menschen sich vollziehen, gewinnen Form und Gestalt in Wort und Weise des Liedes. — Wir geben, was wir haben — öfters aber wird uns noch mehr genommen.“

„O mein Gott!“ klagte das Fräulein, mit dem feuchten

Glanze des dunklen Auges den Sänger überstrahlend, „ich bitte Euch, macht mir nicht den Vorwurf, daß ich Euch den Freund zu rauben trachte! — Bin ich nicht schwer genug bestraft, daß nur die wilde Oede dieser Berge, nur der Bach, der über die Felszacken stürzt, meiner unversandenen Klage antwortet, welche die Menschen nicht verstehen wollen, weil sie gemüthlos, wie der Bergknappe nach dem strahlenden Golde, so nach dem gemeinen Besitz streben?“

„O, haltet ein!“ rief der Junker verwirrt. „Nicht Jeden soll man messen nach dem gemeinen Maas!“

„Ihr reitet über die Berge hinüber im hellen Morgenlicht, neue Kränze zu erringen,“ fuhr Kunigunde fort; „und das Leben heilt die Wunde eines flüchtig vorüberrauchenden Augenblicks — hier aber blutet sie langsam und still aus und Niemand achtet darauf, Niemand beklagt es — denn Niemand glaubt es!“

Wie sie so vor dem Sänger stand und die majestätische Hoheit ihrer Gestalt in einem melancholischen Neigen des schönen Hauptes sich beugte, der stolze Blick ihres Auges in einem leidensvollen Lächeln dahinschmolz: da preßte der Sänger in stürmischer Aufwallung die Hand gegen das Herz.

„Und die Wunden,“ stammelte er, „die Wunden, die wir empfangen, um daran zu vergehen?“

Da trat der alte Diethelm in seiner heitern Laune heran. „Nun, werther Junker,“ sprach er, dem Sänger

seinen vollen Tummler zutrinkend, „laßt uns die gute Stunde mit dem beschließen, was aller Orten als das Höchste gepriesen wird — mit fröhlichem Gesange!“

„Der ernste Augenblick,“ entgegnete Heinrich ablehnend, „klingt im heitern Riede kaum harmonisch aus.“

„Ei,“ rief der Friesensteiner, indem er dem Sänger eine Harfe reichte, „glaubt nur nicht, daß wir den Ernst verschmähen neben dem lichten Sonnenstrahl! — Unsere schwarzen Fichtenberge werfen die tiefen Töne ernster Schatten ja auch auf unsere hellsten Stunden und,“ schloß der alte Ritter lächelnd, „gar zu dunkle Blüthen wird ein junges Sängerreiß wol nicht treiben.“

Von den hochschlagenden Wogen seiner Stimmung fortgerissen, griff der Sänger voll in die Saiten; und die Töne rauschten mächtig, wie Wintersturm durch kahle Baumwipfel, in dem hohen Gewölbe des weiten Saales wieder; dann den überwallenden Strom gewaltsam bezwingend, ließ er ihn leis, wie in der Ferne verwehende Klagen, in weichen Accorden verhallen, und fiel endlich mit voller Stimme ein, und in den leis erhebenden Schwingungen klang des Sängers tiefe Bewegung wieder:

„Der junge Ritter und sein Gesell,
Sie ritten hinaus im Morgenhehl.
Des Ruhmes verlockende Preise winken
Und sanfte Augensterne blinken —
Ei, grüß' Dich Gott, junges Leben!

Der Mittag sendet gar heißen Strahl;
Sie reiten hernieder in's Wiesenthal
Und lagern zu guter Stunde
Am Quell im kühlen Grunde —
Behüt' Dich Gott, junges Leben!

Mit süßer Gewalt zieht den Rittersmann
Die Nixe hinab in den Wasserbann —
Und ach! der bethörte Geselle
Versinkt in der Zauberwelle!
Dich tröste Gott, junges Leben!

Und Abendthau die Büsche kühlt —
Auch mir hat die Welle das Herz bespült:
Muß nun mit bitterm Leiden
Der Nacht entgegenreiten!
O Valet, junges Leben!“ —

Der Gesang, dessen letzte Töne wie unterdrücktes Schluchzen verflangen, hatte ein Echo in jeder Brust gefunden — es war still geworden im Saale.

Nur aus einer entfernten Ecke erklang ein leises, höhnisches Lachen.

Dort erhob sich Gertrud! Sie trat an den Ritter von Bernack heran.

„Ein hübsches Lied, das uns Euer Freund eben ver-

nehmen ließ,“ sprach sie, und es zuckte boshaft um die schmalen, blassen Lippen; „man kann sich Manches dabei denken.“

„Und man braucht, was man denkt, nicht gerade auf den öffentlichen Markt zu bringen,“ entgegnete der Ritter mit ablehnender Kälte. „Nicht jede Waare erscheint jedem Käufer preiswürdig.“

„O, ganz recht, Herr Ritter!“ antwortete Gertrud. „Und nicht jede Waare findet den Käufer, den sie erwartet, noch den Preis, den sie verdient — die Welten sind ein gar betrüglisches Element: die Menschen können nicht darin bestehen — die Nixen aber tauchen daraus lustig wieder empor.“

„Geuß den Gift auf einer andern Stelle aus!“ rief der Ritter unwillig.

Gertrud warf ihm einen sprühenden Blick in das erregte Gesicht und zog sich, die Achseln zuckend, zurück.

Im Schloßhofe erhob sich in diesem Augenblick lauter Lärm; die Rufe menschlicher Stimmen, das ungeduldige Stampfen zahlreicher Kasse und Hundegebell drangen herauf und in die Fenster fiel der grelle Widerschein brennender Fackeln. Im Saale entstand eine unruhige Bewegung und in wenigen Minuten war der alte Burgvogt mit den fremden Gästen allein im Zimmer.

Das Fräulein hatte schon, als die letzten Töne der Harfe verklangen, sich plötzlich erhoben und das Gemach verlassen.

„Laßt's Euch nicht kümmern,“ beantwortete der Friesensteiner den fragenden Blick des Ritters. „Das Fräulein reitet auf die Jagd hinaus.“

„Das ist eine seltsam gewählte Zeit,“ sprach Erich verwundert.

„O geht doch!“ lachte der Burgvogt. „Hier ist's eben nichts Ungewöhnliches. — Aber wahr ist, daß das Fräulein Kunigunde ungestümer als je ist. Ich finde sie heut seltsam unruhig. — Doch bin ich ja selbst aus dem Eise meines Alters in das grüne Thal der Jugend hernieder gestiegen.“

„Wie kam das Fräulein zu dieser Gertrud?“ fragte Erich. „Die, meine ich, könnte dem Sinn und Wesen Kunigunden's nur zuwider sein?“

„Das ist eine eigene Geschichte,“ erzählte Diethelm. „Sie ist drüben aus Böhmen und soll von hohem Stande sein. — Hier kann Niemand sie recht leiden und nur das Fräulein ist von ihr wie bezaubert. Mir ist's freilich wunderbar: denn lieb haben kann die Böhmin keinen Menschen, als nur sich selbst.“

Im Hofe unten wurden die Thore der Burg geöffnet und der nächtliche Zug stürmte hinaus mit Hörnerklang und Rüdengebell; voran auf einem hohen, weißen Rosse die edle Gestalt des Fräuleins, und daneben auf einem wildschraubenden Rappen Gertrud.

Eulen und Raben fuhren mit heiserm Geschrei aus den Fichten heraus, auf welche das schwankende Fackellicht

bald blutrothe Reflexe, bald tiefe Schatten warf; einzelne Stöße der Hörner bezeichneten, gleich tönenden Fußtritten, fern und ferner den Weg des Zuges, der endlich mit verhallendem Getöse in die Nacht und das vom Sturmwind geweckte Brausen des Waldes versank.

Der Sänger blickte ihm lange sinnend nach; er empfand es mit schmerzlichem Bedauern, daß ein nicht gewöhnliches Menschenleid in solchem wüsten Geräusch die Ruhe der Betäubung suchte — und doch nicht fand.

Auch der alte Friesensteiner und Erich waren still geworden; der Gedanke an die nächsten Tage pochte vielleicht wie eine ernste Mahnung an ihre Gemüther.

Der Burgvogt entriß sich zuerst dieser nachdenklichen Stimmung.

„Es ist immer ein bedrückender Augenblick,“ sprach er, „wenn nach einem reichen Festgelage die letzten Freudenlichter verlöschen, und der laute Jubel im stillen, selbstbeschaulichen Sinnen austönt. — So froh wie heut war ich lange nicht — wie's fürder wird, mag Gott walten! — Ich denke, uns Männer soll jede Minute gewappnet finden. — Der Herr behüte Euch, Ihr wackern Gefellen und werthen Freunde,“ schloß er, den Gästen die Hand reichend. „Gut' Nacht allzwei!“

Dann befahl er den Knappen, die Freunde in ihr Gemach zu führen.

III.

Der neue Tag war bereits eine gute Strecke am Himmel heraufgestiegen; langsam begann die Gegend ihren grauen Nebelmantel zurückzuschlagen und ihre reiche Pracht weithin sichtbar zu entfalten.

Der Junker von der Halden stand auf einer der äußersten Bastionen der Burg und blickte mit staunender Bewunderung in die tiefen Thäler hinab, in denen die hellen Bergwasser blitzend niederstiegen.

Vier große, uralte Lindenbäume wölbten sich breit über ihm und schüttelten langsam die gelben, thauseuchten Blätter auf ihn herab; in dem weiten Geäst wiegten sich die Vögel, welche aus dem Fichtenwalde heraufkamen, und hoch darüber hinweg wanderte schreiend eine Schaar von Zugvögeln südwärts.

Die mannigfaltigen Gemüthsbewegungen des vorangegangenen Tages hallten in Heinrich's Gemüth noch wie die verwehenden Schwingungen eines Echos nach — eine neue Saite klang mit milder Wehmuth zu weichem Accorde leis und ahnungsvoll hinein und aus der, vom hellen Licht des Morgens in ihrem tief-ernsten Eindruck gemilderten Farbenpracht des Herbstes schien eine schmerzliche Auflösung heraufzudringen.

„Es will Abend werden in der Natur,“ flüsterte der

Sänger leise für sich; „die Abendröthe des Jahres legt sich mild über die Berge; — flammt die Abendröthe auch meines Lebenstages in der ahnungsschauernenden Seele auf? Und wenn der Wintersturm die letzten Blätter von den Bäumen reißt — wird dann vielleicht die Nacht hereingebrochen sein, die Nacht mit ihrer beschwichtigenden Ruhe für unstillbares Sehnen?“

Sinnend blickte der Junfer dem dahinziehenden Vögel-
schwarm nach.

„Bringt meinen Gruß,“ begann er erst leis, dann
immer lauter zu singen:

„Bringt meinen Gruß dem Vaterlande,
Dem reichbeglückten Schwabengau;
Und grüßt die Burg am Neckarstrande,
Den Ritter und die hehre Frau!

O Ihr, so die beglückten Flügel
Zu schönem Lande freudig lenkt,
O sagt's, daß auf dem fernen Hügel
Der Sänger auch der Heimath denkt! —

Wol hör' ich's oben froh ertönen:
„Wir fliegen — fliegen immer zu;
Das Leben ist ein ewig Sehnen,
Das nirgends Heimath hat und Ruh!“

Auch von den Wolken hör' ich's jagen —
Sie scheuen sich in's Thal herein:
Man sieht sie rastlos weiter jagen —
Sie wollen nirgends heimisch sein.

Und seh' ich Wind und Wolken ziehen —
Möcht drängen mich in ihren Zug:
Sie aber wollen nur entfliehen;
Die Liebe lenkt nicht ihren Flug!

So steh' ich einsam auf den Binnen —
Weit strahlt das Land im Morgenlicht;
Doch meiner Sehnsucht stilles Sinnen
Versteh'n die dunklen Berge nicht! —

Da fällt ein welkes Blatt vom Baume —
Es sinkt dahin; ihm ist's bekannt:
Da unten, tief im kühlen Raume,
Da ist gewiß das Heimathsland.“

„Siehe da, unser anmuthiger Sänger!“ rief der alte Diethelm, der mit Erich im Gespräch zwischen den Mauern heraustrat. „Das ist schön, daß Ihr, den Waldböglein gleich, den jungen Tag mit Gesang begrüßt! — Laßt uns eine Weile still sein von unserm Reiter- und Fehdegespräch, Erich, damit wir nicht wie

rohe Kriegerjhaaren in den Blumengarten der Musik hereinbrechen.“

„Obgleich ich sonst bei dergleichen wol mitzusprechen verstehe,“ entgegnete der Junker, „so weiß ich heut doch Euch Dank für Eure gütige Rücksicht; die großartige, wilde Schönheit dieses Platzes hat mich in eine Stimmung versetzt, die sich gern von kriegerischem Streit abwendet.“

„Seht,“ sprach der Burgvogt, „wie Ihr darin auch meine Meinung trifft! — Auch ich habe an dieser Stelle sonst immer mit großer Lust den lebendigen Athem des Morgens eingezogen. Nun aber macht mir der Platz Verdruß. — Seht dort,“ fuhr er fort, mit der Hand in die Berge deutend, „dort schaut der Friesenstein herüber. Den haben mir, dieweil ich fern war, die Landsknechte eingeschmissen. Und nun halten sie mir den Bau hin mit allerlei listigem Vorgeben und Ausreden.“

„Haben sie denn gelobt, das Schloß wieder aufzubauen?“ fragte der Ritter.

„Ei wohl,“ nickte der Friesensteiner; „mit Handschlag und Pergamen.“

„Wohlan,“ rief der Berneder, „so duldet doch nicht, daß die übermüthigen Bürger Euch so schlechte Treue halten; sitzt doch auf mit ein fünfzig Reisigen und klopft ihnen an die Thore, daß sie mit Fleiß herauskommen!“

„Das soll schon geschehen, mein edler Frankenheld,“

versezte Herr Diethelm. „Aber ich habe gelobt, mich zu gedulden bis zum Heiligendreifönigstage; und obwol die Landschutter Schufte thun, als hätten sie überhaupt gar nicht zu bauen, so will ich meine Zusage doch einhalten. Darnach aber werde ich ihnen die Kelle in die Hand drücken, daß ihnen die Schwielen noch lange den Friesensteiner im Andenken halten sollen!“

„So es Gott gefällt,“ sprach Herr Erich, „so reiten wir dann alle Drei. Und es soll mir eine große Freude sein, meines Vaters treuem Waffenbruder einen guten Ritterdienst zu thun.“

„Topp!“ rief der Burgvogt, in Erich's Hand herzlichst einschlagend.

Die drei Herren kehrten plaudernd in das Schloß zurück und trafen in der Halle das Fräulein.

Kunigunde wendete sich vom Fenster ab, durch welches sie sinnend in die Ferne geblickt hatte, und erwiderte den ehrerbietigen Gruß der Gäste mit einem sanften Nächeln.

Sie trug heut ein weißes Kleid, über welches in reichen, gefälligen Falten eine dunkelblaue Tunica herabfiel. Eine goldene Spange hielt sie knapp unter dem schlanken Halse zusammen und die weiche, blonde Lockenfülle, welche tief auf die Schultern sich herabsenkte, faßte ein Gesicht ein, dessen durchsichtige Blässe mehr, als eine dem wilden Jagen geopfert Nacht, — welche ein tiefes, jeelisches Leiden verrieth.

Hinter dem Fräulein stand Gertrud in einem hochrothen Kleide, welches sich herausfordernd eng an die reichen Formen einer üppig blühenden Schönheit anschloß, immer mit dem kalten, spöttischen Lächeln auf den schmalen, fest geschlossenen Lippen.

Der Ritter von Berned, ganz geblendet von der elegischen Schönheit der Dame des Hauses, und den flammenden Blick nicht achtend, welcher aus den dunklen Augen der Böhmin auf ihn fiel, neigte sich mit freiem, anmuthigem Anstande vor Kunigunde.

„Erlaubt, edles Fräulein,“ sprach er, „daß ich noch heut die Aufgabe löse, welche mich in die gastlichen Hallen dieser Burg geführt hat.“

„O, Herr Ritter,“ versetzte Kunigunde mit einem schmerzlichen Neigen des Hauptes, „erwartet nicht, daß ich dazu jemals meine Zustimmung gebe, wenn ich auch ohnmächtig bin, Euch davon zurückzuhalten.“

„Und wäre es auch möglich, des verpfändeten Ritterwortes zu vergessen,“ antwortete der Ritter warm, indem er die Hand bethauernd auf die Brust legte, „unmöglich ist es, Euch ferner leiden zu sehen unter einem Banne, der Eure Jugend und all' ihren Reichthum vergiftet!“

„Und dann, wenn Ihr ihn löst, Herr Ritter?“ rief Gertrud dazwischen. „Was dann?“

„Ich werde ihn lösen,“ versetzte Erich zuversichtlich. „Der Dank liegt in des Fräuleins Hand.“

Gertrud trat mit einem zornigen Bücken um den Mund zurück.

„Nur heut nicht!“ bat das Fräulein mit unsicherer Stimme.

„Und weshalb nicht heut — weshalb nicht in dieser Stunde?“

„Verzeiht dem Wesen der Frau, daß sie davor zurückbebt, das Entsetzliche abermals geschehen zu lassen,“ entgegnete Kunigunde. „Weiß ich doch,“ fuhr sie fort, und während ein fast unmerklicher rosiger Schimmer flüchtig über ihr bleiches Gesicht glitt, streifte ihr Blick scheu den Sänger, „daß die Entscheidung diesmal nicht Euch und mich allein trifft, sondern auch den Freund an Eurer Seite!“

Gertrud warf einen stechenden, lauernden, gespannten Blick auf den Ritter von Berned.

„So laßt Euch nur die Gastfreundschaft der Rynastburg noch einige Tage gefallen, werther Freund!“ drängte nun auch der alte Diethelm.

„Ich willige ungeru in einen Aufschub,“ sprach Erich zögernd. „Eurem Wunsche indeß, edles Fräulein, unwillfährig zu sein, wäre doch wol nicht ritterlich.“

„O, ich danke Euch!“ rief Kunigunde und ein freudiges Ausleuchten erhellte ihre Züge.

„Wir wollen die Zeit, die wir gewinnen, Euch angenehm auszufüllen suchen, lieben Freunde!“ versprach der Friesen-

steiner vergnügt. „Würde Euch heut vielleicht ein Ritt in den Wald gefallen? Leicht treffen wir wol einen tüchtigen Behnender zu einem mannhafteu Jagen.“

„Das wäre mir wol eine angenehme Unterhaltung,“ versetzte Erich. „Und Du, Heinrich?“

Der Junker lehnte ab und Erich verabschiedete sich bei dem Fräulein.

„Ihr seid ja recht begierig auf den Hochzeitskuchen,“ flüsterte ihm Gertrud mit vielsagendem Lächeln zu, als er mit Diethelm die Halle verließ.

„Seid ohne Sorge,“ versetzte der Ritter von Berned mit Würde, „daß ich eine dem blinden Zufall gegebene Zusage in unredlicher Weise mißbrauchen könnte!“

Gertrud richtete die flammenden Augen auf ihn.

„Wie Ihr bescheiden seid, daß Ihr auch als ungern gesehener Gast an der hochzeitlichen Tafel Platz nehmen möchtet,“ zischelte sie.

Der Ritter erwiderte fest ihren glitzernden Blick.

„Ob es Euch wohl ansteht, an dem Worte Eurer edlen Herrin zu mäkelu, möget Ihr selbst ermessen,“ entgegnete er ruhig.

Gertrud eilte vorüber; ein zorniger Blitz schoß über ihr blutroth erglühendes Gesicht.

Der Sänger begleitete die Ritter in den Hof und kehrte in die Halle zurück, nachdem sie aufgebrochen waren.

In der tiefen Fensternische kniete still betend der Mönch.

Kunigunde saß in der Mitte ihrer Jungfrauen. Sie schien den Sänger zu erwarten; ihr ernst-freundlicher Ausblick lud ihn ein, in dem Kreise Platz zu nehmen.

„Die Bitte, edles Fräulein,“ begann er, „die Ihr an meinen Freund richtetet — darf ich mich ihrer freuen als des Zeichens einer Sinnesänderung?“

Kunigunden's Auge umflorte sich.

„D möchtet Ihr, edler Junker, die kurze Frist benützen, den Freund zu einer solchen zu bewegen!“ bat sie.

„Erwartet nicht, daß Männer zurückweichen vor der Herausforderung eines Frauenmundes,“ versetzte der Junker von der Halben. Und — verzeiht das freie Wort, das der selbstlosen Theilnahme entspringt: als ich zuerst von Eurem Gelübde vernahm — da erschien es mir als eine unbegreiflich übermüthige, schwer beklagenswerthe Verirrung eines weiblichen Gemüths, daß es jemals auch nur ausgesprochen werden konnte; und der erste Versuch, es zu lösen — das erste, grausame Würfelspiel um eines Menschen Leben! — meinte ich, habe nur gestattet werden können dort, wo man sich von der Würde und dem Seelenadel der Frau gänzlich losgesagt habe.“

Kunigunde senkte das Gesicht, das von Leichenblässe bedeckt war, wie unter der Wucht einer schweren Last.

„Ich kann Euch nicht tadeln um eine Meinung, die den Schein für sich hat,“ stammelte sie.

„Nun ich Euch kenne, edles Fräulein,“ fuhr der

Sänger bewegt und mit Wärme fort, „kann ich die Widersprüche, die Gegensätze nicht verstehen, die in dem Räthsel einer Menschenseele umschlossen liegen!“

„O, wenn Ihr nur einen Blick thun möchtet in den tiefen, verzehrenden Zwiespalt in meinem Innern!“ versetzte Kunigunde mit schmerzlicher Innigkeit. — „Ihr würdet mich nicht verurtheilen — Ihr würdet Mitleid mit mir haben!“

„Ihr ruft das Erbarmen an in dem Augenblicke, da Ihr ein neues Opfer sich bereiten seht,“ antwortete Heinrich mit ernstem Nachdruck. — „O, edles Fräulein,“ fuhr er fort, in schönem Eifer sich erhebend, „gebt es auf, der Last, die Euch drückt und die Euren Seelenfrieden vernichtet, Euch zu entledigen, indem Ihr sie vermehrt! O Kunigunde! niemals mehr — nicht hier, nicht jenseits werdet Ihr Ruhe finden, wenn Ihr nicht zur ersten Buße Euer graufames Wort zurücknehmt!“

„Kann ich denn?“ sprach Kunigunde mit verstörtem Gesicht und den angsterfüllten Blick starr an dem Sänger vorbei richtend. „Würden nicht die Geister Aller, die schon den blutigen Weg gingen, aufstehen wider mich mit der fürchterlichen Anklage: warum denn nur wir? Würden sie nicht am jüngsten Tage vor Gott aufstehen als Blutzengen gegen mich für das gebrochene Gelübde? Ach, das Unheil einer Stunde reißt zur grauenvollen Frucht,“ schluchzte Kunigunde, das Gesicht mit beiden Händen

verhüllend; „in dieser, wie in jener Weise — ich bin ein verlorenes, fluchbeladenes Geschöpf!“

Hinter dem Fräulein tauchte Gertrud's Gesicht mit bedeutendem Ausdruck auf; sie machte dem Sänger ein stummes Zeichen.

Er wendete sich um — da stand der Mönch hinter ihm; sein Blick heftete sich starr, finster, mit zorniger Drohung auf das Fräulein; aber überrascht, von der unerwarteten Bewegung des Junkers, neigte er demüthig den Kopf und die gefalteten Hände hoben sich in frommer Inbrunst zur Brust empor.

„O, Fräulein,“ sprach der Sänger, sich wieder zu Kunigunde wendend, mit feierlichem Ernste, „den finstern Gott, den man Euch predigt, fürchtet nicht — fürchtet nur den einen, wahrhaftigen Gott, dessen Stimme in Eurer Seele zum Schweigen gebracht worden ist, den Gott der Liebe, der Barmherzigkeit, der Menschlichkeit, dessen Ruf Euch wecken wird aus unheilvoller Befangenheit, wenn es zu spät ist! Und vertrauet nur ihm — vor ihm wird sich das in edler Selbstüberwindung gebrochene Gelübde zu schönem Zeugniß erheben!“

„Das sagt Ihr mir — Ihr!“ flüsterte Kunigunde in stillem Weinen.

„Fürchtet den Herrn, der seiner nicht spotten läßt!“ sprach der Mönch mit hartem, strengem Tone. „Wehe, wehe Dem, der da meint, in irdischer Regung ihm heut

nehmen zu können, was ihm gestern gelobet worden ist! Denn von ihm allein kommt, was zu seiner Ehre eine fromme Seele als Prüfung und Läuterung sich auferlegt! Und er wird es herrlich hinausführen und köstlichen Lohn reichen am Tage seines Gerichts!“

„Geht, fanatischer Mönch!“ rief der Junker in aufwallendem Zorn. „Ihr seid des Gottes würdig, der an Menschenopfern ein Wohlgefallen haben soll!“

Ein lautes Geräusch unterbrach ihn.

Kunigunde flüchtete in heftiger Verwirrung aus der Halle; ihre Jungfrauen drängten sich ihr nach, wie eine Schaar erschrockener Tauben. — Der Junker und der Mönch waren allein.

Der Mönch sank am Fenster auf die Knie und vertiefte sich wieder in seine Gebete.

Der Junker aber entfernte sich voll ekelten Widerwillens.

Die beiden Ritter kehrten spät heim. Der Eifer der Jagd hatte sie tief in die Berge hinein geführt.

Die Freunde zogen sich bald in ihr Gemach zurück und der Ritter Erich schritt lange gedankenvoll auf und ab.

Endlich blieb er an dem hohen Fenster stehen, das in's Gebirge hinaus sah. — Die Nacht war still. — Der Mond zog langsam herauf; er warf seine Strahlen tief in die Schlucht hinein, die in's Thal hinab führte, und sein weißes Licht legte sich mild und beschwichtigend über die gewaltigen Massen des Gebirges.

„Dorthin liegt Bernegg,“ unterbrach Erich das Schweigen. „Mir ist, als ob unser Thurm herüberjäh.“

„Das ist nun freilich nicht möglich,“ schaltete der Sänger zerstreut ein.

„Und recht heimlich haucht es heut aus dem Thal herauf,“ fuhr der Ritter in weicher Stimmung fort. „Mein alter Vater ist nun wol schon schlafen gegangen — ich folge ihm bald. — Wer von uns wird zur ewigen Ruhe dem Andern vorangehen?“

„Wenn ich nicht wieder nach Franken heimreite, Heinrich,“ sprach Erich weiter, „so grüße mir den Vater. — Nun — Du wirst ihm sagen, daß ich nicht anders gekonnt — daß ich eines Gelübdes Lösung hätte versuchen müssen, deren Preis meine Hand — vielleicht nicht davonträgt. — Und Du selbst, mein treuer Heinz, wirst meiner nicht vergessen.“

„O Erich!“ antwortete der Sänger mit erstickter Stimme, „ich kann es nicht fassen, nicht ertragen, daß ich Dich lassen soll.“

„Und ich vermag von Ihr nicht zu lassen,“ verietzte der Ritter, die Stirn an das Fenster pressend. „So laß uns denn muthig ausführen, was wir begonnen haben.“

Unten im Hofe ward es lebendig. Die Kasse wurden aus den Ställen gezogen und stampften, ungeduldig wiehernd, den Boden. Die Meute kaffte lärmend dazwischen und im schwankenden Fackellichte kamen und

verschwanden die Gestalten der Knechte, wie rothe Gespenster.

Das Fräulein erschien im Hofe und warf sich ungestüm auf das weiße Roß — mit einem kühnen Satze stieg das edle Thier in die Höhe und unter wildem Getöse brauste der Zug durch das Thor in das Thal hinab.

Der Ritter horchte ihm nach, bis in der Ferne der letzte Ruf der Hörner verklungen war.

„Verstehst Du diese nächtlichen Ausflüge?“ wendete er sich an den Freund, der träumerisch neben ihm stand. — „Auf Kunigunden's Stirn thront eine erhabene Würde; ihr Auge strahlt sonnige, sanfte Milde, und der Hauch reiner, weiblicher Sitte, der seine keuschen Schleier um ihre hehre Erscheinung webt, gebietet anbetende Verehrung; und dort stürmt sie, wie ein vernichtender Wetterstrahl, in die Berge hinein zum wilden Jagen, das mir an Frauen nie hat gefallen wollen.“

„Meinst Du nicht, daß sie schwer trägt an der Ueber-eilung einer Stunde?“ wendete der Junker ein.

„So möge Gott mir beistehen, sie zu erlösen und den Frieden in ihre Seele zurückzuführen,“ sprach der Ritter mit tiefer Empfindung. „Für solchen Preis ist das Leben nur ein geringer Einsatz.“

„Ich bin müde,“ fuhr er fort, da der Freund schwieg. „Mir hat der Tag die Seele vielfach bewegt. — Geh' auch Du bald zur Ruhe, Heinz!“

Mit dieser Ermahnung streckte Erich sich auf sein Lager.

Der Sänger aber starrte sinnend noch immer zu den fernen Bergen hinüber, deren Geheimniß das weiße Licht des Mondes nicht entschleierte. — Was war es denn, was den träumerischen Blick in die räthselhafte Ferne zog? — Heinrich hätte es kaum zu sagen vermocht; ein unklares Verlangen zwang ihn, die Rückkehr der Jagd zu erwarten — und die Jagd kehrte noch immer nicht zurück.

Und es zog ihn selbst mächtig hinaus in die Stille der hellen, friedlich schlummernden Nacht; warum denn auch sollte er der Ruhe genießen, die Andere nicht fanden?

Er warf einen Blick auf Erich; freundliche Bilder waren es wol, welche im Schlaf des Freundes Seele leicht umgaukelten — der Ernst seiner Züge hatte sich ganz in ein mildes, fast kindliches Lächeln aufgelöst; und nie, meinte Heinrich, hatte er einen gleich still-friedlichen Ausdruck in dem Gesichte des Ritters belauscht.

Er neigte sich leise über ihn.

„Möge Dir,“ flüsterte er, „aus Deinem unbefangenen Gemüthe das Leben reiche Blüthen treiben. — Mich sucht und ruft die Nacht!“

Er nahm seine Bytther und verließ das Gemach.

Draußen in den hohen Bogengängen schlich der Mönch mit einer Lanze in der Hand an ihm vorüber.

„Ihr wollt,“ murmelte er im Tone finsterner Drohung, „Ihr wollt an den frommen Regungen einer gottergebenen

Seele rütteln — Ihr verirrt Euch auf üble Wege! Fürchtet das Ende!“

„Meine Wege scheuen nicht das Licht,“ versetzte der Sänger, indem er weiter schritt.

Der Mönch verschwand in der Halle.

Wartete er auch auf die Rückkehr der Jagd?

Das Thor der Burg stand offen. Ein Wächter schritt davor träge auf und ab.

„Wie ist die Zeit?“ fragte Heinrich.

„Mitternacht wird bald den Hahnenruf wecken,“ antwortete der Wächter mürrisch.

Der Sänger vertiefte sich in das Gebüsch; er drängte sich eng an der Mauer hin — unter seinen Füßen bröckelten die Steine los; sie stürzten krachend in die finstere Tiefe; ein vorspringender Baumast, eine Felsenspitze unter loßerm Moose dienten oft allein zum schwachen Halt für den kühnen Sprung, den der Fuß verwegen über tiefe Risse wagte. Endlich schwang der Junker sich auf die Felsplatte hinter der Burg, die er suchte.

Ueber ihm erhoben sich fest die Mauern und Thürme der Burg im gespenstischen Wechsel von Licht und dunklem Schatten; vor ihm wölbten sich in kühnen Umrissen die leicht verschleierten stummen Riesen des Gebirges; nach unten aber versank der Blick in der Tiefe, welche die Nacht verdeckte und unergründlich erscheinen ließ; es rauschte geheimnißvoll herauf, wenn der Wind leise die

Kronen der Bäume wiegte, welche eng neben einander in den zerklüfteten Felsen wurzelten.

Heinrich setzte sich auf die Kante des überragenden Felsens und blickte nach der Schneefoppe hinüber, die inmitten aller Stürme, welche ihren steingegürteten Regeln umbrausen, ein unwandelbares Denkmal wandelbarer Zeiten, auf viele Tausend heimgegangener Menschen zurückschaute und nun, so fühlte der Sänger, auch auf seinen letzten Tag ernst herabjah.

Denn morgen — wenn der Freund dahingehen wird, dann wird auch seiner Zukunft enge Grenze gezogen; er würde, gleich einem zwecklos aufgerichteten, starren Steinbilde theilnahmslos im Leben zurückbleiben, von dessen reicher Bedeutung und Werthe eine Ahnung, wie verblassende Abendröthe, erst jetzt in seiner Seele aufgegangen war.

Der Junker griff in die Saiten, und den Tönen, die abenteuerlich und gebrochen in die Nacht hinaus klangen, schmiegen sich die Worte an:

„O stille Nacht! Du breitest Deine Flügel,
Von Dämmerung gewebt und Mondesstrahl;
Es braust geheimnißvoll am Tannenhügel,
Es wehen lange Schleier durch das Thal;
Und Ahnungsgeister, die da unten schliefen,
Erheben sich aus den verborg'nen Tiefen. —

Die Quellen stürzen von den Bergen nieder
Und fallen schluchzend über's Felsgestein,
So strömt hinaus, ihr Klänge meiner Lieder,
Ihr dunklen Blüthen tief verborg'ner Pein!
Den Sternen nur, den Winden sollt ihr's sagen,
Welch' heißer Strom nach oben euch getragen!“ —

Der Sänger brach ab und neigte sich über den Rand der Platte hinab. Der Nebel wogte in krausen Wellen im Grunde auf und nieder; seltsame, leise, langgezogene Töne schienen zu erklingen — sie schmiegt sich verführerisch an seine Seele, wie verlangende Liebesarme, und umschmeichelten verlockend des Junkers pochende Schläfe — ein drängendes Sehnen nach der weichen Tiefe verwirrte seine Gedanken; in schwindelnder Trunkenheit neigte er sich tiefer hinab.

Ein leiser Schrei rief ihn zur Besinnung zurück.

Er wendete sich um — da stand Runigunde hinter ihm, angstvoll die Hände nach ihm ausstreckend.

„Hilf Gott! Was thut Ihr hier, Herr Junker, in der öden, kalten Nacht?“ rief sie mit bebender Stimme.

„Kalt? O nein — sie ist traulich mild und fächelt beschwichtigend um eine heiße Stirn,“ entgegnete Heinrich.

„Ich bitte Euch, steht auf!“ drängte das Fräulein.
„Diese Schlucht hat eine böse Gewalt, das Leben niederzuziehen.“

„Ein Blatt mehr, vom Winde hinabgeweht, berauscht von dem Sonnenstrahl, der seinen letzten Tag verflärte,“ sprach der Sänger. „Kast es fallen — was kann Euch daran liegen?“

„Wie gering muß die Meinung sein, die mir solche Worte sagt!“ versetzte Kunigunde mit einem schmerzlichen demüthigen Neigen des Kopfes. „O, Ihr kennt nicht den Preis, den sie mich kostet!“

„Und dünkt er Euch denn heut höher, als sonst?“ fragte der Junker verwirrt.

„Ach,“ schluchzte Kunigunde, das Gesicht verhüllend, „Eure Zweifel durchschneiden ein verzweifelndes Gemüth! — Ihr habt mich heut irre gemacht an dem, was ich für mein Recht hielt — den freien Entschluß nicht zu hindern, der in's Verderben ging! Ihr habt die Schlangen geweckt in meiner Brust — hilf Gott! wenn morgen der blutige Schatten des Freundes auch Euch von hinnen treibt und Ihr — mit der Anklage, ich sei seine Mörderin, mich verläßt — o, ich fürchte die Nacht, die kalte, öde Nacht, die dann über mir zusammenschlägt!“

„Kunigunde — Kunigunde!“ stammelte Heinrich, ihre Hand zitternd vom Gesicht lösend; „ist es die Nacht, die auch mich umfängt?“

Ihre Augen begegneten den seinigen — ein warmer, inniger Strahl fiel aus dem Thränenschleier tief in seine Seele — ihre Hand lag noch in der seinigen.

Da rauschten seitwärts die Büsche, die Zweige schlugen zusammen; Kunigunde trat verwirrt zurück.

Gertrud stand an ihrer Seite.

„Ah, hier seid Ihr!“ rief sie mit feinem Lächeln um die Lippen. „Ihr hattet die Jagd verlassen und ich war in Sorge um Euch. Ohne Noth, wie ich sehe, obgleich der Platz, zumal zur Nachtzeit, gefährlich ist.“

Das Fräulein richtete einen letzten, innigen Blick auf den Sänger und sprang in das Gebüsch. — Gertrud folgte.

„Verzeiht die Störung, Herrin!“ flüsterte sie vertraulich boshaft. „Hätte ich ahnen können, daß es eine Lösung gebe neben der verhängnißvollen Mauer — ich wäre nicht zu früh gekommen.“

Ein strenger, stolzer Blick des Fräuleins gebot ihr Schweigen.

Sie blieb zurück.

„Ich will auch meinen Preis in dem süßen Schäferspiele gewinnen,“ murmelte sie, und ein drohender Blick schoß unter ihren finster zusammengezogenen Brauen hervor, „oder es mögen Hälse und Herzen dabei brechen!“

Kunigunde erreichte im flüchtigen Laufe, als eben im Thale die Jagd aus dem Walde brach, die Halle.

In der Fensternische kniete der Mönch. Er betete.

Kunigunde warf sich auf einen Stuhl und verhüllte das Gesicht mit den Händen.

„O, ich ertrag' es nicht länger,“ schluchzte sie, „die Marter dieser Zweifel, dieser verzehrenden Unruhe, dieses unergründlichen Zwiespalts in meiner Seele! Und Ihr — Ihr,“ stieß sie zornig hervor, „sprecht Eure Gebete, als ob die Verzweiflung eines zerrissenen Menschenherzens dazu gehörte!“

Der Mönch erhob sich und trat näher.

„Ich bete für Euch,“ sprach er ernst; „um Eurer Verzweiflung willen.“

„Für mich! — Zu welchem Zwecke? Hat Euer Gebet die Kraft, mir Klarheit zu verschaffen — mich das Rechte erkennen zu lassen?“

„Es wird die Kraft haben, Euch auf den rechten Weg zurückzuführen,“ fiel der Mönch mit strengem Tone ein.

„O, o!“ stöhnte Kunigunde, die sich, das Gesicht noch immer verhüllend, in schneidendem Schmerze auf dem Stuhle wand, „Euer Gebet trübt mir den Blick und verwirrt mir die Seele bis in den tiefsten Grund! — Euer Gebet überwuchert mit unmenßlicher Grausamkeit die Milde und Sanftmuth, die Barmherzigkeit und Liebe im Herzen des Weibes! Und,“ fuhr sie heftig auf, „ich will nicht, daß ein neues Blutopfer falle — hört Ihr? ich will nicht!“

„Mein Blick sieht in Euer Herz hinein,“ versetzte der Mönch in düsterer Feierlichkeit, während sein lauerndes Auge mit lüfterner Gluth die schlanke, bebende Gestalt

des Mädchens umfaßte; „und ich erkenne darin die weltlichen Gedanken und Wünsche, welche es erfüllen und bewegen; und ich sehe Euch mit Euch selbst im Streit um irdischer Freuden willen: nicht das Gebet, sondern sträfliches Wohlgefallen an eines Mannes verführerischer Gestalt blendet Euren Sinn und ein begehrlisches Feuer roßt durch Eure Adern! Unheilige Träume flechten Euch Kranz und Schleier in's Haar — darum sinnet Ihr darauf, Euer Gelübde zu brechen, und den ewigen Bräutigam zu verrathen, dem Ihr Kranz und Schleier jungfräulich zu bewahren gelobt habt! Darum werdet Ihr abtrünnig dem Geiste, der stark in Euch ward, Euch zum ewigen Heile einzuführen!“

„O schweigt — schweigt!“ wehrte Kunigunde mit erlöschender Stimme, indem sie das Gesicht, wie im innern Kampfe erliegend, auf die Brust sinken ließ; „Eure Worte sind Gift — sie fallen wie siedend Metall in meine Seele — aber sie bringen keine Ruhe, keinen Frieden dem nagenden Gewissen!“

„Seht die Strafe der Verirrung!“ sprach der Mönch hart.

Dann, dicht an Kunigunde herantretend, die zusammengebrochen, den Kopf müde auf die Schulter geneigt, vor ihm saß, fuhr er, während ein verlangender Flammenstrahl aus seinem verschleierten Auge schoß, mit metallisch weicher Stimme fort:

„Und wenn der Geist des Herrn in Euch ermatten

wollte — hat Euch das Wort des Glaubens und der ewigen Hoffnung, das mein schwacher Mund Euch bereitwillig verkündete, nicht immer getröstet, aufgerichtet und beruhigt? — Und nun so kleinmüthig und verzagt? — Seht, auch einem unwürdigen Diener Gottes ist große Kraft verliehen, zum Frieden ein schwankend Gemüth zurückzuführen, das auf ihn seine Schmerzen überträgt, und mit ihm sich erhebt im Gebet, der Gnadenmittel theilhaftig zu werden, die Gott in seiner Barmherzigkeit jeder Bedrängniß gewährt.“

Und die Hand des Mönchs legte sich leise auf die Schulter des Mädchens, das in dumpfer Erstarrung mit geschlossenen Augen, einer gebrochenen Pflie gleich, vor ihm saß.

Runigunde schrak auf, und verwirrt von dem verzehrenden Feuer in den glühend auf sie gerichteten Augen des heiligen Mannes, stieß sie seine Hand zurück; sie sprang auf und entfloh in scheuem Entsetzen.

Der Mönch stieß einen leisen Fluch aus.

„Dummkopf!“ murmelte er, indem er die Halle verließ.

Der Sänger war noch lange auf der Felsplatte zurückgeblieben.

Es war sonnig hell geworden in seiner Seele; und dennoch empfand er es mit tausend bitteren Schmerzen, daß der köstliche Gewinn dieser Stunde — es gab ja

keinen Ausweg! — zerrinnen müsse mit dem neuen Tage in trostloser Nede!

Wochte der Freund in seinem furchtbaren Wagniß bestehen oder erliegen: die Frucht des Glückes reifte für Niemand daraus.

Wenn er gewann, so gewann er nur ein ihm verschlossenes, von ihm abgewendetes Herz.

Wenn er verlor — ach, zwischen diesem Herzen und dem überlebenden Freunde lag die blutgetränkte Tiefe, die seinen letzten Seufzer empfangen hatte; keine Liebe vermochte sie zu überbrücken.

Der Sänger neigte sich abermals hinab in die vom Nebel erfüllte Schlucht; und der Gedanke wirbelte verführerisch durch sein Gehirn, es sei besser, sogleich dort unten den unlöslichen Zwiespalt zu enden.

Und doch — das Leben war noch so neu, so jung — kaum eine Stunde alt; und wenn auch der Abendschein in die eben aufgegangene Morgenröthe hineinflammte — warum nicht mit der Minute geizen, die in dem Gedanken, geliebt zu sein, eine Ewigkeit wog, und dann in die öde, einsame Nacht sich versenken!

Endlich erhob sich der Junker. Er verließ die Felsplatte — wie lange hatte er eigentlich darauf zugebracht?

Das Burgthor stand noch offen; schlafend lehnte der Wächter an dem breiten, granitenen Pfeiler.

Aus der Knappenstube schallte noch das Geräusch lauten Gesprächs herüber.

Der Sänger erreichte sein Gemach und blieb überrascht vor dem Lager des Freundes stehen.

Es war leer.

IV.

Der Ritter Erich war lange vorher erwacht. Er blickte verwundert in dem, von den Strahlen des Mondes fast taghell erleuchteten Gemache umher. Der Sänger war nicht da.

Erich richtete sich auf. — Die ernstesten Betrachtungen, unter denen er eingeschlafen war, tauchten in seiner Seele wieder auf; sie hielten den einmal verscheuchten Schlaf fern. — Und wo war denn Heinrich?

Der Ritter stand auf und kleidete sich an. Er verließ das Gemach und die stille Burg; er trat durch das offene Thor in's Freie hinaus.

Das Laub des dicht verschlungenen Gebüsches schwanke, leise flüsternd, im Nachtwinde und schüttelte die matt schimmernden Perlen des Thaues in das Moos hinab; aus der Tiefe glänzten die im unsichern, betrüglischen Licht der Mondnacht geipenstig wechselnden Formen der Felsen herauf, wie die räthselhaften Zeichen einer Hexenschrift,

welche die dort unten schlummernden Geheimnisse nur tiefer verhüllt. — Das Rauschen ferner Wasser klang dumpf durch die Stille der Nacht, bald mächtig anschwellend, bald wie ersterbendes Schluchzen verhallend; und Etwas, wie klagender Gesang mischte sich in weichen, lang getragenen, abgebrochenen Tönen hinein.

Weisse Nebelmassen zogen seitwärts aus der Schlucht empor — die Strahlen des Mondes schimmerten phantastisch darauf und wunderbare, schwankende Gebilde ballten sich zusammen und verschwammen wieder in den feuchten Wogen, die langsam durch die Büsche dahinzogen — menschliche Gestalten in wallenden Gewändern blickten zu dem Ritter auf mit dunklen, magisch leuchtenden Augen — weisse Arme schienen sich winkend gegen ihn zu erheben — in üppigen Schlangenwindungen fiel, einem weichen Schleier gleich, schwarzes Haar auf volle, blendende Schultern herab — und wieder, wie wenn in der Tiefe Krystalle klingend gegen einander stießen, drang es wie Geistermusik herauf aus einer Pforte, die in mattrothem Lichte sich öffnete, da, wo eben noch auf grauem Felsenblöcke die Strahlen des Mondes sich gebrochen hatten.

Der Ritter strich sich verwirrt die feuchten Haare aus der Stirn; was ihm wie Gesang erschienen, es war doch wol nichts, als der Nachtwind, der leise durch die Fichtenkronen zog, und das eintönige Fallen der Thautropfen; und wenn der Mond auf die, von den schwankenden

Nebelschleiern halb verhüllten Felszacken, auf die phantastisch durch einander wogenden Dunstmassen herabschien, dann bildete ein befangener Blick die blitzenden Augen und die wallenden Gewänder, die seltsam herauf winkenden Gestalten daraus.

Und doch — sie lockten so heimlich und vertraut — sie lächelten und neigten sich so sehnächtig verheißend; und der Gesang zitterte wieder süß verwirrend durch die Luft — in frühesten Kindheit und seitdem nie wieder, meinte der Ritter, hätte er solche Töne vernommen. — Er konnte die begleitenden Worte nicht verstehen und dennoch wußte er sie alle: und er fühlte es in dem ungestümen Pochen seines Herzens — wenn er sie erst verstand, so sank er dahin in seliger Verauschung. — Und losgelöst von seinem eigenen Wesen, sah er, ein Anderer, sich selbst mit schmerzlich süßem Verlangen und stillem Grauen zugleich von den Gesangeswellen dahingezogen — willenlos glitt er die Stufen hinab — die Zweige rauschten und schlugen hinter ihm wieder zusammen — der Gesang verstummte — der Ritter meinte den Aufruhr in seinen Adern zu vernehmen, der brausend gegen seine Schläfe schlug — er schritt über die magisch=leuchtende Pforte — er trat in einen, von matt rosigem Lichte erfüllten Raum, über welchen sich auf schlanken Säulen tempelartig eine Decke voll reicher, wunderbar feiner Ausschmückung von Stein und Metall in bunter Farbenpracht wölbte — fremd=

ländische Gewächse schlangen sich in üppigem Grün an den Säulen empor und über die Decke hinweg — große, buntfarbige Blüthenkelche neigten sich wie verwundert zu dem Fremden nieder — dazwischen schien wieder des Himmels tief = dunkle Bläue träumerisch herabzublicken, und ein süßer, aromatischer Hauch wehte, die Sinne berauschend, durch den Raum.

In der Mitte desselben saß auf purpurfarbener Ottomane eine Jungfrau; über ihrem Knie breitete sich in anmuthigen Faltenwellen ein feines Gewebe von hellen, blendenden Farben fast wie eine herbstliche Landschaft aus; und recht kokett hob sich davon die einfach dunkle Farbe des leichten Gewandes ab, welches die volle Büste der Jungfrau lose umschloß und der schauernden Ahnung die schneeige Fülle schwellender Formen verrieth. — Das von dunkelglänzenden Ringellocken eingefasste Haupt auf dem schlanken, blendend weißen Halse neigte sich wie in dulddender Ergebung auf die Hand, von welcher das Gewand, einen fein gerundeten, rosig schimmernden Arm enthüllend, tief herabgesunken war; und unter den schwarzseidenen Wimpern hervor tropfte der lebendige Schmerzensstrom auf die Herbstlandschaft nieder.

Ein bleiches Antlitz hob sich zu dem Ritter empor.

„Du kommst spät,“ flüsterte das Mädchen in weich erhebendem Tone; „und ich weine schon so lange um Dich!“

„Und warum — warum ist Dir das Herz so schwer um mich?“ fragte der Ritter zurück.

Die Jungfrau erhob sich; das reiche Gewebe fiel zu Boden; ihr Fuß trat achtlos darauf — sie trat an den Ritter heran, dessen Blicke ihre brennenden Augen mit zauberhafter Gewalt festhielten.

„O, ich war zum Herrschen geboren,“ sprach sie, ihre Hand leicht auf Erich's Schulter legend, und das Gesicht voll schmerzlicher Klage zu ihm erhebend; „und dem Troste des verwöhnten Kindes gehorchte eine kleine Welt: nun bin ich nur eine dienende, verachtete Magd, die unter fremden Willen den empörten Nacken beugt und von der grausamen Laune der Herrin die Regung des Herzens zertreten sieht!“

Ihre Arme schlangen sich weich und bestrickend um den Nacken des Ritters — schwellend und pochend drängte es sich an seine Brust — die verlangend erschlossenen Rippen des Mädchens suchten durstig die seinigen und sogten mit süßer Gluth sich daran fest — die feuchten Flammen stiegen berauschend in sein Gehirn — in dem schmachtenden Glanz der Augen, die halb geschlossen zu ihm aufblickten, in dem glühenden Hauch eines dufstigen Athems verzehrten sich Besinnung und Gedanke, und Erinnerung und Zukunft drängten sich in den ungestümen Pulsschlag aufwallender Empfindung zusammen — seine Hand wühlte bebend in dem dunklen Lockenschleier — er

neigte sich schauernd herab und küßte das flüssige Feuer aus den Augen, von den Lippen des Mädchens, das, ganz Hingebung und Liebe, widerstandslos den Kopf an seine Brust sinken ließ.

„Gertrud! — Gertrud!“ stammelte sein trunkenen Mund.

„O, sei still, Du Wilder!“ flüsterte sie, mit schmelzendem Lächeln die Augen zu ihm aufschlagend. — „So lange schlug mein Herz in dem sehnenden Verlangen, an dem Deinigen zu ruhen — und so lange hast Du gezögert, mich zu finden! — Nun bist Du mein! und Dies nehme ich mir zum Pfande!“

Mit einer raschen Bewegung schnitt sie eine volle Locke von des Ritters Haupt.

Erich empfand einen stechenden Schmerz bei dem Schnitt; er richtete sich auf und legte verwirrt die Hand an die brennende Stirn — verstört blickte er um sich.

„Was ist Dir, trauter, süßer Freund meiner Seele?“ flüsterte das Mädchen und schlang mit neuer Gluth die weißen Arme um des Ritters Hals. „Nun Du mir gehörst und ich ein Recht habe an Dich, darf ich's in die Welt hinausrufen: ich will — ihr zum Trotz! — ich will nicht, daß die grausige Tiefe Dich verschlingt!“

Der Ritter machte sich frei von den weichen, warmen Fesseln.

„Ihr — Gertrud? — Was wollt Ihr von mir?“

rief er, wie aus schwerem Traume erwachend, indem er einen Schritt zurücktrat. „O — ganz recht! War ich denn im Wahnsinn befangen?“

„Schreckt Dich ein süßes Erwachen?“ schmeichelte die Jungfrau, den Ritter wieder umfassend. „Sie liebt Dich ja nicht — sie würde Dich ja nur betrauern in den Armen des Freundes!“

„Schlange!“ fuhr der Ritter auf, das Mädchen von sich stoßend. „Welches Gift gießest Du in meine Seele, Ehre und Treue in mir zu vernichten? — Laß ab von mir, falsches Weib!“

„Was ist das?“ zischte mit zornblitzenden Augen das Mädchen. „Hütet Euch, Herr Ritter! Nur ein Slave meiner Liebe — oder ein dem Tode Geweihter verläßt mein Heiligthum!“

„Noch beugte ich meinen Nacken nicht Euren begierlichen Lüsten,“ sprach der Ritter, völlig ernüchtert, mit ruhiger Würde. „Noch bin ich nicht Euer Slave und mein Leben sei den Engeln des Lichts empfohlen! — Verzeiht, ich habe Eure Andacht gestört — wenn Ihr beten wollt, so sucht Euch einen andern Genossen!“

Und festen Schrittes verließ er den gefährlichen Tempel.

Er hatte wol Grund, sein Leben den Engeln des Lichts zu empfehlen: wie ihm die Jungfrau nachblickte, hoch aufgerichtet, mit zuckenden Lippen, glühenden Wangen, die Hände krampfhaft geballt, während aus den fun-

kelnden Augen ein Flammenstrahl wilder Rachbegier schoß — da glich sie in furchtbarer, berückender Schönheit einem Dämon der Nacht, des Hasses, der Vernichtung.

Der Ritter stieg die Stufen zur Burg hinauf und erreichte sein Gemach.

Dort stand der Sänger noch am Fenster, träumerisch in die Nacht hinausstarrend.

Keiner der Freunde fand den Muth, von den seltsamen Erlebnissen der Nacht zu sprechen.

Erich warf sich, niedergedrückt vom Bewußtsein der Schuld an ritterlicher Treue, auf's Lager.

Der Junker verharrte noch immer in seinem Sinnen — äußerlich still, innerlich tief bewegt von der Selbstbeschuldigung schwerer Unredlichkeit gegen den Freund und — gegen sie.

Der Mond war untergegangen.

Höher stiegen die Nebel empor; weiter breiteten sie ihre feuchten Schleier aus. — Eine ungewisse Dämmerung lag über den hochstrebenden Zinnen der Burg; zu hell, ihre Umrisse zu verhüllen, zu dunkel, sie deutlich von den Schatten der Nacht zu unterscheiden.

Und dennoch — dort oben auf dem schwindelnd hohen Mauerfranze zeichnete sich eine Gestalt scharf ab — es umwallte sie, wie wehende Gewänder; sie beugte sich tief nieder und richtete sich wieder auf — es war keine Täuschung — sie schwankte mit Grauen erregender Sicher-

heit auf und ab und verschwand wieder; und dann tauchte sie abermals auf und bewegte sich leicht den fürchterlichen Weg entlang — dann verlor sie sich im Schatten einer Ecke.

In athemloser Spannung verfolgte der Sänger die sonderbare Erscheinung — er war seiner Sinne nicht ganz sicher; spiegelte sich vor ihnen nicht etwa nur eine geträumte Fortsetzung der unbegreiflichen Erscheinungen dieser Nacht ab, die so verwirrend auf ihn eingewirkt hatten? — Wo war denn die Grenze zwischen Wirklichkeit und Täuschung? — Dort unten — gewannen denn die Mauern Leben und Bewegung? — O nein: das war doch eine menschliche, es war eine weibliche Gestalt, welche aus dem Schatten sich löslöste, nun geräuschlos über den Burghof schlüpfte und im innern Thore verschwand.

Der Sänger meinte, er habe sich nicht irren können — es sei Gertrud gewesen.

V.

Der Ritter von Berned schritt am folgenden Tage gedankenvoll im Gemache auf und ab: er bewegte sich frei und gefällig in der schweren Rüstung, deren blanke Panzer und Schienen seine breite Brust, seine schlanken, elastischen Glieder umschlossen, und über welche die breite, seidene Schärpe im farbigen Schmuck herabfiel.

Er warf bisweilen einen prüfenden Blick auf den Freund, der unbeweglich am Fenster stand und in die Ferne hinausblickte.

Ein heller, milder Herbsttag lag mit seinem schwer-müthigen Zauber, mit dem friedlichen Hauch einer schmerzlos-freundlichen Auflösung darüber ausgebreitet; der lichte Sonnenschein bligte von den Flüssen auf, welche aus den fernen Bergen in das Thal hinabstiegen, und verflärte das Laub, welches in bunter Farbenpracht, ein leise rauschendes Meer, über den steilen Burgberg hinab in die Ebene floß. — Bisweilen sank ein gelbes Blatt spielend zu Boden, bisweilen wiegte eine wilde Taube sich girrend auf der Spitze einer Buche, und der scharfe, metallische Klang zusammenschlagender Waffen drang bisweilen aus dem Burghofe recht störend herauf.

Der Ritter legte endlich leicht seine Hand auf die Schulter des Freundes.

„Du vermeidest meinen Blick,“ sprach er mit ruhigem Ernste. „Und dennoch ist die Zeit kurz. Laß uns die flüchtige Frist genießen und aus dem klaren Quell des Auges noch einmal die Seelen mit einander verschmelzen!“

Der Sänger wendete sich mit schmerzlicher Bewegung zum Ritter.

„Seit Jahren,“ sprach er, und der feuchte Glanz seiner Augen bedeckte voll das Gesicht des Freundes, „haben wir Alles, was uns begegnete, brüderlich getheilt und ge-

tragen — und ich fasse es nicht, daß ich Dich nun allein gehen lassen soll einen Weg, der uns vielleicht — für lange Zeit trennt!“

„Es werden fromme Wünsche mich begleiten,“ versetzte der Ritter gerührt. „Und dies sei mein Abschiedswort und Testament, Freund: bewahre Dich, was auch kommen möge über mich, vor unheimlichem Wesen und laß nicht unmännliche Trauer die schöne, reine Blüthe Deines Geistes verdunkeln.“

„Fürchte nicht um mich — die Gefahr läge wol auf ganz anderer Seite,“ entgegnete der Sänger.

„Ich verstehe Dich nicht, Freund!“

„In verführerischer Gestalt,“ sprach der Sänger mit Bedeutung, „in hellem Gewande, mit süßem Ton und Blick tritt die Verführung an uns heran, die stürmischen, gefährlichen Gewalten zu wecken, die in des Menschen Brust leben; an redlichem Sinn und frommer Treue sollen sie scheitern.“

„Es rächt sich schwer, ihnen einmal unterlegen zu sein,“ sprach der Ritter, das Auge senkend. „Was weiß Dein reines Gemüth davon?“

„Ritterlicher Brauch und Mannesmuth gestatten keine Lösung vom einmal verpfändeten Wort — ich weiß es und versuche sie nicht an Dir,“ sprach Heinrich bewegt. „Aber wenn ich auch nichts unternehme, Dein Schicksal zu theilen — es wird dennoch auch das meinige sein!“

„Halt ein, Heinrich! Ich wage nicht Blut und Leben an die Lösung eines unheilvollen Gelübdes, damit ein anderes, nicht weniger grausames an seine Stelle gesetzt werde!“

„Versteh' mich recht, Erich,“ unterbrach der Sänger mit leuchtenden Augen den Freund. „Uns braucht nicht leiblicher Tod in einer Stunde zu erfassen, nicht eine gemeinsame Steinplatte zu decken: es giebt eben der Tiefen genug im Leben, aus denen die Nacht sich über alle kommenden Tage ausbreitet. — Eines, Erich,“ schloß der Sänger wehmüthig, „können wir eben nicht theilen — das ist die Liebe, und, Erich! um Dein Epitaph rankt meine Hoffnung nicht empor.“

„Grüß Euch Gott, lieben Freunde!“ unterbrach der alte Diethelm das Gespräch, den beiden jungen Männern die Hand reichend. „Ein ernstes Wort in ernster Stunde — ich lieb' es sonst auch. Nur heut, edler Junker, möchte ich es lieber sehen, unser Freund bestiege mit ganz hellem Blick sein Roß.“

Die heiter ausgesprochenen Worte des alten Ritters strafte sein Gesicht Lügen — er sah recht bekümmert aus und seine Augen schimmerten feucht.

„Nun sollt Ihr mir Bescheid thun,“ fuhr er fort, indem er aus des Dieners Hand den vollen Humpen nahm; „ich bring' es Euch zu, Ritter Erich, auf einen festen Ritt und ein fröhliches Gelingen!“

Im Schloßhof ertönte der laute Ruf einer Trompete.
„Das walte Gott, der unsere Geschicke lenkt,“ versetzte Erich, indem er den Becher an seine Lippen führte.
Zum zweiten Male rief die Trompete.

Heinrich setzte den Tummel, den ihm der Ritter zu= reichte, auf den Tisch: er hatte die Empfindung, als sei ihm die Kehle zugeschnürt.

Erich warf ihm einen langen, innigen, forschenden Blick zu und setzte den Helm auf.

„Nun denn — wenn's beliebt!“ sprach er.

Und er schritt an der Seite des Burgvogts aus der Halle, die Bogengänge entlang in den Burghof hinab.

Der Sänger folgte mit bleicher Stirn und schwanken= den Schritten.

Im Hofe war der ganze Troß der Knappen, Knechte und Mägde versammelt; sie begrüßten den Ritter in stummer, scheuer Ehrerbietung, wie fromme Sitte einen Reichenzug begrüßt.

Erich nahm aus der Hand eines Knappen die Zügel seines Rosses, dessen Huf ungeduldig die Funken aus den Steinen hervorspringen ließ; er klopfte liebevoll den Hals des edlen Thieres und plötzlich beruhigt, legte es vertraulich den feinen Kopf mit den feurig und verständig blickenden Augen über die Schulter seines Herrn, der, indem er halblaut freundliche Worte zu ihm sprach, flüchtig nach den Fenstern des Fräuleins auf sah.

Sie waren dicht verhüllt.

Daneben aber öffnete sich in diesem Augenblick ein Fenster; und in der Oeffnung erschien Gertrud's üppige Gestalt: sie winkte mit Kopf und Hand und lächelte in den Hof hinab; und die Knappen, die dieses freie, befriedigte, satanische Lachen sahen, brachen in ein unwilliges Gemurmels aus.

Heinrich aber empfand, indem er hinauffah, ein Grauen, wie wenn eine Todtenhand in sein Gesicht gegriffen hätte.

Der Ritter wendete sich gleichmüthig seinem Pferde zu, dessen Sattelzeug der alte Burgvogt eben mit peinlicher Sorgfalt prüfte, als ob er ihm sein eigenes Leben anvertrauen solle.

„Man soll sich nie auf eines Dieners Auge verlassen,“ murmelte er, den Gurt fester anziehend.

Durch die Reihe der schon zurückweichenden Knechte und Mägde näherte sich langsamen Schrittes der Mönch. Seine Augen waren nach oben gerichtet, seine Lippen bewegten sich, unhörbare Worte sprechend, seine Linke umfaßte ein Crucifix.

„Da ist er wieder! — Wie immer!“ flüsterte es durch den Kreis der Knechte, als der Mönch dicht an den Ritter herantrat.

„Bist Du bereitet, mein Sohn,“ sprach er mit dumpfer Stimme, „vor Gottes Angesicht zu erscheinen? Hast Du

Deinen Frieden gemacht mit seiner Gnade, auf daß Du gerecht erfunden werdest vor seinem untrüglichen Richterstuhl?“

„Ihr habt nur wenig Vertrauen zu meinem christlichen Ritterthum, ehrwürdiger Vater,“ versetzte der Ritter ruhig. „Dochorget nicht — ich sehe wol noch manches schönen Tages Sonne leuchten.“

Die Blicke des Mönchs hefteten sich starr, unheimlich, erkältend auf Erich's Gesicht.

„Deine Vermessenheit fordert des Himmels Zorn heraus, Unseliger!“ rief er, indem er seine Hand warnend gegen den Ritter erhob. „Gedenke der Vielen, die gleich verwegen Dir vorangingen — ihre Leiber zerschmetterten in der Tiefe, und tausendmal tiefer ist der brennende Pfuhl, welcher ihre unbußfertigen Seelen verschlang!“

Ein Murren ging durch den Haufen der Knechte.

Der alte Diethelm stand mit verschränkten Armen neben dem Ritter; er blickte finster zu Boden und nagte zornig an seinem weißen Schnurrbarte.

Erich aber schwang sich leicht in den Sattel.

„Mein Leib und meine Seele stehen in Gottes Hand — jetzt und immerdar,“ sprach er; „seiner Gnade vertraue ich.“

„Unglücklicher!“ eiferte der Mönch mit erhobener Stimme, das Crucifix ihm entgegenstreckend; „gedenke des letzten Stündleins, das an Dich herantritt — gedenke der Ewigkeit, an deren Pforte Du stehst, unvorbereitet im Hochmuth

Deines gottlosen Beginuens! Bete — bete! Wende Deine Seele zu Gott, auf daß ihr seine Barmherzigkeit zu Theil werde, wenn sie sich loslöst von der zerschmetterten sterblichen Hülle!“

„Ich kann nicht beten zu Eurem Gott, ehrwürdiger Herr,“ sprach der Ritter fest; „er ist der Gott, der mich in die düstere Tiefe zieht — mein Gott ist der Gott des Lichts, der Zuversicht, des Gelingens: er wird gnädig lenken, was ich beginne!“

„Amen!“ sprach der alte Diethelm, der nun fest und freudig zu dem Ritter aufsaß und ihm die Hand schüttelte, während der Sänger sich in sprachloser Bewegung über die andere neigte.

Und mit hellem Wiehern sprang der Rappe die steile Rampe zur Mauer hinauf — ein freudiges Jauchzen der Knechte erfüllte — nur einen Moment — den Burghof — der Mönch sank, das Bild des Erlösers inbrünstig in seine Arme schließend, auf die Knie — die Dirnen zogen die Schürzen an die Augen; ein heiseres Lachen klang von oben aus dem geöffneten Fenster herab.

Da erschien der Ritter schon hoch oben auf der schmalen Mauerzinne, ruhig und regungslos, wie ein ehernes Bild, dem nur das Pferd Leben und Bewegung verlieh.

Der Rappe zögerte, als er die schmale, aus fürchterlicher Tiefe aufsteigende Bahn vor sich sah; der freundliche Zuspruch des Ritters ermunterte ihn; er begann die

gefährliche Wanderung und nur das unruhige Aufwerfen des Kopfes und der weiße Schaum, der sich am Gebiß sammelte, verriethen die Erregung des edlen Thieres.

Hundert Augen verfolgten Roß und Reiter bebend und mit starren Blicken — kein Laut, kein Athemzug, keine Bewegung zitterten durch den in grauenvoller Spannung gebannten Kreis.

Nur der Mönch lag in der Mitte auf den Knien; seine Stirn senkte sich fast bis zur Erde nieder und seine Stimme erhob sich vom leisen Murmeln allmählig zum Stöhnen, vom Stöhnen voll frommen Eifers zum lauten Gebet.

Und der Rappe setzte seinen Weg fort; sein Schritt ward gleichmäßiger, fester, sicherer.

Da plötzlich — wankte unter der vorsichtigen Berührung seiner vordern Hufe ein breiter Stein.

Entsetzt stieg das Thier auf den Hacken gerade auf — es drängte ungestüm rückwärts — ein wilder verzweiflungsvoller Schrei, der gellend aus der Burg herüberdrang — daneben ein höhnisches Lachen — die ächzende Stimme des betenden Mönchs — das Schluchzen der Mägde: das Alles drängte sich zusammen in eine Sekunde fürchterlicher Spannung — der Stein schob sich aus seiner Lage abwärts — er schlug krachend gegen die Aeste der Bäume die unter dem wuchtigen Stoße prasselnd brachen — und zerschellte mit dumpfem Getöse in der Tiefe.

Der Ritter blickte ihm kaltblütig nach — das von Neuem erschreckte Roß bäumte wilder auf — noch einige Zoll höher, noch eine Hand breit rückwärts: und rücklings stürzten Roß und Reiter in den Abgrund.

Aber des Ritters Hand schmeichelte beschwichtigend den Hals des Rappen, der endlich zitternd und von Schweiß bedeckt auf die Füße herabstieg; der Reiter neigte sich zu ihm nieder und sprach freundliche, beruhigende Worte zu ihm, und verständig spitzte das kluge Thier die Ohren.

Hundert stürmische Rufe staunender Bewunderung drängten sich unten im Hofe aus pochenen Herzen auf die bleichen, bebenden Lippen: die Furcht zwang sie Alle in athemloses Schweigen zurück.

Vorsichtig stieg der Rappe in die breite, tiefe Lücke zu seinen Füßen hinab; vorsichtig erklomm er an der andern Seite wieder die ebene Rinne der Mauer; ruhig setzte er seine Wanderung fort — und da erreichte er das Ende des furchtbaren Ringes.

Im unaufhaltsamen Laufe, mit dröhnendem Jubelgeschrei stürzten Heinrich, Diethelm, die Knappen, die Diener dem Ritter entgegen; zwanzig Hände zogen ihn vom Pferde herab, das siegbewußt die Mähne zurückwarf, und trugen ihn im verworrenen Knäuel in den Hof hinab.

Dort unter der breiten, im herbstlichen Schmuck schimmernden Linde, stand Runigunde; bis dahin hatte die

Erregung des Augenblicks sie geführt — nun schien sie wie erstarrt auf die Stelle gebannt.

Die bleiche Stirn neigte sich tief; über den Schnee der Wangen glitt kein bräutliches Erglänzen, als der Ritter, sein Haupt entblößend, anmuthig vor ihr auf ein Knie sich niederließ.

„Erlaubt, edles Fräulein,“ sprach er, und seine Stimme erbehte leicht, „daß ich Euch meine Huldigung darbringe. — Mein ritterliches Wort ist erfüllt.“

Runigunden's Auge blieb gesenkt. Sie reichte dem Ritter die weiße Hand. — Diese Hand zitterte.

„Gottes Gnade war mit Euch,“ sprach sie, und die Worte traten gebrochen, erstickt über die bebenden Lippen. „Ihr habt den unseligen Bann gelöst, den in schwacher Stunde ein unbedachtes Wort über mich brachte. Habt Dank, innigen Dank, Herr Ritter! — Und stehet auf, ich bitte!“

Der Friesensteiner entfernte mit einem gebieterischen Wink den Troß der Diener.

„Verzeiht, edles Fräulein,“ begann der Ritter nach einem Moment des Zögerns, ohne sich zu erheben, „nicht des andern Theiles Eures Gelübdes will ich jetzt gedenken — ist, was Gott mich vollbringen ließ, für Euch von Werth und Bedeutung, so ist der Dank aus Eurem Munde mir reichlicher Lohn!“

Runigunde neigte das Haupt in peinlicher Verwirrung tiefer.

Der Sänger wendete sich ab.

„Das aber,“ fuhr Erich fort und seine Augen strahlten in tieferem Glanze, „das darf ich in dieser Stunde wol aussprechen, daß, was ich nach Ritterweise zu unternehmen gelobte, nur um einen verderblichen Zauber zu brechen, mir in dem Augenblick, da ich Euch sah, ein Ziel zeigte, werth jedes Einsatzes, jedes mannhaften Ringens, jeder ritterlichen That.“

„Ihr wißt, was ich gelobt!“ antwortete Kunigunde tonlos.

Der Ritter erhob sich verwirrt und blickte auf den alten Diethelm, der fragend und verwundert Kunigunde betrachtete.

„Nein,“ versetzte Erich; „nein, edles Fräulein — nicht an das vorher dem blinden Zufall verpfändete Versprechen mag ich mich halten. — Aber ich darf sagen, daß dort oben auf schmalem Wege, auf schwindelnder Höhe die Hoffnung mich aufrecht erhalten, geleitet und sicher geführt hat, daß es mir gelingen werde, im treuen Minnedienst Euer Herz mir zu eigen zu machen!“

Kunigunde verhüllte das Gesicht.

„Genügt Euch nicht die Einlösung meines Wortes?“ flüsterte sie mit mühsam verhaltenem Schluchzen.

Und über ihre Schulter tauchte Gertrud's höhnisch verzerrtes Gesicht auf; die funkelnden Augen hefteten sich mit unverholnem Haffe auf den Ritter, dem plötzlich,

was die spukhaften Erscheinungen der Nacht ihm in süßen Schmeicheltönen zugeflüstert hatten, nun erst mit entsetzlicher Klarheit vor die Seele trat.

„Ich hab's Euch gesagt: Ihr reitet nach dem Hochzeits-
tuchen für einen Andern — Ihr seid ein Narr!“ raunte
eine heisere Stimme ihm zu; und das Gesicht verschwand.

Erich blickte bestürzt um sich: da stand der Freund,
abgewendet von ihm, wildem, verzehrendem Schmerze
preisgegeben; und dort stand das Fräulein, noch immer
erbebend unter einer Bewegung, die dem Ritter keinen
Zweifel mehr gestattete.

Er neigte einen Moment schmerzlich sinnend die
Stirn auf die Hand. Dann schlang er seinen Arm um
den Nacken des Sängers. „Freund meiner Seele,“ sprach
er, und die Stimme schwankte einen Augenblick lang,
„ist es Dir beschieden das Glück, das sich von mir ab-
wendet?“

„Vergieb — vergieb!“ stammelte Heinrich, den Ritter
umfassend. „Aber ich werde nicht Verrath üben an den
gerechten Erwartungen auf Deines Sieges vollen Preis!“

„Das also war es, was ich vorhin nicht verstand,“ ver-
setzte Erich, den Kopf ablehnend schüttelnd. — „O, mir
ist, als wäre mir besser geschehen, ich läge jetzt unten in
der mitleidigen, versöhnenden Tiefe!“

„Erich!“ beschwichtigte der alte Diethelm den Ritter,
der, in Schmerz versunken, in weite Fernen starrte.

„Laßt es nur gut sein,“ versetzte Erich, sich aufraffend; „Dieser hier,“ fuhr er fort, auf den Sängers deutend, der ihn noch immer umschlungen hielt, „und ich — wir haben uns noch immer verstanden.“

Dann ergriff er Heinrich's Hand und trat zu Kunigunde.

„Edles Fräulein,“ sprach er, „mein Freund und ich, wir waren immer nur Eins: und wenn es Euch beglückt, wie ihn, das mir verpfändete Wort ihm einzulösen — wohl denn!“

Die Stimme versagte ihm, als er die helle Flammengluth in Kunigunden's Gesicht bis zur Stirn hinauf auflodern sah.

„Erich, mein wackerer Freund!“ drängte Diethelm, der plötzlich ganz lebendig ward, sich an den Ritter heran, „ich sehe, Ihr seid ein ganzer Mann — ein Mann, der die Dinge zu nehmen versteht! Und Gott weiß es!“ —

„Saget Ihr nicht, zum Heiligendreikönigstage möchtet Ihr Eure Fehde beginnen gegen die saumseligen Landshuter?“ unterbrach der Ritter den eifrigen Alten.

Dieser wich zurück.

„Was sicht Euch an?“ rief er.

Der Ritter nickte ihm zu.

„Ich werde pünktlich sein,“ sprach er, indem er sich auf sein Roß schwang.

Da riß sich der Junker aus des Fräuleins Armen los und sprang an des Ritters Seite.

„Erich — mein Freund! — mein Bruder!“

Und Diethelm und Kunigunde griffen nach des Ritters Händen.

Er winkte ihnen zu; und bewältigt von der Hoheit seines Wesens, wichen sie Alle zurück.

„Wir sehen uns wieder,“ sprach er, und langsam ritt er davon.

Sie sahen ihn nicht wieder.

Als der Friesensteiner von seiner Fehde gegen die Landshuter auf den Kynast zurückkehrte, auf welchem der Junker von der Halden als Kunigunden's glücklicher Ehegemahl und Burgherr waltete, da erzählte er tiefbewegt, ein Ritter in schwarzer Rüstung ohne Wappen und Abzeichen sei plötzlich an seiner Seite erschienen, mitten im wilden Gewühl des Kampfes.

Keine Frage nach Namen und Herkunft hatte er beantwortet — aber er hatte wacker mitgeholfen an der blutigen Arbeit und wie schlagendes Wetter war sein wuchtiges Schwert in die Bürger gefahren, die ohne solche gewaltige Hilfe wol noch lange widerstanden hätten.

Aber im letzten entscheidenden Anlauf war eine Hellebarde in des Ritters Visir gedrungen, dessen Verschuß in

der Hitze des Kampfes sich gelockert hatte: — tödlich getroffen, war er vom Pferde gesunken.

Auf der Wahlstatt hatte man ihn begraben; so hatte er sterbend gewünscht.

Der Friesensteiner sagte nicht, wer der schwarze Ritter gewesen.

Und man fragte ihn nicht darnach.

Manchen Schmerz trägt ein Jedes still für sich.

Der Mönch und Gertrud — sie waren von der Rynastburg verschwunden an dem Tage, an welchem Ritter Erich seinen Ritt auf der Mauer bestand. Man hat nie wieder von ihnen vernommen.

Die Gesellschaft erhob sich geräuschvoll, froh, des langen Zwanges ledig zu sein.

„Gott sei Dank, daß ihn die Landskuter besorgt haben!“

„Zwei wenigstens haben sich gekriegt.“

„Meinten Sie, Kunigunde werde das weibliche Mormonenthum einführen?“

„Ein Narr, der biedere Berneder!“

„Die reiche Grafschaft wenigstens hätte ich mir herausgeben lassen.“

Helene war aus dem schwirrenden Geschwätz still an's Fenster getreten.

Fritz folgte ihr.

„Fräulein Helene?“

Sie sah zu ihm auf; aus dem feuchten Auge strahlte der warme Sonnenschein eines milden Lächelns hervor.

„Ich wußte nicht, daß Sie so hübsch erzählen können, Fritz,“ sprach sie weich.

„Und Sie — Sie fangen an, mir angenehme Dinge zu sagen; ist das eine neue Kriegswaffe?“

„Nein, Fritz, ich bin ganz ernsthaft. Und Sie wissen, ich habe immer eine Vorliebe für alte Sagen und Märchen gehabt.“

„Die Menschen nehmen darin gar oft um ein Billiges etwas von den Halbgöttern der Alten an,“ sprach Fritz.

„Eben darum. Und dann — es liegt doch darin meist ein tiefer Sinn, eine ernste Lehre, eine sittliche Wahrheit.“

„In diesem Falle zum Beispiel?“

Helene schüttelte leise den hübschen, blonden Kopf.

„Diese Kunigunde ist mir trotz aller dichterischen Ausschmückung ein fürchterliches Wesen,“ sprach sie. „Der Zusammenhang mit — mit dem, was ich dachte, während Sie erzählten, ist mir nicht eigentlich klarer Gedanke geworden: aber,“ fuhr sie fort, und eine sanfte Röthe legte sich über ihr gesenktes Gesicht, „ich habe es doch recht tief empfunden, daß Glück, Zukunft und Leben, daß Alles, was uns hoch und werth erscheint, nicht Gegenstand eines Spiels sein sollen, in welchem Laune und Zufall die Würfel führen — am wenigsten eines Spiels in der Hand eines Weibes!“

Ahnungsvoll neigte Fritz sich tiefer zu dem Mädchen herab, das in süßer Befangenheit zu Boden blickte; und sie bemerkten Beide den Major nicht, der unter dem Fenster vorüberging, einen scharfen Blick auf sie warf und dann, strammer aufgerichtet, weiter schritt.

„O, ich bitte Sie, sprechen Sie weiter, Helene!“
drängte Fritz in fieberhafter Erregung.

Sie schlug die Augen zu ihm auf mit dem Versuche eines schelmischen Lächelns — es ging in der flammenden Gluth unter, welche Stirn und Wangen und Schläfe Helenen's bedeckte.

„Sie sagten vorhin, Sie seien nach F Ginsberg gekommen,“ stammelte sie, „um —“

„Ja, um — !“

Der Oberamtmann steckte den Kopf zwischen die beiden, in seliger Verwirrung erglühenden Gesichter.

„Seid Ihr einig, Kinder?“

Helene warf sich an seine Brust.

„Ach, Vater,“ flüsterte sie, ihre Hand den stürmischen Küssen des jungen Mannes überlassend, „er ist ein recht böser Mensch! — Nun soll ich ihm zuerst sagen, wie sehr ich ihm gut bin!“



Regentage in Flinsberg.

Da regnet's, was es regnen kann —
Man tappst bergab, man glitscht bergan!
Bis auf die Haut schon bin ich naß!
Doch wächst dabei das liebe Gras.
Darüber freut sich nun der Bauer —
Dem Handwerksburschen wird es sauer.

So ist's nun auf der Welt bestellt:
Den Andern kränkt, was mir gefällt;
Und wenn ihm nun das Glück begegnet,
So ist mir meine Lust verregnet.
Doch freu' Dich heut — ich freu' mich morgen:
So sind wir alle Zwei geborgen!

*

*

*

Da fängt's schon wieder an zu regnen,
Will heute wieder den Bauer segnen!
Daß ein angeessener Mann hienieden
Am meisten gilt — ich bin's zufrieden:
Gält' nur nicht gar noch auch im Himmel
Viel mehr ein angeess'ner Lämmel!



Erlebniß des Arztes.

(Eine Vision.)



Erlebniß des Arztes.

(Vision.)

An einem stürmischen Winter-Nachmittag ritt ich über den Kahlenberg nach Hause. — Der schneidend kalte Wind warf die Bäume im Walde stöhnend und ächzend gegen einander und trieb mir die Schneeflocken in's Gesicht, deren dichtes Gestöber frühzeitig den Tag erlöschten ließ.

Grau, schweigjam, unheimlich dehnte sich vor und neben mir, im Horizont form- und farblos sich auflösend, die schneebedeckte Fläche. Dämmerung und Schneegeästöber schlossen Aussicht und Auge. Ich verlangte recht sehnlich nach Hause.

Das Unwetter hatte mich auf meine Umgebung nicht achten lassen. Plötzlich befand ich mich neben einem großen, alten Manne in sehr dürrstiger Kleidung, der ein junges Mädchen — offenbar seine Tochter — führte.

Das arme Kind trug ein dünnes, knappes Kleidchen und hielt mit der, vom Frost gerötheten, kleinen Hand ein Tuch um den Hals fest; schritt übrigens, den alten

Mann sorgsam geleitend, ganz muthig in das wüste Unwetter hinein.

„Ist Jemand in der Nähe?“ fragte der alte Mann leise das Mädchen.

„Es reitet ein Herr neben uns,“ flüsterte das Kind.

„O, mein Herr,“ wendete sich der Alte zu mir, „im nächsten Monat werde ich bequemer reisen — im nächsten Monat werde ich auch ein Pferd haben und einen warmen Mantel, und ich werde nicht mehr frieren!“

Im Tone dieser Worte lag etwas Herausforderndes, was mich veranlaßte, den Alten genauer zu betrachten.

Er war blind und der Ausdruck seiner Züge zeigte jene Mischung stillen Duldens und harmloser Gutmüthigkeit, welche die Physiognomie blinder Menschen so anziehend und rührend macht. — Ueber das Kinn des Greises fiel ein silbergrauer Bart, den Armuth über die Grenzen des Schicklichen hinaus hatte wachsen lassen, wenn auch gelegentliches Abstutzen ihn nie zu classischer Länge gedeihen ließ. — Weiße Augenbrauen senkten sich über das lichtlose Auge, wie große Schneebänke über einen gefrorenen Bach — es war eben harter, bitterer Winter, dieses erloschene, verwitterte Gesicht: und daraus kam die stolze und zugleich klagende Anrede.

„Man ist bei solchem Wetter zu Pferde wenig gebessert,“ antwortete ich; „besonders empfinden die Füße den Frost recht unangenehm.“

„Sieh, Agneta,“ sprach der Alte mit einem leisen Triumph zu dem Mädchen, „der Herr findet den Januar auch rauh: er friert an den Füßen und trägt gewiß gute, feste Stiefeln — vielleicht sogar Strümpfe — trockene, warme, wollene Strümpfe, die bis an die Knie reichen! Ah, sie müssen jetzt überaus wohl thun!“

Die letzten Worte verflangen in einem gepreßten Seufzer und der Alte wendete dabei das Gesicht zur Seite.

Ich sah an der gebückten Gestalt, an den vielfach geklafften Kleidern nieder bis zu den Füßen, welche mit zerrissenen Tüchern umwickelt waren und in weiten, groben Schuhen steckten — freilich ein schlechter Schutz gegen rauhes Wetter und tiefen Schnee.

Agneta seufzte auch.

„Ihr friert wol sehr?“ fragte sie den Alten; und diese einfachen Worte klangen recht rührend mitleidig.

„Ich sprach nur so,“ versetzte der Alte, den Kopf schüttelnd, „weil Du immer versicherst, die Kälte nicht zu fühlen. — Da, nimm den Handschuh — ich kann ihn entbehren — ich stecke die Hand in die Rocktasche; das sieht vornehm aus — als ob man viel Geld darin habe. — Sie sehen,“ wendete er sich in leichtem Tone zu mir, „wir haben unsern Scherz mit dem Januar. Seine Herrschaft dauert nicht mehr lange — heut ist der einundzwanzigste; — und im folgenden Monat wird es schon besser.“

„Nun,“ entgegnete ich, „der Februar ist auch ein rauher Gesell; er bringt noch recht harte Tage.“

„Tage, ja; aber nicht ganze eingefrorene, verschneite Wochen,“ sprach der Alte. „Da giebt es schon Verthen über den Aekern und hie und da eine trockene, sonnige Rasenstelle; im Wirthshause darf ein alter Mann sich 'mal ein halbes Stündchen am Ofen wärmen und auf der Bank daneben schlafen; man trinkt da und dort aus einer Quelle — o, es ist viel besser und ich freue mich darauf, wie ein Kind!“

„Der Himmel gebe das Alles um Eurer willen, guter Freund,“ antwortete ich. „Wir im Gebirge glauben schwer daran.“

„Wie?“ rief der Alte erregt, „nicht glauben? O, Herr! ich muß das wissen, denn ich selbst bin der Februar.“

Von dieser Wendung überrascht, blickte ich den Alten, der sich stolz aufgerichtet hatte, und dann das Mädchen fragend an, deren gesenkter Blick um Mitleid für die Geisteszerrüttung des Vaters zu bitten schien.

„Ja, mein Herr!“ fuhr dieser in dem Tone einer Ueberlegenheit fort, der einen schmerzlichen Eindruck machte, „man muß den Zweifel nicht zu weit treiben; man muß glauben und die Hoffnung festhalten! Wie auch wollten Sie denn nur aufathmen in dieser vernichtenden Stunde, wenn ich Ihnen nichts zu sagen vermöchte von den treibenden Keimen und Sprossen unter der öden Decke —

vom Birkenbusch voll schlagender Finken — von den breiten, wogenden Saatflächen, welche der Ernte zureifen!“

„Der Alte hat freilich Recht,“ fiel das Mädchen ein. „Nur daß er mich für eine ganz unbedeutende Person hält, weil ich erst heut Morgen geboren bin und heut Abend wieder sterbe — das ist schweres Unrecht: bin ich doch seine Mutter!“

Guter Gott! also auch die Tochter vom Unglück des Vaters heimgesucht — so früh! und Beide allein in der bahnlosen, unwirthlichen Dede!

Da brach der Alte in einen verschneiten Graben ein.

Er half sich mit dem Beistande des Mädchens wieder heraus und schritt weiter, aber nach kurzer Weile bemerkte Agneta, daß einer seiner Schuhe im Schnee stecken geblieben war.

Sie eilte trotz des Einspruchs des Vaters zurück und brachte den verlorenen Schuh; aber er weigerte sich, ihn anzuziehen.

„Wozu soll ich das häßliche Zeug erst wieder anziehen?“ sprach er. „Morgen werden wir trockene Stiefel und trockene Wege haben — wir kommen auch bald in eine warme Stube — und im Sommer — schon im Mai — brauchen wir gar keine Schuhe.“

„Laßt mich nur gewähren,“ beschwichtigte Agneta den Alten, indem sie ihm den Schuh wieder an den Fuß schob. „Ihr wißt ja, das ist so meine Weise — auch meine Pflicht!“

Der Alte stieß einige rauhe Kehltöne aus. Wir zogen weiter.

Das Gehen ward ihm offenbar schwer und meine Besorgniß um ihn ward immer lebhafter.

„Könnt Ihr reiten?“ fragte ich ihn, „und getraut Ihr Euch wol, mein Pferd zu besteigen? — Es ist ganz fromm.“

„Können? Getrauen?“ versetzte er mit einem vornehmen Lächeln. „Ich kann sogar fliegen. Freilich, meine Flügel sind jetzt naß geworden; aber im warmen Zimmer werde ich sie ausbreiten, meine schönen, bunten Flügel, und ich werde auf ihnen weit davonschweben!“

„Gewiß, das wird er,“ versicherte Agneta ernsthaft. „Und weil ich nicht mit ihm davonfliegen kann, weil ich meinen Weg Schritt für Schritt am Zeiger der Uhr abarbeiten muß — darum verachtet er mich. Und ach! es ist mir fast Niemand gut!“

Das hätte ich für meinen Theil wol verneinen mögen; man konnte kaum ein lieberes Gesicht sehen, obgleich es etwas poekennarbig war und mehr frisch, als schön.

„Da ist die Mutter!“ rief Agneta plötzlich aus; „da sitzt sie am Wege!“

Ich blickte auf und gewahrte eine alte Frau, halb verschneit, anscheinend schlafend, wenige Schritte vor uns.

„Zieht Ihr nur immer weiter!“ rief die Frau meinen Begleitern mürrisch entgegen; „ich will mit Euch nichts

mehr zu schaffen haben — mit dem leichtsinnigen Manne und der sorglosen Dirne! Ich habe bessere Tage gesehen und Ihr werdet täglich armseliger und elender!“

Das galt nun freilich zunächst buchstäblich von dem eigenen Anzuge der Frau: von schwerem Seidenstoffe, aber altmodisch im Zuschnitt, war er wol nach und nach vom reichen Prachtzimmer bis in das tiefste Elend fortgeschleppt worden und hing nun in zahlreichen Fetzen um die zusammengefunfene Gestalt der Alten; der Wind blätterte darin und entblößte die gelben, verwelkten Arme, und unter einer verblichenen Sammetmütze hervor trieb er dünne Büschel grauen Haares — es war ein erbarmungswerther Anblick!

„Beruhigt Euch nur, Mutter!“ sprach Agneta freundlich tröstend, indem sie mit liebevoller Geschäftigkeit sich bemühte, die zerrissenen Fetzen nothdürftig zusammenzustecken, trotz der abwehrenden Geberde der Alten. „Es wird ja gehen, und es werden auch wieder bessere Tage kommen.“

Und in kurzer Zeit hatte des Mädchens geschickte Hand die Alte so aufgestutzt und herausgeputzt, daß sie ganz erträglich sich darstellte.

Inzwischen aber war der Alte ungeduldig geworden.

„Was plagst Du Dich mit dem halberfrorenen, stolzen Weibe!“ grollte er finster. „Laß sie sitzen — sie hält uns nur unnötig auf — sie verdirbt uns ohnedies

jede Freude und sieht von ihrer Lumpenherrlichkeit nur mit Verachtung auf uns herab!“

„Ja,“ rief die Alte, indem sie sich mühsam und zitternd aufrass, „elendes, erbärmliches Geschlecht, das von mir ausgegangen, und das ich mit schmerzlichem Mitleid betrachte — mit Neid blickt Ihr auf diese Lumpenherrlichkeit, die alle Schätze der Welt aufweist! — Meinst Du denn,“ fuhr die Alte, zur Tochter gewendet, mit erregter Stimme fort, „ich danke Dir, daß Du mein Kleid zusammengesteckt hast? Sieh, ich zerreiße es wieder, denn in Lumpen will ich dem Sturme trotzen und klagen — klagen — klagen!“

Die Stimme der alten Frau erlosch in leisem Wimmern und im Säusen des Windes, der über die öde Fläche ging.

Ich war vom Pferde gestiegen. — Es wurde mir wirklich unheimlich in der abenteuerlichen Gesellschaft.

Die Mutter war stöhnend in den Schnee zurückgeunken.

Der Alte aber griff heherzt in die Zügel meines Pferdes, um es zu besteigen.

Nur Agneta war freundlich ruhig geblieben.

„Wohin aber wollt Ihr nun?“ fragte ich den Alten, der im Begriff war, sich auf's Pferd zu schwingen.

„Nach Friedeberg,“ entgegnete er, „zu Doktor Junge. Wir sind genaue Freunde. Dort bin ich immer willkommen.“

„Kennt Ihr denn den Doktor Junge?“ fragte ich verwundert.

„Kennen?“ versetzte der Alte in hohem Tone. „Ich bin sein liebster Freund: er möchte ohne mich nicht eine Stunde leben — nicht leben, nicht sterben.“

„Er hat Recht,“ murmelte die Alte. „Ich kann es wissen: bin ich doch die Geliebte des Doktors, die traute, süße Genossin seiner einsamen, reichsten Stunden — bin ich doch oft an seiner Seite leise fortplaudernd entschlummert; auch heut harret er sehnend meiner — auch heut wird er mich lieb umfassen!“

Ich griff mit beiden Händen nach meiner Stirn; es begann mir bange zu werden um meinen Kopf; die ruhige Sicherheit, mit der das alte verrückte Paar sich als Freund und Geliebte vorstellte, schien ja gar keinen Zweifel zuzulassen.

Ich blickte verwirrt zu Agneta hinüber.

„Ich kenne ihn auch,“ antwortete sie mit einem anmuthigen, vertraulichen Lächeln auf meinen Blick, „den Doktor Junge — ich bin immer mit ihm zusammen — mit ihm und seinen lieben Kleinen, die freilich nur allzufrüh zu den Engeln zurückkehrten!“

Indem ich Agneta halb zornig, halb erstaunt anblickte, bemerkte ich mit Ueberraschung ihre täuschende Aehnlichkeit mit meiner Frau; und ihr blaues, klares Auge lächelte mich so fromm und zutraulich an; aber ich

bin zufrieden mit einer Frau, zumal mit der meinigen — der tollen Scene mußte ein Ende gemacht werden.

„Ich selbst bin der Doktor Junge und kenne Euch Alle nicht,“ fuhr ich barsch heraus. „Aber ich will Euch mit mir nehmen und für die Nacht unter Obdach bringen.“

„Er kennt uns nicht!“ flüsterte die Alte, indem sie sich mit stillem Lächeln aufrichtete. „So theile Dich, Du trübes Gewölk am Himmelsdom,“ fuhr sie in beschwörendem Tone fort, die Arme mit anmuthig-majestätischer Geberde erhebend, „dringe hervor, Du stiller Strahl der Abendsonne!“

Wie gehorsam diesem Zauberspruch, zerriß die graue Nebeldecke im Westen; ein rosiger Schimmer verklärte die Gruppe, die sich schwebend vom Boden zu erheben schien: statt der zerlumpten Alten reichte ein hohes Weib von wunderbarer Schönheit mir die Hand entgegen; ihr reiches Gewand rauschte faltig um die schlanke Gestalt, und ein Kranz von Immortellen schwebte über der weißen, melancholischen Stirn.

„Kennst Du mich nun?“ sprach sie mit schmerzlichsüßem Lächeln: —

„Kennst Du mich nun, die Freundin hehrer Stunden,
Die von verwelktem Glück, durchkämpftem Leid,
Von theuern Gräbern, wie von Festgelagen,
Von treuen Freunden, die dahingegangen,
Dir schmerzlichsüße Kunde bringt? Die gern
Mit Dir zurück in Deine Lenze kehrt; —

Den Sturm, der einst Dein tiefstes Selbst erschüttert,
In leisen Schwingen wieder tönen läßt;
Die überall die welken Blüthen sammelt
Und, neu belebt von ihrem Zauberstrahl,
Auf's sinnend tief geneigte Haupt Dir streut?
Ja, Du erkennst mich wohl! Und tröstend will ich
Versöhnend und erhebend Dich begleiten;
Vergang'ne Zeiten Deinem Blick verklären,
Und was des Lebens wilder Strom zu früh
Der Hand entwand, unwandelbarer Liebe
In unvergänglichem Besitz bewahren!“

In einen jugendlichen Genius verwandelt, breitete
der Alte seine Schwingen aus; leicht hob er sich empor,
und dahinschwebend rief er mir zu:

„Auf! Und mir nach zur morgenrothen Ferne!
Mag stille Treu' Vergangenes bewahren:
Der klare Blick, der kühne Muth, sie üben
Die schöpferische Kraft im frischen Leben,
Und ringen siegbewußt nach stolzer That!
Und sieh'! die Hoffnung streut mit voller Hand
Am Wege duft'ge Blüthenkränze nieder,
Dein ernstes Streben freundlich zu erquicken!
So schweb' ich Dir voran, ein Hoffnungs-Engel;
So folge mir, das Höchste zu erreichen!

Und zage nicht, bis wo am stillen Rand
Des Lebens sich die Nacht der Gräber breitet,
All' irdisch Müh'n nach kurzem Kampf verblaßt
Und auf zum ew'gen Licht der Geist sich schwingt!“

Zuletzt trat auch Agneta zu mir — nicht verwandelt;
nur ein stilles Lächeln schwebte um ihren Mund.

„Wol heilig,“ sprach sie, und der milde Ton ihrer wohl-
klingenden Stimme berührte mich wie eine erschütternde Musik:

„Wol heilig sei Dir die Vergangenheit;
Denn was Du bist, das wardst Du nur in ihr —
Sie löst des Werdens räthselhaft Geheimniß!
Und strebe nie mit ungeduld'ger Hand
Der Zukunft ungewisse Frucht zu brechen —
Ihr süßer Kern reißt öfters nicht für Dich! —
Das Morgenroth des Tages, den Du lebst,
Bringt tausend reiche Gaben Dir entgegen:
Sie zu erfassen zög're nicht — der Abend
Entführt sie sonst in neidisch-scheuer Flucht!“

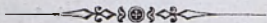
„Nur Der ist reich, der sich die Stunde eignet:
Und was der Augenblick erheißt, zu thun,
Es ganz zu thun; und ganz ein Mensch zu sein
Auf jeder Woge, die nach oben drängt —
Das schmückt den Garten der Vergangenheit
Und weckt der Zukunft helle Morgenröthe!“

„Ob wir uns wiedersehen, fragt Dein Blick —
Ob ich dann lächeln werde, oder weinen?
Wer rechnet mit dem Unberechenbaren,
Mit eines Mädchens wankelmüth'ger Laune! —
So aber liebst Du mich — so bin ich Dir
Vertraut in immer neuer Jugendschönheit;
So hältst Du treu an mir in keuscher Lust,
Bis einst die Mutter Dir um's müde Haupt
Cypressen windet mit eleg'ischer Klage!“

Ein sanfter Hauch berührte meine Wangen. — Ich
blickte auf; — die ganze Erscheinung war verschwunden.

Ein leichtes Gewölk, schimmerndes Abendroth, zog
langsam über den Mond.

Sinnend ritt ich nach Hause.



...the first of these is the fact that the
...the second is the fact that the
...the third is the fact that the
...the fourth is the fact that the
...the fifth is the fact that the
...the sixth is the fact that the
...the seventh is the fact that the
...the eighth is the fact that the
...the ninth is the fact that the
...the tenth is the fact that the
...the eleventh is the fact that the
...the twelfth is the fact that the
...the thirteenth is the fact that the
...the fourteenth is the fact that the
...the fifteenth is the fact that the
...the sixteenth is the fact that the
...the seventeenth is the fact that the
...the eighteenth is the fact that the
...the nineteenth is the fact that the
...the twentieth is the fact that the
...the twenty-first is the fact that the
...the twenty-second is the fact that the
...the twenty-third is the fact that the
...the twenty-fourth is the fact that the
...the twenty-fifth is the fact that the
...the twenty-sixth is the fact that the
...the twenty-seventh is the fact that the
...the twenty-eighth is the fact that the
...the twenty-ninth is the fact that the
...the thirtieth is the fact that the
...the thirty-first is the fact that the
...the thirty-second is the fact that the
...the thirty-third is the fact that the
...the thirty-fourth is the fact that the
...the thirty-fifth is the fact that the
...the thirty-sixth is the fact that the
...the thirty-seventh is the fact that the
...the thirty-eighth is the fact that the
...the thirty-ninth is the fact that the
...the fortieth is the fact that the
...the forty-first is the fact that the
...the forty-second is the fact that the
...the forty-third is the fact that the
...the forty-fourth is the fact that the
...the forty-fifth is the fact that the
...the forty-sixth is the fact that the
...the forty-seventh is the fact that the
...the forty-eighth is the fact that the
...the forty-ninth is the fact that the
...the fiftieth is the fact that the
...the fifty-first is the fact that the
...the fifty-second is the fact that the
...the fifty-third is the fact that the
...the fifty-fourth is the fact that the
...the fifty-fifth is the fact that the
...the fifty-sixth is the fact that the
...the fifty-seventh is the fact that the
...the fifty-eighth is the fact that the
...the fifty-ninth is the fact that the
...the sixtieth is the fact that the
...the sixty-first is the fact that the
...the sixty-second is the fact that the
...the sixty-third is the fact that the
...the sixty-fourth is the fact that the
...the sixty-fifth is the fact that the
...the sixty-sixth is the fact that the
...the sixty-seventh is the fact that the
...the sixty-eighth is the fact that the
...the sixty-ninth is the fact that the
...the seventieth is the fact that the
...the seventy-first is the fact that the
...the seventy-second is the fact that the
...the seventy-third is the fact that the
...the seventy-fourth is the fact that the
...the seventy-fifth is the fact that the
...the seventy-sixth is the fact that the
...the seventy-seventh is the fact that the
...the seventy-eighth is the fact that the
...the seventy-ninth is the fact that the
...the eightieth is the fact that the
...the eighty-first is the fact that the
...the eighty-second is the fact that the
...the eighty-third is the fact that the
...the eighty-fourth is the fact that the
...the eighty-fifth is the fact that the
...the eighty-sixth is the fact that the
...the eighty-seventh is the fact that the
...the eighty-eighth is the fact that the
...the eighty-ninth is the fact that the
...the ninetieth is the fact that the
...the ninety-first is the fact that the
...the ninety-second is the fact that the
...the ninety-third is the fact that the
...the ninety-fourth is the fact that the
...the ninety-fifth is the fact that the
...the ninety-sixth is the fact that the
...the ninety-seventh is the fact that the
...the ninety-eighth is the fact that the
...the ninety-ninth is the fact that the
...the hundredth is the fact that the

Der Flüchtling.



Der Flüchtling.

I.

Unter der breiten Linde vor der Bergschenke saß der Landdragoner. Er blickte in beschaulicher Ruhe abwechselnd in die Berge hinüber und an der grauen Wand des Wirthshauses empor; er liebäugelte mit dem vollen Brantweinglase, das vor ihm stand und verbreitete aus seiner kurzen Pfeife dicke Rauchwolken von ziemlich feindseligem Aroma.

„Du bist zu ehrlich, Schnauz,“ sprach er zu dem dicken Wirth, der in Hemdsärmeln und barfuß in Holzpantoffeln vor ihm stand, „ja, gar zu gewissenhaft bist Du!“ und er setzte das mit einem Zuge geleerte Glas auf den Tisch. „Du mischest Wasser in den Brantwein, damit er den Gästen nicht den Kopf verwirre.“

Der Wirth steckte phlegmatisch die Hände in die Hosentaschen und spreizte die Beine auseinander.

„Du tauffst Deinen Schnaps, Schnauz,“ fuhr der Landdragoner fort, „und die Leute nennen Dich dafür einen

Schelm. Dein Christenthum thut Deinem guten Namen Schaden, Schnauz!“

„Na, Euer Christenthum wird dem Teufel den Appetit auf Euch auch nicht verderben,“ versetzte der Wirth.

„He, Schnauz! bin ich ein Gericht für den Teufel? Was — Schnauz, bin ich ein Teufelsbraten?“

„Der Teufel hat wol schon bessere Leute geholt,“ entgegnete der Wirth, „obwol er auch an schlechteren vorübergeht, mit denen er alle Tage abfahren sollte.“

„Schnauz, eine giftige Kröte spricht nicht umsonst um sich. Also bekenne, Schnauz — wen meinst Du?“

„Still!“ sprach der Wirth mit einem scheuen Blick, rückwärts. „Ich meine, der Stephanus, der Wurzelsucher, wäre lange schon reif.“

„Oh!“ machte der Landdragoner. „Seit drei Tagen läuft er wieder wie eine Kreuzspinne über die Berge; in alle Ritzen und verfallenen Stellen kriecht er hinein. — Hat er in Deinem Stübchen seine Küche wieder aufgeschlagen? — Was treibt er denn?“

„Ich mag's gar nicht sehen,“ entgegnete der Wirth verdrießlich. „Mir wird schon grün vor den Augen, wenn ich ihn in seiner Hexenküche nur rumoren und hantieren höre.“

„He, He!“ lachte der Landdragoner laut, „schmeiß ihn doch auf die Straße, Schnauz!“

„Daß er mir einen Spuk an den Hals hexte, oder

auf's Vieh, oder auf die Kinder! — Ich werd' mich nicht verbrennen! Und ich bin Wirth —, ich kann mir die Gäste nicht suchen und auswählen, ich muß mir gefallen lassen, wie sie kommen. — Aber die Polizei — wozu seid Ihr denn Landdragoner, wenn in unsern Bergen solcher Unfug sein Wesen treiben darf?“

„Nein, Schnauz,“ wehrte der Landdragoner. „Dir freilich sichts er den Vitriol in Deinen verwässerten Schnäpfen auf. Das macht Dich giftig, Schnauz.“

„Dummes Zeug,“ murrte der Wirth.

„Aber ich sag' Dir, Schnauz!“ schrie der Dragoner, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, „das ist ein Mann von Genie, ein Doktor und Philosophus, der mehr kann, als ehrlich sein in Deiner Art! — Die Natur hat er studirt, Schnauz! und jedes Kräutlein und jeden Stein; und er kennt jeden Wurm und auch das Wasser in Deinem Schnapfe, sag' ich Dir, Schnauz!“

„Er hat's eben mit dem Teufel!“ warf der Wirth ein.

„Mit einem schlechten Kräutlein hat er mich vom Fieber kurirt — und der Feldscheer hätte mich darauf eine ganze Apotheke hinabwürgen lassen; ich wäre elendiglich zu Grunde gegangen — laß mir den Doktor in Ruhe! Ich vergess es ihm nimmer!“

„Ein Hexenmeister ist er,“ schrie der Wirth, „ein Teufelsbeschwörer und Vampyr! — Seht doch den langen Michael unten im Dorfe, der vor drei Jahren frisch und

roth mit ihm in die Berge zog! Nun sitzt er daheim, siech und abgezehrt, elend und weß; und er stirbt lebendigen Leibes! Und wenn Ihr ihn fragt, was ihm geschehen ist, so nickt er bloß mit dem Kopfe und sagt kein Wort.“

„Daran thut der Michael klug. Denn er hat, so alt und lang er ist, noch niemals ein gescheidtes Wort gesprochen. — Aber schau — was kommen da für Leute?“

Unmittelbar hinter dem Wirthshause hob sich der Berg steil in die Höhe; darüber hinweg schlang sich ein schmaler Weg, der in's Gebirge nach der Grenze führte.

Diesen Weg stiegen drei Soldaten herab. — Zwei von ihnen waren bewaffnet. — Der Dritte war ihr Gefangener.

„Hängen will ich auf der Stelle,“ schrie der Landdragoner den Soldaten entgegen, „wenn Du's nicht selber bist, Du rostiges Lederzeug!“

„So hast Du noch eine Galgenfrist, alter Schwere-nöther!“ versetzte der ältere Soldat, das zum Willkommen gereichte Glas des Landdragoners mit einem Zuge leerend.

„Und Du pflegst Dich hier im Schatten,“ fuhr er fort, indem er mit dem Kameraden Platz nahm.

Der Gefangene sank, völlig erschöpft, auf eine Bank, kreuzte seine Arme auf dem Tische und legte mit leisem Stöhnen den Kopf darauf.

„Ich will meinen Ladestock nicht von einer Mädchenlocke unterscheiden, wenn's hier nicht bequemer ist, als ein

Marſch durch die ſtickigen Berge auf der ſtaubigen Straße!“ ſchwor der andere Soldat.

„Woher des Wegs?“ fragte der Landdragoner.

„Von der Grenze her, wo wir Den da in Empfang genommen haben,“ antwortete der Corporal, auf den Gefangenen deutend, der im unruhigen Schlafe lag.

„Ein Freiwilliger vom Regiment,“ fügte der Kamerad hinzu.

„Hab' dem Burschen die Canaille gleich angemerkt, die in ihm ſteckt,“ polterte der Corporal. „Immer wie im Traume — kein Griff und kein Schick, kein Zug und keine Accurateſſe! Lederzeug und Meſſing niemals propre — kein Reſpekt vor einem gedienten Manne — immer was Apartes haben und was Besseres ſein. — Wenn wir im Quartier einen anſtändigen Schafskopf ſpielten, ſaß er abſeits mit einem lateiniſchen Büchlein, oder er ſchrieb Briefe, ſo lang wie Regimentsliſten — kein Chriſtenmenſch konnt' das wälsche Zeug leſen. Aus ſolchem Holz ſchneht man keinen Soldaten.“

Und der Corporal ſtieß das Glas, das er geleert hatte, zornig auf den Tiſch nieder und ſog mit den Lippen die Branntweintropfen aus dem Barte ſorgſam zuſammen.

„Bei dem Allen war er doch eine gute Haut,“ wendete der Kamerad ein; „ſein und honorig immer; nur zu ſitzlich für die Latten.“

„Mutterſöhnchen — Lumpen — Memmen!“ murrte

der Corporal. „Sind heut beinahe Alle so, die jungen Burschen. — Als ich zum Regiment kam — 's ist freilich lange her — da war der alte Corporal Rappich, der Spanier genannt wegen seines Rohres — der exercirte uns. Und wir dankten Gott, wenn er nur erst anfing, uns mit Prügeln zu drohen — da konnte er den Arm nicht mehr rühren, denn er hatte uns schon blau wie Commistuch gedroschen. — Manch Einer ging dabei freilich vor die Hunde. Aber wenn er einen tüchtigen Burschen unter die Hände bekam, da machte er auch einen ganzen Soldaten daraus.“

„Spaß!“ sprach der Landdragoner gravitatisch. — „Zu meiner Zeit, da gab's noch Prügel, davon habt Ihr Grünlinge gar keinen Begriff. Aber das machte die Bursche eisenfest, daß sie den Teufel selber nicht fürchteten. — Mit Kolben war die Art gar nicht todtzuschlagen.“

Er nahm einen tüchtigen Schluck und stieß dicke Rauchwolken rechts und links von sich.

„Da war Einer beim Regimente,“ erzählte er weiter, „der lief alle halbe Jahre einmal Spießruthen, nur zu seiner Gesundheit, wie Andere einen Aderlaß nehmen. — Er war einmal drei Tage hinter einander in der Gasse — den Burschen, die in der Reihe standen, wurde ganz übel, so schlenkerten die Hautsegen um ihn herum. Da ging ihm die Pfeife aus — die hatte er sich ausgebeten; — und er blieb stehen und die Bursche mußten weiter hauen;

er aber schlug Feuer und stopfte den Schwamm in die Pfeife und dann schritt er weiter. — Das war ein ganzer Kerl!“

„Ich hab's auch erzählen hören,“ sprach der Corporal. „Aber es war keine Kunst — der Burische hatte einen Pakt mit dem Teufel und ihm seine Haut verschrieben; da konnte gewachsenes Holz ihm keinen Schaden thun.“

„Das ist dummes Zeug,“ warf der Landdragoner ein.

„Was?“ schrie der Corporal hitzig. „Ich habe selber noch Leute gekannt, die den rothen Bütz gesehen haben, wie er von der Execution in's Lazareth gebracht worden ist. Da ist ein fremder Mann hereingetreten; er wäre der Doktor, hat er gesagt, und expreß zum Bütz geschickt; und er hat ein Gläschen aus der Tasche gezogen und daraus dem Bütz, der ganz vertraut mit ihm gewesen, den zersezten Rücken gewaschen; dann ist er fortgegangen und man hat gesehen, wie er gehinkt hat. — Der Bütz aber hat sich auf die Seite gelegt und ist ruhig eingeschlafen. — Darauf ist der wirkliche Doktor gekommen, den Patienten zu verbinden. Der aber hat sich steif auf den Rücken ausgestreckt und so füchterlich geflucht, daß der Feldscheer entsezt davongelaufen ist. — Der rothe Bütz aber ist am andern Tage frisch und munter gewesen, und sein Rücken glatt wie eines neugeborenen Kindes Fellchen.“

„Und der Teufel selber hat ihn geheilt?“ fragte der Landdragoner spöttisch.

„Natürlich, da ihm die Haut vom rothen Biß verschrieben war. Was sollten ihm auch die blutigen Lappen?“

„Und wie hat er denn ausgesehen, der Teufel?“

„Ein langer, dürrer Mann, grau angezogen vom Kopf bis zum Fuß, mit ganz schwarzen Haaren und einem großen, schwarzen Pflaster über dem rechten Auge, und einem Hinfuß.“

„Der leibhaftige Doktor Stephanus, soll mich doch gleich das Wetter erschlagen!“ schrie der Wirth entsetzt.

In demselben Augenblick knihte er zusammen, wie wirklich vom Blitzstrahl getroffen: eine knöcherne Hand legte sich schwer auf seine Schulter.

„Mit dem rothen Biß hat der Doktor Stephanus wol nie etwas zu thun gehabt,“ sprach eine sonore Stimme.

Alle sahen auf. Da stand neben ihnen ein langer, hagerer Mann in grauem Anzuge, mit schwarzem Haar und einem schwarzen Pflaster über dem rechten Auge, und als er näher an den Tisch herantrat, sah man, daß er leicht hinkte.

„Mit Verlaub, Ihr Herren,“ sprach der Fremde höflich, indem er Platz nahm. „Ein hübscher Ort, um ein halbes Stündchen zu plaudern.“

Die beiden Soldaten rückten scheu zur Seite. Der Landdragoner lachte heimlich.

„Ein schöner Tag heut,“ fuhr der Fremde unbefangen fort. „Aber ich denke, wir werden noch vor Abend Gewitter

haben, die Lindenblüthe duftet stark und die Fliegen stechen auf's Blut. — Soll's noch weit gehen, Kameraden?“

„Ich gedenke unten im Dorfe zu übernachten, Herr Doktor,“ versetzte der Landdragoner.

„Wir haben noch einen strammen Marsch vor uns — bis zur nächsten Stadt,“ sprach der Corporal. „Wären auch schon aufgebrochen; aber das Mutterjöhnchen da verlangte durchaus eine Rast.“

Er deutete auf den Gefangenen, der im Schläfe seinen Kopf unruhig herumgeworfen hatte und dem Doktor ein jugendliches, bleiches, auch im Schläfe noch verstörtes Gesicht zuwendete, dessen fein geschnittene Lippen sich trotzig und verschlossen zusammenpreßten.

„Was ist's mit dem jungen Manne?“ fragte der Doktor.

Redselig wiederholte der Corporal, was er von dem Gefangenen wußte, dessen melancholische Züge der Doktor mit steigendem Interesse betrachtete.

„Wie ist sein Name?“ fragte er.

„Anton Binsky. So ist er in die Compagnieliste eingetragen.“

„Anton Binsky!“ stieß der Doktor überrascht hervor.

„Hier!“ rief der Gefangene, indem er, aus seinem unruhigen Schlummer aufgeschreckt, in militairischer Haltung sich aufrichtete.

„Er träumt vom Appell,“ sprach der jüngere Soldat

zum Doktor, der sich gleichgiltig abwendete. — „Da wird es ihm freilich übel ergehen.“

Der Gefangene aber, dessen verstörter Blick nur gelangweilten oder theilnahmlosen Gesichtern begegnete, ließ das Haupt sinken. Ein Schatten leidender Ermüdung glitt über seine hübschen Züge, denen ein schwarzes Bärtchen den ersten Ernst des Mannes verlieh.

„Mich dürstet,“ sprach er, indem er auf die Bank zurücksaß und sein Gesicht in seinen Händen vergrub.

„Da hier — trink mit einem ehrlichen Kerl und werd' selber einer,“ antwortete der Corporal, indem er sein Glas dem Gefangenen zuschob.

Der junge Mann führte dasselbe gierig an den Mund.

„Branntwein!“ murmelte er, indem er das Glas mit einer Geberde des Abscheus nieder setzte. — „Gebt mir einen Trunk Wasser,“ — bat er; „es brennt in mir wie tausend Flammen!“

„Daß mich das Donnerwetter erschlage, wenn mir nicht recht geschieht!“ schrie der Corporal, der mit der Faust wüthend auf den Tisch schlug.

Sein Kamerad erhob sich schweigend, nahm ein Glas vom Tische und ging zum nahen Brunnen.

„Das Weißfischchen verträgt den Branntwein eben nicht,“ lachte der Landdragoner, während der Gefangene den Kopf wieder auf die auf dem Tische gekreuzten Arme sinken ließ.

„Soll ihm ein honorirter Kerl nie wieder sein Glas anbieten,“ murrte der Corporal.

Der Kamerad brachte Wasser und der Gefangene leerte das Glas in langen, durstigen Zügen.

Der Doctor war, auf seinem Stuhle zurückgelehnt, stiller Zeuge der Scene gewesen. — Seine Blicke kehrten immer wieder zu dem Gefangenen zurück.

„Es wird Zeit, weiter zu marschiren,“ sprach der Corporal mit einem prüfenden Blick zur Sonne, die sich bereits tief auf die Berge herabsenkte.

„Ich kann nicht — gebt mir Brot — einen Bissen Brot!“ murmelte der Gefangene ohne den Kopf zu erheben.

„So bringt Brot,“ entschied der Corporal.

Der Wirth erhob sich.

„Auch einen Bissen Fleisch dazu,“ rief ihm der Landdragoner nach.

„Und eine Flasche für die Kameraden; aber vom Guten,“ fügte der Doctor hinzu.

„Im Grunde seid Ihr doch ein guter Kerl, wenn's auch 'mal ein Bischen rauh herauskommt,“ wendete er sich an den Corporal. „Der junge Mann ist offenbar so erschöpft und niedergebeugt, daß er ohne eine Stärkung nicht weit marschiren würde — in seiner Lage darf man von der Willenskraft gar nichts erwarten.“

„Meine ich auch,“ murrte der alte Soldat.

„Eben, daß Ihr das bereitwillig anerkennt, freut mich,“ antwortete der Doktor. „Das ist echt menschlich.“

„Wird ein alter Soldat wol wissen, was solch einem Bürschchen zugemuthet werden darf,“ versetzte der Corporal mit dem Knurren eines gestreichelten Bulldoggen.

Der Gefangene griff mit hungrigem Eifer an was der Wirth auftrug, und handhabte das Messer in einer Weise, die man nicht in der Kaserne lernt.

Der Doktor schenkte ein.

„Der Herr wird uns aber doch die Ehre erweisen!“ polterte der Corporal, das volle Glas zurückschiebend.

„Natürlich!“ versetzte der Doktor; er leerte das Glas mit einem Zuge, füllte es von Neuem und ließ es fleißig die Runde machen.

Der Gefangene aß mit sichtlichem Behagen noch immer, die Sonne und der Inhalt der Flasche sanken immer tiefer — vom Horizont schob sich eine schwarze Wand langsam immer höher zum Zenith empor — eine erstickende Schwüle zitterte in der Luft; man athmete die feuchte, heiße Atmosphäre einer Malzdarre. Die Schnurren des Landdragoners und die Kasernengeschichten des Corporals überboten sich gegenseitig in unerschöpflicher Folge.

Der Doktor lachte nicht mehr darüber, wie er es bisher gefällig gethan, während sein Blick flüchtig immer wieder forschend den Gefangenen streifte; er trommelte gleichmüthig

mit den Fingern auf dem Tische und lehnte sich, wie um bequemer zu hören, gegen die Wand des Hauses.

Endlich begann er, gelangweilt, gedankenlos eine Melodie zu summen — leise, in abgerissenen Tacten; dann zusammenhängend in elegisch-schweremüthigen, halblauten Molltönen.

Einen Augenblick lang senkte der Gefangene aufhorchend das Messer; ein feuriger Strahl sprühte aus seinem Auge zum Doctor hinüber.

„Soll mich der Blitz treffen, wenn wir nicht die Rattenbeine so groß wie Pferdefnochen aus den Bohnen herausgefischt haben,“ schrie der Corporal den Landdragoner an, der gelassen die Asche aus seiner Pfeife klopfte.

„Wie Pferdefnochen — Spaß!“ antwortete er verächtlich. — „So habt Ihr nie ein rechtes Rattenbein abgeknabbert.“

Der Gefangene zermalmte eine neue Fleischschnitte zwischen seinen breiten, weißen, vollen Zähnen; und der Doctor sang langsam zu seinen einförmigen, schweremüthig flagenden Rhythmen einen unverständlichen Text — Worte einer fremden Sprache.

„Solche Lieder habe ich oft von den Rekruten gehört, die aus Polen zum Regimente kamen,“ sprach der jüngere Soldat zum Doctor. „Aber ich habe sie nie verstanden.“

„Jüdische Schelmenlieder,“ antwortete dieser, seinen

Gesang unterbrechend. „Ihr wißt, drüben hat es eben fast nur Juden. Soll ich Euch sagen, wie's deutsch lautet?“

Und der Doktor sang in feierlich-schweremüthiger Weise:

„Und als der schönen Herodias —
He — ro — di — as —
Die Zeit ward gar zu lang,
Da spannte sie den Leibfloh an —
Den Leibfloh an! —
Zum römischen Kaiser fuhr sie hin —
He — ro — di — as!“

„Ha! Ha!“ lachte der Soldat wiehernd, während der Doktor, ohne sich weiter um diesen geräuschvollen Beifall zu bekümmern, sich an die Wand zurücklehnte und neue, unverständliche Worte weiter sang.

Die Sonne war seit geraumer Zeit untergegangen — die Flasche war leer.

Der Gefangene hatte den Kopf, das Gesicht vom Doktor abgewendet, in seinen Händen vergraben; die Arme waren langsam auf den Tisch herabgeglitten — der Kopf war ihnen schwerfällig nachgesunken — der junge Mann schlief schon lange wieder.

Die laute Heiterkeit des Kameraden hatte den Corporal aufmerksam gemacht; er betrachtete mißtrauisch den Doktor,

der seinen Gesang abbrach, und den Gefangenen, der ein leises Stöhnen vernehmen ließ.

„Wir müssen weiter,“ sprach er, indem er sich wankend erhob und sein Gepäck aufnahm.

„Seid Ihr verrückt?“ rief der Doktor. „Seht den Himmel — in einer Viertelstunde haben wir das tollste Gewitter, das je diese Berge erschütterte. Und die Nacht bricht herein!“

„Wer weiß, welcher Teufelei man aus dem Wege geht, wenn man den Teufeln trotzt, welche Nacht und Unwetter loslassen,“ entgegnete der alte Soldat barsch und mit einem zornigen Blick auf den Grauen. „Auf, Vinsku!“

„Ich bin bereit,“ antwortete der Gefangene, indem er sich widerstrebend und schwerfällig erhob.

„Wie Ihr wollt,“ sprach der Doktor gelassen. „Ich hab's nicht durchzumachen.“

„Ein Stück begleite ich Euch wol, wenn auch nur bis auf die Straße hinab,“ rief der Landdragoner. „Adieu, Schnauz! Und wenn der Teufel auf feurigen Bliken daher reitet — steckt Euern Kopf nur in Euern verwässerten Brantwein; da weicht selbst der Teufel zurück.“

Der Wirth nahm die Gläser zusammen, murrte Etwas von „ausgebranntem Schornstein“ und begab sich in das Haus.

Der Doktor blickte den abziehenden Männern nach, in

deren Mitte der Gefangene trüge und mit gesenktem Haupte dahinschritt. — Dann folgte er dem Wirth.

Die letzte Helle des Tages verjank rasch in den nächtlich dunklen Schatten, welche von der Seite die steilen, düstern Berge und vom Himmel herab die schwarzen, drohenden Wolkenmassen auf den schmalen Weg warfen, auf welchem die vier Männer rasch und schweigend dahinschritten.

Denn die Späße des Landdragoners prallten an dem Mißmuth des Corporals ab, der sich verdrießlich vorwarf, dem magnetischen Zauber der Flasche sich zu lange hingegen zu haben, und dazu den Aerger empfand, mit welchem er den „Rüffel“ für die Ueberschreitung des Reglements von sich selbst entgegnahm.

„Da ist die Straße, und ich gehe seitwärts ab,“ unterbrach der Landdragoner plötzlich das unbehagliche Schweigen. „Und ich weiß nicht, Corporal, ob Ihr nicht besser gethan hättet, oben in der Schenke zu bleiben. Denn —“

Ein gewaltiger Donnererschlag ersparte dem Landdragoner die Auseinandersetzung seiner Gründe.

„Lieber im Straßengraben!“ schrie der Corporal zornig. „Habt Ihr nicht gesehen, wie der Bursche da über Eurem langweiligen Geschwätz mit dem unheimlichen Grauen conspirirte?“

„Ich will nicht bestreiten, daß der Graue — na, Ihr habt ja seinen Hinfuß selber gesehen!“ versetzte der Landdragoner hämißch. „Aber unheimlich ward er Euch doch

erst und mein Geschwätz langweilig, als die Flasche leer war.“

Mit diesen Worten schritt der Landdragoner eilig davon.

Der Corporal stieß einen Fluch aus, dem ein neuer Donnerschlag antwortete, nahm das Schloß seines Gewehres sorgfältig unter den Arm und setzte festen Schrittes den Marsch fort.

Der Kamerad drängte sich scheu an seine Seite, ganz beherrscht von den unheimlichen Eindrücken, welche die Nacht, die dunkel verhüllten Berge, der beginnende Aufbruch der Natur auszuhauchen schienen und welche Rang und Reglement aufhoben.

Der Gefangene folgte.

Steil aufsteigende, finster bewaldete Berglehnen, deren riesige Silhouetten nach oben im Endlosen verschwammen, erhoben sich zu beiden Seiten des Weges, der steil abwärts fiel und den die jäh niederzuckenden Blitzstrahlen in immer kürzeren Pausen einen Augenblick lang in blendendes Licht und dann um so tiefer in undurchdringliche Finsterniß hüllten.

Ein wildes Getöse brauste durch die Luft daher — verworrenes Heulen, Stöhnen und Pfeifen fuhr hundertstimmig durch den Wald — weithin in die Berge hinein rollten die betäubenden Schwingungen des Donners, unter denen der Erdboden erbehte, unablässig von Neuem

beginnend, wenn weit in der Ferne das letzte Echo grollend verhallte — rauschend stürzte der Regen herab — er prasselte gegen die Baumstämme und peitschte die Nadeln der ächzenden Tichten und die Gesichter der späten Wanderer, die in scheuer Flucht den steilen Weg hinabsprangen.

Plötzlich fühlte der Gefangene sich in dem wilden Nennen aufgehalten — eine Hand klammerte sich mit festem Griff um seinen Arm — er unterschied kaum einen dunklen Schatten an seiner Seite — mechanisch folgte er dem starken, geheimnißvollen Drucke, der ihn in den Wald hineinzog.

Sein Fuß stieß an eine Wurzel — er stürzte zu Boden.

„Halt!“ schrie der Corporal, seinen Lauf unterbrechend und sich zurückwendend. „Binsky! — Wo ist der Gefangene?“

Ein höhnisches Lachen antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes.

Vom Zenith zuckte breit und fahl der Blitzstrahl herab, und vier, fünf Sekunden lang erhellte ein grelles, gelbes Licht die Straße, den Wald und die schmale Lichtung an der steil aufsteigenden Berglehne.

Dort hob sich auf einem Felsblock von dem finstern Hintergrunde die Gestalt eines Mannes gespenstisch ab, der wie im Triumph seinen Hut schwenkte und dessen schallendes Gelächter das Brausen des Sturmes übertönte.

Wüthend riß der Corporal die Muskete an die Backe.

„Um Gotteswillen!“ schrie der Kamerad, den Arm des Corporals voll Entsetzen gewaltsam niederdrückend; „die Kugel trifft uns — es ist der Graue!“

Dröhnend vermischte sich der Wiederhall des Schusses mit dem Rollen des Donners.

Die Erscheinung da drüben versank in Nacht — ein letztes Hohn Gelächter erschallte herüber.

Der Gefangene war verschwunden.

II.

Ein schwaches Roth ging am östlichen Himmel auf, während der Mond langsam hinter den Bergen niedersank. — Die Bergwiese schimmerte im grauen, zweifelhaften Licht; ein Stück Wild, in seiner Aejung aufgeschreckt, sprang flüchtig darüber hinweg dem finstern Waldrande zu, dessen schwarze Linien in den formlosen Massen der Berge sich verloren.

Zwei Wanderer schritten über die Wiese, schweigsam, still; sie schritten durch das kleine, einsame Bergdorf — friedliche Ruhe lag über den bescheidenen Hütten; ein wachsamer Hund sprang bellend am Gartenzaune empor; im Nachbarhause schlug die Wanduhr eine frühe Morgenstunde — dort schimmerte ein trübes Licht durch eng eingefasste Scheiben — ein leiser, eintöniger, schwermüthiger

Gesang klang herüber; eine Mutter wiegte ihr Kind zum Schlumer ein — vielleicht ihr krankes Kind und die Mutter sang — vielleicht ihr sterbendes Lied, und die Mutter sang — sie sang mit zuckendem und doch hoffnungsvollem Herzen, bis die Hoffnung sich auflöst und der Gesang verklingt in einem letzten Aufschrei der Verzweiflung.

Wenn in später Nachtstunde der trübe Schein eines einsamen Lichtes aus stillem Hause dringt, wer möchte meinen, daß dort etwas Anderes als die Sorge, die qualvolle Unruhe, die Furcht, welche das Herz zusammenpreßt, die Liebe, welche in still getragener Marter im Hoffen und Verzagen ringt und zittert, eine schmerzvolle Wache halten?

Die Wanderer schritten still vorüber. Sie verließen das Dorf und stiegen im Walde steil aufwärts. — Der Morgenwind bewegte die Kronen der Fichten; er trug stoßweise das dumpfe Rauschen der Berggewässer herüber, die fern über die Felsenhänge stürzten.

Mächtiger erglühete das Morgenroth — ein goldig-rosiger Schimmer funkelte durch die Stämme. Die Haiderleche stieg auf und begann den bezaubernden Chor, in welchen ringsumher immer neue Stimmen, so ungleich in Rhythmus und Ton und doch so wunderbar harmonisch einfielen; und scharf gellend mischte sich der Schrei des Raubvogels hinein, der von einsamer Felsenspitze sich erhob.

Die beiden Männer traten aus dem Walde auf die weite Blöße der Bergkuppe, welche das Kraut der Heidelbeere in grünen Flor kleidete; hie und da fristeten dürftige Rasenflecke und niedrige Fichtenbüsche ein kümmerliches Dasein und graue Felsblöcke boten in zerstreuten Gruppen die harte Stirn dem Wechsel des Wetters dar.

Im Osten blitzte der erste Sonnenstrahl auf — eine flammende Goldkrone schwang sich gedankenschnell von Berg zu Berg, während tief unten in den weit gestreckten Thälern die weißen Nebelstreifen noch gespenstisch durcheinander wogten.

Die Wanderer standen still.

Tief aufathmend, wendete der Jüngere sich nach Osten, wo über ferne Bergesgipfel die Sonne ihr Strahlenhaupt frei emporhob; unwillkürlich falteten sich wie zum stillen Gebet seine Hände.

„Frei auf freiem Berge!“ rief er tief bewegt. „O, mein Freund! wenn Sie mir auch nur für diese eine Stunde die Seligkeit des freien Herzschlages dem Kerker und der Schmach abgewonnen hätten — ich würde Ihnen dafür ewig und unveränderlich dankbar sein!“

„Ewig — unveränderlich!“ antwortete der Andere, und es klang Etwas wie Hohn in seiner Stimme; „wie mag der Mensch davon sprechen — der Mensch, die schwache Beute jeder Bewegung, welche die flüchtig vorübereilende Sekunde bringt! — Ewig und unveränderlich —

nur unbewußt, nur im Schlafe und Tode gelangt der Mensch zur Ruhe, und selbst dort noch wirkt die Wandelbarkeit seines Wesens ihre dunklen Schatten auf die phantastischen Traumgebilde, auf den verzagenden oder hoffnungsvollen Blick in das unerforschliche Jenseits. — Eines Jeden zerbrechliches Schifflein schwankt unsicher auf schäumenden Bogen; Jeder sieht es — und Hast und Begierde treiben Jeden, die gefährliche Fahrt zu wagen; Keiner will, Keiner kann zurückbleiben. Keiner findet dauernd festen Ankergrund — was heut ewig und unveränderlich erscheint, sinkt morgen schon vor dem zweifelnden Blick dahin in die zersetzende Gährung nach innen und außen wechselnder Meinungen.“

Schweigend, mit gesenktem Kopfe, hatte der junge Mann zugehört; war es von der Morgenkühle, war es von der inneren Ernüchterung — er meinte, ein leises Frösteln zu fühlen.

„Selbst hierher, in die Luft, in das Licht, in den Frieden der freien Berge,“ fuhr der Andere fort, „bringen aus dem unstillen, mühevollen Menschenleben die Stöße der tausendarmigen Arbeit, der Wiederhall des Streites um Raum und Weg im drängenden Gewühl herauf — und brechen sich, ein wildschäumendes Wasser, das an feste Ufer schlägt, an den echnen Schranken der in sich ewig einigen Natur; denn hier waltet, wie dort unten das wechselnde Recht des Stärkern, stetig und unwandelbar

das Geſetz der Ruhe und Beſtändigkeit — dieſe Berge ſtehen noch wie vor tauſend Jahren; die Winde, die Wolken, die Sterne wandeln noch immer dieſelben unveränderlichen Bahnen und zu unſern Füßen gedeiht in unſtörbar gleichmäßigen Kreislauf tauſendſaches Leben. — Ja, nur bei dir, o ewige Natur! iſt Ruhe und Frieden!“

Der junge Mann warf den Kopf auf.

„Es iſt eben auch nur eine ſchöne Illuſion,“ ſprach er düſter. — „Auch hierher, auch auf dieſen ſtillen Boden tragen Haß und Habſucht, Gewalt und alle ſchlimmen Lei denſchaften die Verfolgung, die Knechtiſchaft, den rückſichtsloſen Kampf gegen das Ebenbild Gottes und alle ſeine Geſchöpfe, — aus einem ſchwachen Gemüthe könnte wol die Bläſſe der Furcht zur Stirn aufſteigen, daß aus dem nächſten Buſche der Arm des Häſchers ſich erheben möchte. — Auch hier können wir uns der Kette nicht entledigen, die uns gewaltſam wieder hinabzieht in den unverſöhnlichen Kampf mit dem Nächſten, mit Jedem, der unſerm Wege, unſerm Ziele, unſern Meinungen zu nahe tritt.“

„Und wie denn,“ fuhr der junge Mann nach einem tiefen Athemzuge fort, „iſt der Gott, der da unten die grauen Nebel über die Hütten der Menſchen und die ſchweren Lei denswolken über ihre Herzen dahinziehen läßt — iſt er denn ein anderer hier oben, weil wir mit tieferem Schauer ſeinen gewaltigen Hauch zu empfinden vermeinen?“

Ach, auf der stillen Höhe wurden ihm Menschenopfer entgegengetragen, wie in den haßerfüllten Thälern — vor tausend Jahren, wie — wenn auch in anderer Form — noch heut: denn wie der Mensch, so ist sein Gott!“

„Und Angesichts dieses Gottes, der den Menschen ein Gott der Liebe sein soll und stets ein Gott des Hasses gewesen ist, sprechen Sie von ewiger Dankbarkeit!“ sprach der Andere bitter.

„Nun,“ versetzte der junge Mann, sein großes, dunkles Auge voll warmer Empfindung aufschlagend, „was denn, wenn nicht Etwas wie Dankbarkeit, bewog Sie, des freund- und hilflosen Flüchtlings sich anzunehmen und ihn vor Gefangenschaft und tödtlicher Schmach zu retten?“

„Dort unter der Linde vor der Schenke,“ fuhr er bewegt fort, da der Andere schweigend in die Ferne blickte, „dort riefen Sie mit den schwermüthigen Weisen, denen das Ohr des Knaben begierig gelauscht hatte, in dem betäubten, fast erliegenden Geiste des Mannes die süßen Erinnerungen an Heimath und Kindheit auf, an die schäumenden Wellen der Rida und ihre dunkel bewaldeten Ufer; an das heimathliche Schloß, das der Knabe, verurtheilt ohne Spruch, ein Flüchtling ohne Schuld, an des Vaters Hand in stürmischer Nacht für immer verließ!“

„Und,“ sprach der junge Mann, dessen Wangen sich höher rötheten, erregt weiter, „inmitten der verblichenen, urplötzlich wieder belebten, sonnigen Zauberkreise einer

glücklichen Kindheit — dort, an den Ufern der Nida, — erkannte ich den Mann wieder, der damals in ungebrochener Kraft demselben Ziele nachstrebte, dem heut jeder Blutstropfen in meinen Adern geweiht ist; der damals die Keime eines unvergänglichen Hasses, des Hasses gegen den Nationalfeind in die empfängliche Seele des Knaben pflanzte — im Doktor Stephanus fand ich den Stephan wieder, der des Knaben Ideal gewesen war.“

„Still, Anton, Knabe!“ sprach der Doktor weich. „Ich habe schweres Unrecht gethan! Die Gastfreundschaft, welche von Deinem edlen Vater mit Gefahr für die eigene Sicherheit dem geächteten, verfolgten Flüchtlinge gewährt wurde, vergalt er schlecht, indem er in die harmlose Seele des Sohnes einen Keim niederlegte, der, wie ich befürchte, nur zu gut zu einem mächtigen Baume emporgeschossen ist. Nun, Anton,“ rief der Doktor gerührt, plötzlich dem jungen Manne die Hand reichend, „es war eine alte, unbeglichene Schuld — der Sohn wird für den Vater quittiren.“

„Nein,“ entgegnete der junge Mann, dessen Augen eine düstere Gluth erfüllte, „wir sind die Kinder eines Landes, die Bekenner eines großen Gedankens, die Glieder einer Kette, deren Festigkeit auf dem innig verschlungenen Zusammenhange aller ihrer Ringe beruht; was für die gemeinsame, heilige Sache geschehen, konnte kein Verdienst und keine Schuld begründen.“

Der Doktor betrachtete den jungen Mann unruhig.

„Ich sehe wol die Frucht leichtsinniger Saat,“ sprach er, sich abwendend. „Die leicht erfaßte Jugend berauscht sich in verwegenen Hoffnungen — die Thatkraft des Mannes erlahmte längst in kalter Ernüchterung.“

„Wie, Doktor! Wie soll ich das verstehen?“

„Wirf einen Baumstamm in den Sumpf,“ versetzte der Doktor ernst; „er erhebt sich nie wieder. Die Wucht der eigenen Schwere drückt ihn tiefer hinab und er löst sich auf und vermischt sich mit den Elementen, welche ihn umgeben. — Nun, Anton,“ schloß der Doktor traurig, „wir sind ein solcher Baumstamm, der Wurzeln, der Aeste, der Bedingungen des Lebens beraubt; und — die Zersetzung, die Verwesung, die Vernichtung vollziehen sich nach dem eisernen, unwandelbaren Gesetz, nach welchem die Geschlechter dahinsinken, die Völker vergehen. Keine menschliche Kraft hält diese unbeugsame Ordnung auf.“

„Was hat diese Ordnung mit uns zu thun?“ rief der junge Mann mit leidenschaftlicher Hefigkeit. „Sind wir denn wirklich schon an der Reihe? — Nein — tausendmal nein! So viel Widerstandsfähigkeit — so viel Kraft in einem unterdrückten Volke, so viel Bewußtsein seiner Aufgabe und seiner Zukunft können nicht dem abwärts rollenden Verhängniß verfallen sein!“

„Schrecklich ist es, weise sein, wo's keinen Lohn dem Weisen bringt,“ murmelte der Doktor. „Es ist unnütz,

ich weiß es wol, der Jugend Weisheit zu predigen. Jeder will, Jeder muß sie eben selbst sammeln.“

„Ich kann es nicht Weisheit nennen,“ versetzte Anton mit zuckenden Lippen, „alle jene heldenmüthigen Opfer verloren zu geben, welche dem Vaterlande bereits gebracht wurden, in dem Augenblicke, da es nur der entschlossenen That bedarf, um es zur alten Größe aufzurichten.“

Der Doktor suchte schweigend die Achseln.

„Gut,“ fuhr der junge Mann bitter fort, „Einer mehr, der die Fahne verläßt — sie wird darum nicht sinken.“

„Ich meine, wir denken daran, die Grenze zu erreichen,“ sprach der Doktor gelassen.

Anton warf sich unmuthig in's thauige Gras.

„Damit hat es zunächst keine Eile,“ antwortete er kurz. Der Doktor schwieg.

„Erinnern Sie sich noch Ihrer ehemaligen Schülerin, Johanna Rawinsky?“ begann der junge Mann nach längerem Sinnen.

Der Doktor nickte.

„Sie ist vor zwei Jahren die unbeschränkte Herrin eines fürslichen Einkommens geworden,“ sprach er. „Und so viel ich weiß, versteht sie es, die Vortheile einer solchen Lage mit großer Selbstständigkeit, aber mit Geist und Takt zu benutzen.“

„Und jetzt — hält sie sich in Flinsberg auf,“ fügte Anton zögernd hinzu.

Der Doktor wendete sich mit hellem Lächeln zu ihm.

Anton sprang unter diesem Lächeln auf.

„Sie verkennen mich vollständig,“ rief er mit blitzenden Augen. „Ich hasse jede Fessel — jede! — sei es der weiche Arm eines Weibes, sei es die harte Kette des Unterdrückers! Ich bin nicht der Mann, der das höchste Gut und Ziel des Lebens in eines Mädchens Gunst erkennt und im girrenden Liebestraume Pflicht und Ehre begräbt!“

Der junge Mann, dessen erregtes Gesicht der Doktor mit sarkastischem Lächeln betrachtete, fuhr mit beiden Händen über die glühende Stirn.

„Und doch,“ sprach er, und seine Stimme gewann plötzlich eine weiche, metallische Fülle, „auf dem Wege, der vielleicht — vielleicht! zum Märtyrerkthum, zum ruhmlosen Untergange führt, zu wissen, daß ein begeistertes Auge thauseucht uns nachblickt — in dem verwegenen Spiele, in dem man Alles einsetzt, nicht frivol, sondern weil man seinem innersten Wesen nach Alles einsetzen muß — in solchem verwegenen Spiele sicher zu sein eines Herzens, dessen unruhiges Pochen auch dem Manne gilt, und nicht allein dem hochgesteckten Ziele seines wilden Ringens; sicher zu sein eines Herzens, das in seinem Ehrgeiz den Diamantenblitzen einer Krone vorzieht den milden Sonnenschein eines glücklich-ruhigen Daheim; es ist doch kein leerer Wahn, was davon die Dichter singen!“

„Ich weiß nicht, ob Ihr Ehrgeiz nach dem Geschmack der Dame sein möchte,“ sprach der Doktor trocken. „Mit hoher Politik befaßt sie sich meines Wissens gerade nicht.“

„Gleichviel!“ entgegnete Anton mit einer Bewegung, wie wenn er alle weichmüthige Träumerei von sich abschüttelte. „Ich weiß, daß sie sich darin gefällt, die Huldigungen der Männer entgegenzunehmen. Und,“ fuhr er fort, und ein drohender Blitz schoß unter den finster zusammengezogenen Brauen hervor, „es giebt Leute, welche behaupten, einem Manne gegenüber lehre sie dieses Verhältniß sogar um.“

„Mädchenlaune,“ warf der Doktor ein.

„Gut — Mädchenlaune. Ich aber will wissen, ob eines Mädchens frivole Eitelkeit jedes andere Gefühl zu überwuchern vermag — ob man schwören kann — schwören mit glühenden Lippen, und zugleich das gebrochene Siegel des Meineids im kalten Herzen tragen!“

„Fiesco und Othello zugleich,“ sprach der Doktor sarkastisch.

„Othello wird den Weg des Fiesco nicht um eines Haares Breite verrücken!“ antwortete der junge Mann finster. „Und vielleicht ist es besser, nichts zurückzulassen, als die verschneite, todte Deede. — Wollen Sie eine Bottschaft an Johanna bestellen?“

Der Doktor überlegte.

„Zu welchem Zwecke wollen Sie eine kostbare Zeit verlieren und Ihre Rettung auf's Spiel setzen?“

„Wollen Sie eine Botschaft an Johanna bestellen?“ wiederholte der junge Mann dringender. — „Ich sage Ihnen, ich will gegenwärtig nichts, gar nichts, als eine Unterredung mit ihr, und ich werde sie sprechen — wäre es auch um den Preis meiner Freiheit!“

Der Doktor betrachtete das erregte Gesicht des jungen Mannes mit prüfenden Blicken; er wußte, daß kalte Entschlossenheit, welche dem nächsten Ziele jede andere Rücksicht unterordnet, aus dem Widerstande neue Kräfte schöpft.

„Um meines Vaters willen!“ fügte Anton bittend hinzu.

„Gut — ich will,“ versetzte der Doktor mit der Miene eines Mannes, der einen Gedanken für sich behält.

III.

Die Promenade lag im hellen, funkelnden Morgensonnenschein.

Die „Gesellschaft“ der Saison spazierte plaudernd auf und ab. — Die Unterhaltung war lebhaft und man achtete nicht darauf, oder schien nicht zu bemerken, daß ein Herr und eine Dame zurückblieben.

Sie waren Beide jung.

„Zürnen Sie mir noch?“ fragte die Dame mit einem

reizenden Lächeln; und der Blick, welcher aus den großen, tief-dunklen Augen auf den Begleiter fiel, bewies, daß diese so energisch umherblitzenden Augen auch recht weich bitten konnten.

„O, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der junge Mann. „Sie sind zu klug, um nicht in jedem Augenblicke zu wissen, was Sie thun, und zu selbstständig, um darüber ein anderes, als das eigene Urtheil zu gestatten.“

Das Auge der Dame verschleierte sich.

„Was habe ich denn gethan,“ sprach sie, den schönen, von schwarzen, bläulich-schimmernden Locken eingefassten Kopf stolz aufrichtend, „um eine so herbe Mißbilligung zu verdienen? — Wiederholen wir doch die Thatfachen: man arrangirt lebende Bilder; und ich — außerhalb des verabredeten Programms, es ist wahr, aber doch nur, um der Gesellschaft mich gefällig zu erweisen, ich stelle die sterbende Polonia dar.“

„Das an sich wäre nichts, als eine Reminiscenz, welche der Geschichte angehört.“

„Nun?“ rief die Dame und der volle Strahl ihres Auges begegnete weich und sonnig dem ruhigen Blicke des jungen Mannes.

„Aber Sie stellen die sterbende Polonia dar im Kampfe mit dem preussischen Adler: das ist ein politischer Gedanke; das ist — ganz besonders heut, mein gnädiges Fräulein, eine Anklage und ein Protest gegen die bestehenden Ver-

hältnisse, eine Auslehnung gegen den Spruch, welchen die Geschichte vollzogen hat!“

„Ich bin Polin!“ versetzte die junge Dame, indem sie mit einer energischen Bewegung die reiche Lockenfülle in den Nacken zurückwarf. — „Soll ich das verleugnen? Wollen Sie sagen, es sei ein Unrecht, sein Vaterland zu lieben?“

„Sie vergessen, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der junge Mann ruhig, „daß das Polen von einst nicht Ihr Vaterland ist. Es war allenfalls das Vaterland der Generation, die Ihnen voranging — Sie gehören einem andern Lande an nach der Nothwendigkeit, welche in den Geschicken der Völker sich zur Geltung bringt, nach Ihrer Geburt und nach dem Schutze, den Sie von der staatlichen Ordnung dieses Landes annehmen.“

„Ich will darauf verzichten — gegen den Schutz, den mir Gesetz und staatliche Ordnung meines Vaterlandes gewähren!“ rief die Dame mit blitzenden Augen.

„Das können Sie eben nicht,“ entgegnete der junge Mann mit feinem Lächeln; „und — Sie thun es auch nicht.“

Die junge Dame senkte den Kopf.

„Ein Deutscher versteht eben uns und unsern Schmerz nie,“ sprach sie leise. „Habe ich eine Unschuldlichkeit begangen?“

„Sie wissen, daß Ihnen das nie begegnet, gnädiges

Fräulein. Aber ich meine, daß es nicht in der Stellung, im Beruf einer Dame liegt, ohne Noth, ohne alle äußere Herausforderung prononcirte politische Betrachtungen darzulegen und daß sie besser denjenigen Männern, die daran Geschmack finden, es überläßt, die blutigen Gräuel gewaltfamer Umwälzungen zu predigen.“

„Sie sind hart, Herr Assessor,“ flüsterte die Dame, ohne aufzublicken. „Und Sie hatten mir doch versprochen, mit meinen Excentricitäten Nachsicht zu haben, bis ich mich bessern würde!“

„Vielleicht, gnädiges Fräulein,“ versetzte der Assessor herb, „sind Sie nur unzufrieden, daß der künstlerische Effect des Bildes von dem politischen Gedanken beeinträchtigt wurde.“

Die junge Dame schlug das Auge voll zu ihm auf. Es schimmerte feucht.

„So bin ich Ihnen denn wirklich nichts mehr, als das gnädige Fräulein?“ sprach sie weich mit reizendem Schmollen. „O, nicht diesen kalten, spöttischen Ton mehr, ich bitte Sie! Schelten Sie, wenn Sie unzufrieden mit Johanna sind, schelten Sie recht ernsthaft — und ich will still andächtig zuhören — ach, ich bin nie gescholten worden!“

Sie legte ihre Hand leicht auf den Arm des Assessors und sah mit einem bittenden Blick voll feuchter Wärme zu ihm auf.

„Sie sind der Erste, der es wagt und,“ flüsterte sie

und der helle Purpur fluthete über die Wangen bis zur weißen, anmuthig sich senkenden Stirn hinauf, „der es darf. Aber — nur Johanna läßt sich schelten!“

„Johanna! Johanna!“ stammelte der Assessor, in leidenschaftlicher Erregung ihre Hand erfassend, die, wol leise zitternd, in der seinigen willig blieb. „Johanna,“ rief er, indem er sich zu dem Mädchen herabneigte, „darf ich denn den Sinn Ihrer Worte voll erfassen? Darf ich — ?“

„Einen schönen guten Morgen den Herrschaften!“ unterbrach den Assessor ein lauter Ruf.

Berwirth blickte er auf; Johanna stieß einen leisen Schrei aus.

Vor ihnen schwenkte grüßend, mit einem jarcastischen Lächeln auf den schmalen Lippen, ein Mann, ganz in Grau gekleidet und mit einem schwarzen Pflaster über dem rechten Auge, den grauen Hut.

„Ein schöner Tag zu einem lustigen Spaziergang in die Berge,“ fuhr der Graue mit seinem breiten Lächeln fort.

„So weit gehen unsere Pläne nicht,“ versetzte der Assessor, der mit einem schnellen Rückblick erst jetzt wahrnahm, wie weit zurück das Bad lag. — „Wir kehren eben um, Herr Doktor. Wollen Sie sich uns anschließen?“

„Wenn ich nur Ihre Unterhaltung nicht störe?“

„Sie, wie es scheint, kommen schon aus den Bergen?“ sprach Johanna.

„Hm! Ja, mein gnädiges Fräulein! Es ist ganz wunderbar, wie nach einem erfrischenden Gewitter die Natur ihre Pracht und Herrlichkeit entfaltet — für Den, der Augen und Sinn dafür hat.“

Dieser allgemeine Satz bedurfte nicht nothwendig einer Antwort; es erfolgte auch keine.

„Etwa, wie ein Menschenantlitz,“ fuhr der Graue fort, den Sonnenschein stiller Verklärung betrachtend, der das rosig überhauchte Gesicht des Mädchens durchleuchtete, „welches nach bangem Zweifeln und Schwanken plötzlich von dem Strahle innerer Glückseligkeit erhellt wird.“

„Und dem Naturfreund, dem Botaniker insbesondere,“ sprach Johanna, „mag gerade diese Gegend manche fesselnde Erscheinung darbieten.“

„Bisweilen sogar eine ganz überraschende Erscheinung! Denken Sie sich, gnädiges Fräulein! daß ich heut in diesen Bergen Etwas fand, was — vor vielen Jahren — an den Ufern der Rida mein tiefstes Interesse in Anspruch nahm. Hier in diesen Bergen!“

Die Dame sah auf und streifte mit einem forschenden Blicke den Grauen, dessen Auge voll Bedeutung auf ihr ruhte.

„Was ist das da für eine sonderbare Erscheinung?“ rief der Assessor, der für Botanik nicht eingenommen schien.

„He! Landdrogoner! Schon so früh im schweren Dienst?“ — schrie der Graue.

Der Landdragoner schritt gravitatisch mit der Würde eines Mannes heran, welcher seine Bedeutung kennt, und grüßte soldatisch.

„Das kann nichts Gewöhnliches sein, was unter Eurem Schädel arbeitet!“

„Teufelsgeschichte das,“ murkte der Soldat; „denken Sie, Doktor Stephanus, daß der Deserteur von gestern wieder entwischt ist, gestern Abend, während des heillosen Unwetters.“

„Oh! oh!“ machte der Doktor.

„Ein Deserteur!“ rief Johanna.

„Ja wol, mein gnädiges Fräulein. Alle Schwerknoth! — bitt' um Entschuldigung, mein gnädiges Fräulein!“

„Was sagt der brave Corporal dazu?“ fragte der Doktor.

„Sein Kamerad sagt, der Leibhaftige habe den jungen Menschen davongeführt — er habe es ganz deutlich gesehen, wie er ihn in den Busch hineingezogen habe.“

„He!“ lachte der Doktor; „der Leibhaftige! Das ist lustig! — Aber der Corporal? Er glaubt doch solchen Unsinn nicht?“

„Der Corporal — na, er schüttelt den Kopf dazu,“ versetzte der Landdragoner, mit seinen grauen Augen den Doktor scharf fixirend; „aber er schwört, er habe im Feuerschein des Blitzes eine menschliche Gestalt gesehen, ganz grau, Doktor, und er habe ihr höhnisches Lachen

gehört, und mit rechten Dingen, sagte er, sei es nicht zugegangen.“

„Darin mag er wol Recht haben,“ sprach der Assessor. „Richtiger wäre es gewesen, die Augen offen zu behalten und sich nicht von Narrenspößen die Sinne verwirren zu lassen.“

„Ja, ja! Zur Schwernoth! bitt' um Entschuldigung,“ antwortete der Landdragoner; „und noch nie in meinem Leben habe ich vernommen, daß der Teufel auch hebräische Schelmenlieder singt.“

Der Doktor brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Und wer ist der Unglückliche?“ fragte Johanna mitleidig.

„Ein junger Pole, meine ich, wenn ich einen Affen von einem Brauböttig zu unterscheiden verstehe.“

Die junge Dame zuckte zusammen und abermals begegnete ihr forschender Blick dem Auge des Doktors, der sich noch nicht beruhigen konnte.

„Ah, alter Kamerad,“ sprach er zum Landdragoner, „hätten Sie mir diese Geschichte doch eine Stunde früher erzählt! Ich glaube, ich habe den Burschen gesehen, da drüben in den Büschen am Hasenberge. Da hätte es wenig Mühe gekostet, ihn wieder einzufangen.“

„Spaß! — Den Marsch da hinüber werd' ich mir sparen,“ antwortete der Landdragoner mit schlauem Blinzeln, „wenn Sie, Doktor, den Deserteur dort gesehen haben.“

Ich meine, der Bursche, den der Teufel holen möge! — bitt' um Entschuldigung! — ist längst weiter.“

„Und er hat den Vortheil der jüngern Beine für sich,“ sprach der Assessor. „Wir wollen Sie daher nicht aufhalten.“

Der Landdragoner grüßte und schritt weiter.

Eine bunte Woge von Badegästen rauschte heran und nahm die drei Personen auf. Die Geschichte vom Deserteur war bereits bekannt und der Gegenstand lebhafter Unterhaltung. Das war einmal ein Stoff, so ganz abseits von der ausgefahrenen Bahn des täglichen Gesprächs, voll Romantik, voll Unklarheit, voll unererschöpflicher Möglichkeiten.

Der Doktor aber und die junge Dame, die den Assessor verloren hatte, schlossen den langen, beweglichen Knäuel, der zum Badehause zurückfluthete.

IV.

Das Rauschen des Wasserfalles, weithin vernehmbar, unterbrach das tiefe, friedliche Schweigen des späten Abends; wie ein Silberband auf schwarzem Grunde schimmerte der wirbelnde Schaum durch das Dunkel. — Aus dem Dorfe und von der Straße herauf drangen schwach, in langsam verhallenden Lauten, in weiten Unterbrechungen die letzten Zeichen der von der Nacht beschwichtigten Unruhe des erloschenen Tages.

Im Walde hinter dem Wasserfall saß auf einem

Felsstück unter einer breiten Fichte ein Mann. — Er hatte die Stirn, vielleicht ermüdet, vielleicht niedergebeugt von schwerer Gedankenwoge, in die Hand gestützt; bisweilen erhob er den Kopf, und er lauschte auf das geschwätige Rauschen des Wasserfalles, auf das langsam ersterbende Geräusch unten im Thale, auf das leise Murmeln der Wellen zu seinen Füßen, die über die Steine auf ihrem Wege bisweilen hell und klingend sprangen, und auf die Seufzer, welche über ihn hinwegzogen, wenn die Fichten im Nachtwinde träumerisch die Wipfel neigten.

Kein anderes Geräusch war vernehmbar.

Und die Stirn des einsamen Mannes sank schwer zurück in die hohle Hand.

„Warum“, sprach er zu sich selbst, „erscheint uns das Räthsel des Lebens bisweilen bedeutender und unlösbarer, als sonst? Wissen wir von der Gewalt, welche unsern Willen beherrscht, jemals mehr, als dort das Wasser von der Kraft, welche es im haltlosen Sturz über die Felsen hinweg in Schaum und Staub sich aufzulösen zwingt? — Wissen wir mehr vom Zielpunkt und Ende eines Weges voll ehrgeiziger Gedanken und verwegener Pläne? Und doch müssen wir diesen dunklen Weg zurücklegen — wir können nicht zurück, wie das Wasser niemals seinen Weg aufwärts nehmen kann.“

Mit einer stolzen Bewegung richtete der Mann den Kopf auf

„Und bisweilen,“ schloß er seine Gedanken, „wenn wir auch umkehren könnten, würden wir nicht wollen!“

Plötzlich schnellte er von seinem Sitze empor.

Auf dem schmalen Wege vom Bade nach dem Wasserfalle, unter dem Schutze der Bäume, schlüpfte ein Schatten daher, geräuschlos und flüchtig — er verließ den Weg und verlor sich im Walde und er glitt wieder zwischen den Bäumen hin.

Der Mann, der den Schatten mit glühenden Augen verfolgte, athmete schwer und tief; er lehnte sich, wie wenn er eines Stützpunktes bedürfe, gegen den Fichtenstamm.

Und da tauchte leise, unhörbar eine Gestalt neben ihm auf.

„Anton! Anton!“

Und zwei weiche, volle Arme schlangen sich leidenschaftlich heftig um seinen Hals — ein kaum beherrschtes Schluchzen entrang sich der Brust, deren ungestümes Pochen den Pulsschlag des jungen Mannes verdoppelte; von den duftigen Locken, welche seine heiße Wange streiften, glitt der feine, italienische Strohhut zu Boden und der Fuß des jungen Mädchens, um dessen schlanke Taille Anton bebend seinen Arm legte, trat achlos darauf.

Dann, sich mit leiser Gewalt aus den ihn umfassenden Armen befreiend, richtete Anton die weiße Stirn des Mädchens sanft empor, unter welcher zwei feucht schimmernde Augen vertrauensvoll zu ihm aufblickten.

„Wie lange, Anton, haben wir uns nicht gesehen!“ begann das Mädchen, dessen Stimme in tiefer Bewegung zitterte.

„Es ist lange her, Johanna,“ sprach Anton langsam; „und wenn man weiß, wen man verließ — man weiß nie, wen man wiederfindet.“

„Es ist wahr, Anton,“ antwortete Johanna, „und Deine Stimme klingt recht düster; — mir ist, als sehe ich trotz der Nacht Dein Auge finster leuchten und die Falten auf Deiner Stirn tiefer gegraben. Und sie stehen Dir gar nicht gut, Anton! — Laß sehen, ob meine Hand noch die alte Gewalt über diese Schlupfwinkel des Unmuths hat!“

Und eine kleine, zarte Hand glitt sanft und beschwichtigend über die heiße Stirn des jungen Mannes.

„Nein, nein!“ klagte Johanna, „Du bist nicht mehr der Anton, den ich zuletzt sah — sie wollen nicht weichen, diese finster-gerollten Falten, welche die finstern Gedanken Deiner Seele schlecht verhüllen! Deine Stirn glüht wie im Feuer!“

Der junge Mann preßte die kleine, weiche Hand des Mädchens gegen diese Stirn.

„Sie hat so viel gesonnen und gegrübelt und gelitten,“ sprach er gepreßt; „und bisweilen schien es, die Wände seien zu eng für den wilden Tumult darin.“

„Und Du bist flüchtig und wirst verfolgt, Anton!“

rief Johanna angstvoll, „und Du hast einen ganzen Tag verloren, um mich zu erwarten! Wie unbesonnen, Anton! Soll ich eine Stunde des Wiedersehens mit der entsetzlichsten Sorge um Deine Sicherheit erkaufen?“

„Flüchtig und verfolgt, ja. Aber ich kann nicht weiter, ohne Dich gesehen zu haben. Schon einmal war ich hier — vor mehreren Tagen. Du warst nach Liebwerda gefahren. Dort oder auf dem Wege dachte ich mich Dir nähern zu können. Dabei ward ich jenseits der Grenze ergriffen und gestern ausgeliefert.“

„Und Doktor Stephanus half Dir zur Flucht, der Edle! — Wie aber, Anton, kommst Du zu dieser Uniform? — Dem Knaben schon war sie tödtlich verhaßt — und der Mann trägt sie aus freier Entschließung?“

„Setze Dich, Johanna — hier ist ein bequemer Stein — ich breite diese verhaßte Uniform davor aus — zu Deinem Fußteppich ist sie eben gut genug! — Ich habe Dir viel zu sagen!“

Und der junge Mann legte seinen Soldatenrock sorgfältig über den Felsblock, auf den er Johanna niedersetzen ließ. — Er nahm neben ihr Platz. — Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter und legte ihre Hand in die seinige.

„Sprich, Anton!“

„Wann sahen wir uns zuletzt?“ fragte Anton, mit beiden Händen die Hand des Mädchens umfassend.

„Vor vier Jahren in Posen. Du begabst Dich nach Paris zum Onkel, der Dich in seiner Nähe haben wollte.“

„Ganz recht. — In Paris — der Onkel verkehrt nur in den Kreisen der Emigration — kam ich bald in die nächste Umgebung der Führer der nationalen Sache, trotz meiner Jugend; und man schien Vertrauen zu mir zu gewinnen. Warum sollen auch Eifer und Entschlossenheit nicht Vertrauen verdienen?“

„Nun, Johanna,“ fuhr Anton fort, „ich erkannte bald die schwache Seite der Thätigkeit, die dort ihren Mittelpunkt hat. Man meint, des letzten Zieles sicher zu sein, wenn man mit rohen, schlecht bewaffneten und ungeübten Massen einen Aufstand in's Leben ruft — und uns stehen gegenüber die geschulten Bataillone dreier Reiche, deren höchster Ehrgeiz auf den Spitzen zahlloser Bajonette funkt.“

„O, nicht wahr! das ist die Kurzsichtigkeit des Wahnsinns!“ rief Johanna lebhaft.

„Ja, gewiß,“ versetzte Anton traurig. „Denn nur im offenen Aufruhr, im Kriege selbst können wir unsere braven Männer schulen und bilden — und immer wird ihre Ausdauer ermatten, immer werden unsere Kräfte verzehrt sein, bevor sie in Disciplin und Waffengebrauch dem Feinde ebenbürtig geworden.“

„Diesen Nachtheil,“ sprach der junge Mann mit festerer Stimme weiter, „müssen die Führer durch überlegene In-

telligenz und Kenntniß des Kriegshandwerks, durch Uebung in der Führung und Verwendung der Waffen ausgleichen — und die zähe Ausdauer, die Tapferkeit, die Begeisterung, die Gerechtigkeit unserer Sache, der Gott endlich seinen Beistand geben muß, werden bei der Masse die Schulung und Zahl ersetzen.“

„Ich verstehe Dich, Anton,“ flüsterte Johanna. „Aber es ist eine Täuschung.“

„Die Verbindungen des Dufels,“ fuhr Anton fort, „der dieser Auffassung beifällig zustimmte, halfen über alle Schwierigkeiten hinweg; ich ward, die Galle in Honig tauchend, als preussischer Unterthan Soldat, um als Edelmann Offizier zu werden. Was unsere Ketten zusammenhält, muß sie auch brechen können — von dem Feinde wollte ich die Kunst erlernen, unsere Knechtschaft niederzuwerfen.“

„Zu spät hatte ich meinen Plan auszuführen begonnen,“ fuhr der junge Mann gepreßt fort. „Kaum hatte ich Paris verlassen, als dort die lange schon gährenden Verhältnisse einer unvermeidlichen, gewaltsamen Lösung mächtig entgegengedrängten.“

„Nun — was geht dort vor?“ fragte Johanna, deren Hand Anton leise in der seinigen erzittern fühlte.

„Ich habe zuverlässige Nachricht, die Revolution wirft in Paris die Majestät eines verhaßten Königthums zu Boden, — das französische Volk erhebt sich in eigener,

unvergänglicher Majestät zur Freiheit; es kehrt zurück zu den erhabenen Ideen der großen Revolution!“

Johanna nahm erbeugend beide Hände des erregten jungen Mannes, wie beschwichtigend, in die ihrigen.

„Ach, Anton,“ sprach sie, „im Lande der Phrase hat die Phrase Dein klares Denken umschleiert. — Auch politische Ideen haben ihre Zeit — auch sie veralten. Die Ideen der großen Revolution besitzen für unsere Zeit keine schaffende Kraft mehr. Sie können vielleicht — vielleicht! das neue Geschlecht zu einem kurzen, wilden Rausch entflammen — das französische Volk berauscht sich ja so leicht; — die Ernüchterung wird erkennen, daß sie keinen Fortschritt zu gewinnen vermochten!“

„Du kennst das freiheitsglühende französische Volk nicht,“ entgegnete Anton verstimmt.

„Freiheitsglühend? — Die Welt hat kein blutigeres Schauspiel gesehen, als den grausamen, unduldsamen Freiheitstaumel der großen Revolution! Aus ihr entsprang der Cäsarismus, der seine eiserne Faust mit despotischem Drucke auch auf unser Vaterland legte; und das Königthum, das ihm folgte, ward von dem freiheitsglühenden Volke nur in dem Bestreben überboten, die letzten Spuren der ruhmreichen Revolution zu vernichten. — So wird auch der neue Prozeß verlaufen, den das französische Volk im Namen der Freiheit jetzt gegen das Königthum mit einer neuen Revolution beginnt.“

Der junge Mann hörte erstaunt, betroffen, mit einer Regung des Mißtrauens zu.

„Und nun willst Du nach Paris?“ schloß Johanna mit leichtem Erzittern der Stimme.

„Ja.“

Ein Seufzer war Johanna's Antwort.

„Denn,“ fuhr Anton leidenschaftlich fort, „dort wird die Sache aller unterdrückten Völker verfochten; für sie alle wird gewonnen, was dort gewonnen wird; und das edle französische Volk wird keinen Augenblick zögern, einem Brudervolke die hilfreiche, mächtige Hand zu reichen, das ihm durch tausend Sympathieen nahe steht.“

„Unbegreiflicher Wahn!“ entgegnete Johanna sanft. „Diese Sympathieen sind niemals über hochtönende Worte hinausgegangen, und dem dünnköpfigen Franzosen ist der Pole nichts, als der lebenspflichtige Schildknappe seines eitlen Ruhmes.“

„Gleichviel!“ rief Anton. „Wir sind gegen unsere Landsleute zu weit vorgegangen, zu fest schon gebunden — wir können nicht zurückweichen, ohne unsere Sache für immer preiszugeben, und werden wir von dem französischen Volke verrathen, so werden wir den Kampf allein aufnehmen.“

„Den Kampf — gegen wen, Anton?“

„Gegen die Unterdrücker Polens — gegen Alle!“ loderte der Flüchtling auf. „Und besonders gegen dieses

tausendfach verhaßte Preußen! — Der barbarische Druck und die unmenschlichen Grausamkeiten der russischen Herrschaft erhalten im zähen Widerstande den polnischen Geist wach und lebendig. — Oesterreich, kraft- und machtlos im Widerstreit feindseliger, auseinander strebender Nationen, bedarf unserer; aber das schleichende Gift germanischer Cultur, welches heimtückisch in milden Formen dieses hinterlistige Preußen ausbreitet, verzehrt uns von der Wurzel aus; das vernichtet uns, langsam, aber sicher!“

„Weil dieses verhaßte Preußen,“ entgegnete Johanna warm, „die Verkörperung des deutschen Genius ist und weil dem deutschen Genius die Zukunft gehört!“

„Der deutsche Genius!“ lachte der junge Mann mit gereiztem Hohne, „der Büttel der Freiheit!“

„Leider ja!“ entgegnete Johanna, sich lebhaft aufrichtend. „Aber gieb Acht, was heut nur wie ein Traumgebild krankhafter Einbildung die Jugend, die Dichter und — siehst Du es denn nicht? — die erleuchteten Köpfe dieses Volkes von Denkern bewegt, das wird in mächtiger Gährung die Massen ergreifen; es wird Fleisch und Blut annehmen; es wird eine unwiderstehliche Gewalt erringen und es kommt der Tag, da in diesem verachteten Deutschland der entfesselte Geist die rechte Form schafft für seine Alles beherrschende Ueberlegenheit!“

„Und es kommt der Tag,“ fuhr das Mädchen im Tone prophetischer Ueberzeugung fort, „da dieses hoch=

müthige Frankreich, welches für das hohle Schaugepränge morscher, von innerer Verderbniß zerfressener Formen vergebens den neu belebenden Geist sucht, vor dem deutschen Genius im Staube sich windet!“

Der Flüchtling hörte mit zornigem Erstaunen zu.

„Und Ihr rechnet auf dieses Frankreich,“ fuhr Johanna fort. „Ach, es ist wahr, Ihr könnt nicht anders — ein Volk, das in die Vergangenheit immer tiefer hinabsteigt, das von den mächtig in die Zukunft strebenden Organismen durch eine täglich sich erweiternde Kluft geschieden wird, kann sich nur anlehnen an ein Volk, das ihm selbst nachsinkt.“

„Ich vernehme Deine Stimme — aber ich verstehe Deine Worte nicht,“ zischte der Flüchtling mit knirschenden Zähnen. „Deine Zunge spricht noch in den Lauten des Vaterlandes — aber Dein Herz ist deutsch geworden.“

„Nein, Anton!“ entgegnete Johanna sanft, „mein Herz schlägt noch warm für die heimatliche Erde. Aber was Du die heilige Sache des Vaterlandes nennst, verträgt sich nicht mit der sichern Ruhe, mit der staatlichen Ordnung, welche sich zum schützenden Dache auch über uns zusammenfügen — und Du möchtest mit frevelnder Hand die Fackel des Bürgerkrieges hineinwerfen?“

„Bürgerkrieg!“ stieß der junge Mann bitter hervor. „Welches Landes gleichberechtigte Bürger sind wir denn? Und — wie denn, Johanna!“ fuhr er fort, und die unge-

stürme Leidenschaft begann seine Stimme mehr und mehr zu beherrschen, „als wir unsere Kindheit gemeinsam verlebten an den Ufern der Rida — da schwoollen unsere jugendlichen Herzen mächtig in dem erhabenen Gedanken, vereint für das Vaterland zu leben, zu kämpfen und, wenn es sein müßte, zu sterben — gedenkst Du Deines Schwures?“

„Für die Aufwallungen eines kindlichen Gemüths ist der denkende Mensch nicht verantwortlich,“ versetzte Johanna mit milder Ruhe. „Und, Anton! — laß doch den verwildernden Aufruhr politischer Kämpfe fern bleiben von dem Gemüthe der Frauen! Wenn reines, menschliches Empfinden, wenn Liebe und Versöhnlichkeit auch aus dieser heiligsten Heimstätte gewaltsam vertrieben werden — wohin denn soll menschliche Gesittung dann gerathen?“

Der Flüchtling neigte sich über Johanna; sein heißer Athem streifte ihre gesenkten Wangen; seine Hand fiel schwer auf ihre Schulter.

„Und woher, Mädchen! ist Dir alle diese vergiftete Weisheit, diese germanische Deutelei gekommen?“ fragte er, und Johanna schauerte zusammen unter dem Eindruck der wilden Erregung, die in dem düstern Tone seiner Stimme zitterte.

Sie neigte den Kopf tiefer und schwieg.

Anton richtete sich auf.

„Johanna,“ sprach er, und die Worte traten hart,

stoßweise über seine zusammengepreßten Rippen, „einst tauschten wir die Gelübde unserer patriotischen Begeisterung und unserer Herzen; nicht die Polin — das Weib frage ich: gedenkst Du Deines Schwures?“

Johanna schüttelte leise den Kopf. Dann, ihre Augen voll und frei zu dem Flüchtling erhebend, antwortete sie:

„Wir waren eines Sinnes in patriotischer Begeisterung und — geschwisterlicher Zuneigung. Mehr hat das Kind nicht verstanden.“

Anton taumelte zurück.

„Vorbei!“ keuchte er, und seine Arme peitschten, wie einen Haltepunkt suchend, die Luft; dann klammerte seine Hand sich an den Stamm der Fichte, — deren Rinde unter seinen wühlenden Fingern losbröckelte.

„Allein!“

„Nein, Anton! nein!“ rief das Mädchen, in überwältigendem Schmerze seine Hand erfassend. — „Mit der ganzen Innigkeit der Kindheit hängt meine Seele noch an Dir — mein Herz zuckt zusammen in dem Gedanken an den Weg, den Du gehen willst, weil ich sehe, er führt Dich in's Verderben! Und —“

Ein heiseres Lachen unterbrach Johanna, deren Hand der Flüchtling rauh von sich stieß.

„Das abtrünnige Weib und die abtrünnige Polin, sie ziehen sich gegenseitig der Lüge!“ stieß er hervor.

„Ich bin vor Allem doch Weib,“ entgegnete Johanna,

„und was darüber hinausliegt, ist für mein Geschlecht nur fremdes Wesen!“

Der junge Mann starrte im dumpfen Schweigen zu den Baumwipfeln empor.

„Und, Anton,“ fuhr das Mädchen mit inniger, leise bebender Stimme fort, „in dem Augenblicke, da die Würfel in meiner Hand zittern, die für alle Zukunft entscheiden, da meine Seele bangend und hoffend, scheu und zuversichtlich zugleich, nach einem Entschlusse ringt, den man nur einmal faßt: in diesem Augenblicke möchte ich gern, wie einst, die bewegte Welt meines Innern aufthun vor dem besonnen prüfenden, ruhigen Auge des Bruders: ich kann es nicht,“ fuhr Johanna fort, die Stirn in beide Hände fassend; „es thut mir so weh — aber ich finde das rechte Wort nicht — denn ich fühle es, ich bin Dir nur noch ein Faktor in Deinem unseligen politischen Exempel!“

„Und ich sehe, daß ich falsch gerechnet habe,“ sprach Anton mit Hohn. „Aber hüte Dich, Weib! Hast Du nie daran gedacht, daß auch Deine Rechnung falsch sein könnte?“

Ein weicher Arm legte sich beschwichtigend um seinen Hals; eine zarte Hand zitterte auf seinem Arme; die feine Gestalt des Mädchens lehnte sich bebend an ihn.

„Nie Anton,“ entgegnete Johanna, und die Angst erstickte beinahe ihre Stimme; „nie werde ich glauben,

daß, was Großes und Hochstrebendes in Dir lebt und schafft, herabgezogen werden könnte in den Schmutz unedler Rachsucht!“

Der Flüchtling machte sich von Johanna's Armen abermals ungestüm los.

„Ich steige von diesem hohen Piestal herab,“ sprach er wild. „Ich erkenne und erstrebe nichts Erhabenes, als was Dich — bis zum letzten Atom Deines Wesens, bis zum letzten Gedanken Deiner Seele für mich — für mich allein einschließt! Und ich schwöre Dir: die Nacht des Todes erhebt sich zwischen Dir und dem Manne Deiner Liebe!“

Johanna sank in die Knie.

„Anton! Anton!“ stammelte sie, „höre mich!“

Er hörte sie nicht.

Ein schwaches Geräusch, ein wüßtes, kurz abgebrochenes Auflachen aus dem Gebüsch jenseits des leise murmelnden Wassers belehrte sie, daß sie allein sei.

Ihre weiße Stirn schlug auf den harten Stein; ihre zarten Finger wühlten das kurze Moos herab, das ihn bedeckte, ein tiefes Stöhnen vermischte sich einmal, zweimal mit dem eintönigen Geschwätz der Wellen zu ihren Füßen.

Dann war Alles still.

Johanna erhob sich langsam. Ihr Fuß stieß an einen weichen, sich auflösenden Gegenstand. Ein Gedanke blitzte

durch ihren Schmerz; sie neigte sich zur Erde und raffte die Uniform des Flüchtlings zusammen.

Man durfte diese Uniform hier nicht finden — sie wäre zum Verräther an dem Verfolgten geworden.

Dann schwankte Johanna durch die Bäume, am Wasserfall vorüber, den Weg nach dem Bade hinauf, den Häusern desselben zu, die alle in tiefer Ruhe zu liegen schienen.

Scheu blickte Johanna zu den Fenstern eines dieser stillen Häuser empor — sie waren dunkel. Und dennoch — von der schwarzen Silhouette des einen Fensters schien sich ein noch dunklerer Schatten abzuheben.

Johanna fühlte alles Blut ungestüm zum Herzen und wieder zurückströmen — der Schatten regte sich nicht.

Es war doch wol nur eine Täuschung ihrer Sinne. Sie preßte die Uniform gegen die stürmisch pochende Brust und floh scheu ihrer Wohnung zu.

V.

Es war am folgenden Morgen.

Johanna trat auf der Promenade dem Assessor mit ihrem strahlendsten Lächeln entgegen; sie sprang beinahe, um an seine Seite zu kommen.

Der Assessor zog den Hut tiefer und verbeugte sich

förmlicher, als sonst; das reizende Lächeln des Mädchens durchdrang die Wolken auf seiner Stirn nicht.

Sie bedeckten eine Sekunde lang mit ihrem Wiedersehen den rosigen Hauch, welcher das anmuthige Gesicht Johanna's verklärte: aber sie legte vertraulich ihre Hand auf den Arm des Assessors und lenkte die Schritte aus dem Gewühl der beobachtenden Badegäste.

Er folgte — vielleicht gegen den eigenen Willen. Wer hätte auch zu widerstehen vermocht?

„Wie freue ich mich des fröhlichen, goldigen Morgens, des heitern Sonnenlichts, vor dem alle Schatten der Nacht in schreckenloses Nichts versinken!“ sprach sie und eine süße Befangenheit zitterte in dem weichen Ton ihrer Stimme. — „Ich muß Ihnen sagen, mein Freund,“ fuhr sie heiter plaudernd fort, „ich habe eine schlimme Nacht gehabt — eine Nacht voll graufiger Gespenster-Erscheinungen.“

Der Assessor verharrte in kühlem Schweigen.

„Und nun —,“ fuhr Johanna fort, mit einem glückseligen Erröthen das Gesicht senkend, während der junge Mann einen leisen Druck auf seinem Arme zu empfinden meinte, „was die Heldin vielleicht verlor, hat wol das Weib gewonnen!“

„Die Heldin,“ versetzte der Assessor mit eisiger Kälte, „mag manches zieren, was dem Weibe vielleicht weniger gut ansteht.“

Das Mädchen sah jäh erbleichend zu ihm auf.

„Was hat Johanna nun wieder nicht gut gemacht?“ fragte sie. „Und ich sah Sie nie so ernst, mein Freund,“ fügte sie schüchtern hinzu. „Was haben Sie?“

„Mich, mein gnädiges Fräulein, erfaßt dieser helle Morgen mit frostiger Nüchternheit nach der kurzen Veranschung einer — ohne Zweifel allein verschuldeten Täuschung. Auch ich hatte eine unruhige, eine schlaflose Nacht.“

„Eine schlaflose Nacht!“ stammelte Johanna. „Und weshalb?“

„Um Ihnen dies zu sagen, bitte ich um Entschuldigung, daß ich sehr viel von mir spreche, mein gnädiges Fräulein.“

Das Mädchen bewegte die bleichen Lippen — aber sie blieben stumm.

„Sie wissen vielleicht, daß ich in meinem Beruf nur ein Tagelöhner bin,“ fuhr der Assessor fort, „das heißt, ein Mann, der, wie der Handarbeiter die mechanische Geschicklichkeit und physische Kraft, so seine geistige Thätigkeit verwerthet für eine bescheidene Existenz.“

„O, mein Freund,“ versetzte Johanna, „warum wiederholen Sie mir dies mit so — seltsamen Worten? Was hat es mit uns zu thun?“

„Nun, mein gnädiges Fräulein, Männern in solcher Lage begegnet es nicht selten, daß sie der schickslichen Gelegenheit, dem geschäftigen Zufall ihre Selbständigkeit,

ihre sittliche Freiheit, wol auch Mannes-Ehre und Gewissen, ja selbst das heiligste Eigenthum des Gemüths mit kühler Berechnung überliefern und, mein gnädiges Fräulein! es gehört für einen Mann in solcher Lage — unter gewissen Voraussetzungen — ein Entschluß dazu, sich auch nur dem Scheine einer solchen Berechnung auszusetzen.“

Johanna schüttelte ablehnend leise den Kopf. Sie war sehr blaß.

„Man faßt einen solchen Entschluß nur,“ fuhr der Assessor nach tiefem Athemzuge fort, „wenn man sicher zu sein vermeint, daß der Ehrenhaftigkeit des Charakters, der Lauterkeit und Aufrichtigkeit des Gefühls die Preisdifferenz einer schweren Demüthigung niemals berechnet werden wird.“

Der junge Mann fühlte die Hand, die auf seinem Arme lag, leise zucken.

Auch er ward eine Nuance blässer. Aber er fuhr kalt fort:

„Und man giebt einen solchen Entschluß, den man nur nach schweren inneren Kämpfen gefaßt hat, nur nach schweren Kämpfen wieder auf.“

Johanna's Hand sank langsam, matt vom Arme des Assessors herab.

„Und warum giebt man ihn wieder auf?“ fragte sie leise, ohne den Kopf zu erheben.

„Man giebt ihn wieder auf, wenn man sieht, daß man doch für jene Preisdifferenz eintreten soll, in der eines Mannes Ehre mit in den Kauf geht,“ sprach der Assessor fest, aber klanglos.

Eine glühende Flamme schlug über Johanna's Gesicht auf; sie warf den Kopf stolz zurück; ihre Augen funkelten in verletzter Würde, während die schmale, fein bekleidete Hand ungestüm in den vollen, bläulich schimmernden Locken wühlte.

Ein hartes Wort zuckte auf ihren Lippen.

Sie bezwang sich.

„Die Männer sollten nie — nie von Vertrauen zu uns sprechen,“ entgegnete sie, den Kopf tief senkend, und die Lockenwellen verbargen die fahle Blässe ihres Gesichts und die beiden Perlen, welche die langen, seidenen Wimpern befeuchteten.

Einen Augenblick lang unterlag auch die Festigkeit des Assessors, ein nervöses Erbeben erschütterte seine Züge.

„Ich vergaß zu fragen,“ sprach er nach kurzer Sammlung ruhig, „ob Sie, mein gnädiges Fräulein, die Sendung empfangen haben, welche ich trotz der frühen Stunde an Sie zu richten mir gestattete.“

„Was enthält sie?“

„Den Schlüssel zu der Unterredung, welche Sie die Güte hatten, mir zu gewähren — wenn Sie, gnädiges Fräulein, eines solchen bedürfen sollten.“

Abermals waltete der Stolz in Johanna auf.

Sie bezwang sich abermals und schlug die feuchtschimmernden Augen voll schmerzlicher Trauer zu dem Assessor auf.

„Einst — recht bald — zu spät vielleicht,“ sprach sie, „darf ich Ihnen Alles sagen. Und ich werde Ihnen verzeihen, wie wehe Sie mir in schwerer Stunde gethan haben. — Nur heut,“ fuhr sie fort, indem sie die gefalteten Hände mit rührender Bitte zu dem Assessor erhob, „nur heut vertrauen Sie mir noch einmal — ich beschwöre Sie! — Sie wollen nach dem Hochstein — thun Sie es nicht! Wenn Ihnen — ja, wenn Ihnen meine Ruhe lieb ist, entfernen Sie sich heut nicht aus Flinsberg!“

„Ich verlasse noch heut Flinsberg, mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete der Assessor mit kühler Ablehnung.

Johanna schwankte zurück, als ob sie erst jetzt begriffe, daß Alles aus sei.

„Mich — Flinsberg — verlassen!“ stammelte sie. „Ihre Kur — so plötzlich unterbrechen!“

„Es scheint, sie sagt mir nicht zu — es scheint, ich muß anderwärts die Genesung suchen, die ich hier schwerlich finden würde.“

Noch einmal richtete Johanna einen langen Blick voll bittender Beredsamkeit auf das marmorkalte und marmorfarbene Gesicht des jungen Mannes.

Dann wendete sie sich ab und schritt langsam der Promenade zu. Sie schritt, den Kopf hoch aufgerichtet, durch die Gruppen der Spaziergänger hindurch; sie bemerkte die Grüße nicht, welche ihr, der gefeiertsten Schönheit der Saison, von allen Seiten entgegengebracht wurden; sie erwiederte auch keinen; sie bemerkte nicht die verwunderten Blicke, welche ihr folgten: ein dichter Schleier schien ihr Auge zu verhüllen, eine dumpfe Betäubung verdunkelte ihre Gedanken.

Sie betrat ihre Wohnung und ließ Tuch und Sonnenschirm achtlos zu Boden gleiten.

Ihr Auge umfaßte mit einem Blicke das ganze Zimmer.

Dort auf dem Tische lag ein Packet, zierlich in Papier gehüllt und verschnürt.

„Fräulein Johanna von Rawinsky,“ stand darauf geschrieben mit den klaren, sichern Schriftzügen, die sie kannte.

Sie riß die Hülle hastig auseinander und stieß einen leisen Schrei aus — sie griff mit beiden Händen nach dem Herzen; ihr italienischer Strohhut fiel auf den Fußboden.

Ein Blatt Papier flatterte ihm nach.

Johanna raffte es auf; es zitterte in den schmalen, rosigen Fingern, welche es festhielten, und die Schriftzeichen darauf schlangen sich vor Johanna's Augen in verworrenen Linien durcheinander.

„Gestern Abend,“ las sie, „spät noch den Zukunftsbildern nachdenkend, in welche am Morgen die geblendeten Blicke sich versenkt hatten, sah ich Sie vom Wasserfalle her ohne Begleitung nach Hause zurückkehren. — Heut am frühen Morgen fand ich im Walde hinter dem Wasserfalle den Strohhut, welchen ich die Ehre habe, Ihnen zu übersenden, und einen offenen Zettel, der, in polnischer Sprache geschrieben, nach der Ueberschrift nur an Sie, gnädiges Fräulein, gerichtet sein kann. Mein Ehrenwort darauf, daß, was diesen Zettel anbetrifft, meine Indiscretion nicht über die Ueberschrift hinausging, und daß mich auf jenen Platz ohne meine Absicht nur der Zufall — vielleicht einer jener geheimnißvollen Einflüsse führte, die bisweilen, stärker als unser Wille, gewaltsam in unser Geschick eingreifen. — Das Geheimniß des kleinen Vorfalles liegt, seien Sie, gnädiges Fräulein, dessen ganz sicher, tief versenkt neben den Hoffnungen, über denen nur eines Tages Sonne unterging.“

Der Brief flatterte wieder auf den Fußboden nieder; Johanna verhüllte das Gesicht mit beiden Händen; ein wildes, unbändiges Schluchzen, tief aus der Seele heraufbringend, erschütterte die schlanke Gestalt.

Nur einige Sekunden lang, dann erhob Johanna entschlossen den Kopf und die schmalen, weißen Hände warfen die Locken energisch in den Nacken zurück.

„Nein,“ sprach sie mit bebenden Lippen, „es ist nicht

Zeit, diesen Schmerz auszudenken, den mein Leben nicht erschöpfen wird — es handelt sich nicht um mich — nicht um das, was ich leide, was ich verliere: sein Leben ist in Gefahr — wenn Anton — und er wird es thun, der Unselige! Hat er je ein Wort, einen Entschluß, eine Drohung unerfüllt gelassen?“

Sie begann mit hastigen, ungleichen Schritten das Zimmer zu durchmessen — ihr Fuß stieß an ein Blatt Papier, das neben dem verrätherischen Hute lag; sie hob es auf — es war der Brief, den Anton ihr durch den Doktor zugestellt hatte — und zerschnitterte es gedankenlos; die Röthe der Erregung vertrieb auf der Wange die Blässe des Seelenleidens; — der Entschluß, den die Lage gebot, der rechte Gedanke, das Mittel, die Gefahr zu beschwören, wollten die von Nachdenken, Ungeduld und Angst zugleich gefaltete Stirn nicht glätten.

Johanna's Augen streiften durch das Fenster über die Promenade hinweg, deren einsame Ruhe um diese Tageszeit selten ein Besucher unterbrach.

Plötzlich leuchtete ihr Auge auf; sie sprang zur Thür und zog heftig die Klingelschnur.

In der nächsten Minute erschien dienstfertig und ehrerbietig der Kellner.

Ohne ein Wort zu sagen, winkte Johanna ihn an's Fenster.

„Kennen Sie den Herrn dort auf der Promenade — den Herrn im grauen Rocke?“

„Doktor Stephanus, gnädigstes Fräulein!“

„Gut — eilen Sie, ich bitte Sie! — ich laß ihn
erfuchen — schnell, schnell!“

Der Kellner flog. Man ist immer gut bedient, wenn
man den Vorzug hat, jung, schön und reich zu sein.

Johanna nahm ihren Weg von einer Ecke des Zimmers
zur andern wieder auf.

„Das ist der Mann, der allein helfen kann,“ flüsterte
sie. „Eine direkte Warnung? O, unmöglich! — nach
Allem, was er mir gesagt hat! — Er könnte meinen,
nicht deutlich genug gewesen zu sein,“ brach es mit über-
strömender Bitterkeit aus dem gemarterten Herzen hervor;
„und vor ihm erröthen? — vor seinem verwunderten
Blicke das Auge senken? — die Scherben des ganzen,
berauschenden Traumes vergiften durch die Demüthigung
einer zweiten Ablehnung? Unmöglich!“

Johanna trat in fieberhafter Spannung an's Fenster.
Ihr Blick trübte sich tiefer, indem er auf das Nachbar-
haus fiel, das in mäßiger Entfernung an der Promenade
lag. Dort wohnte der Assessor.

Die Fenster seines Zimmers waren geöffnet. Johanna
konnte bemerken, daß darin gepackt wurde.

Sie neigte die Stirn auf die Hand. Der Schmerz
überwog die Bitterkeit.

„Ihn kostet es nichts,“ flüsterte sie; „er hat kein Ver-
trauen zu verlieren — denn er hat kein Vertrauen gehabt!“

„Wo doch der Doktor bleibt! Weiß er denn nicht, daß es sich um ein Leben — um sein Leben handelt?“

„Aus vollem Herzen zu beglücken und beglückt zu werden — war denn dieser Ehrgeiz der Liebe eine Vermessenheit? Ich habe keinen andern! Und der Vorbeer, der im wilden Kampfe gedeiht, mit dem der Haß sich schmückt und der, in Blut getaucht, mir aufgedrungen wird — meine Seele bebt schauernd davor zurück — und die Hand greift dennoch zitternd darnach, um über die öde, trostlose Leere eines ziellosen Weges das aufbäumende Herz zu betrügen!“

„Ach, mein alter Freund!“ rief Johanna, dem Doktor entgegeneilend, „endlich kommen Sie! Nicht wahr, Sie wissen, wo Anton ist? Sie können zu ihm gelangen? Sie müssen ihn finden!“

„Ich muß ihn finden,“ wiederholte der Doktor, das blasse, erregte Gesicht des Mädchens studirend.

„Ja, und Sie werden ihn finden! Ach, Doktor! Sie wissen nicht, wie viel davon abhängt!“

„Haben Sie ihn denn gestern nicht gesprochen?“

„Eben darum! Ach, wir sind nicht im Frieden von einander gegangen! Er ist so heftig, so starrsinnig, so fanatisch geworden!“

Der Doktor wiegte gedankenvoll den Kopf.

„Und Sie sollen ihm sagen,“ fuhr das Mädchen mit fieberhafter Hast fort, „daß ich mich besonnen habe — daß

ich mich seinem Willen füge — daß ich — daß ich ihm folgen werde, wohin es auch sei!“ schloß Johanna, und ihre Worte erstarben in einem gewaltjam niedergekämpften Schluchzen.

Wie von einer übermäßigen Anstrengung erschöpft, wankte sie einen Schritt rückwärts.

Der Doktor reichte ihr die Hand und führte sie zum Sopha.

„Das ist sehr ernst,“ sprach er, sie mitleidig betrachtend. „Und, verzeihen Sie einem alten Freunde — um Anton's ehrgeizige Pläne, um ihn selbst handelt es sich dabei für Sie nicht, Johanna!“

Johanna erhob das Gesicht vertrauensvoll zu ihm — eine leise Röthe leuchtete durch die Schatten schmerzlicher, aber entschlossener Resignation darauf.

„Ihre Gründe liegen so tief,“ fuhr der Graue fort, „daß Ihnen die Gefahren und Beschwerden gering erscheinen mögen, denen Sie entgegen gehen wollen.“

„O!“ machte Johanna mit einer Geberde unaussprechlichen Leidens.

„Das Alles ist nichts gegen Das, was nun hinter mir liegt!“ übersetzte der Doktor diese Geberde. — „Ihnen gegenüber wäre es nutzlos, einen solchen Entschluß zu bekämpfen,“ sprach er.

„Die Zeit ist kostbar, Doktor!“ entgegnete Johanna, deren innere Unruhe den Schmerz wieder überwog.

„Sagen Sie also Anton, ich will sein die Vertraute seiner Pläne, die Genossin seiner Gefahren, die Sklavin seines Willens — bis zu einer Grenze!“

„Ah!“

„Er weiß,“ fuhr Johanna fort, und ihre Wangen erglühten in tiefem Carmin, „daß die frei gegebene Zusage mich fester an seine Seite fesselt, als jedes andere Band, welches der Zwang dem Widerstreben abgewinnen könnte. — Und nun, Doktor! gehen Sie, gehen Sie!“

Der Doktor nahm seinen Hut.

Johanna hielt ihn zurück.

„Und nicht wahr, Doktor! Sie werden ihn finden und dann — nicht wahr? — werden Sie zu mir kommen! Und, lieber Freund, Sie werden ihn finden?“

„Beruhigen Sie sich, Johanna,“ versetzte der Doktor. „Ich werde das Mögliche thun, Sie wissen es; und ich werde kommen!“

„Dank, lieber Freund! Und nun — eilen Sie! Ich bitte!“

Der Doktor ging.

„Solch ein aufgewühltes Mädchenherz,“ sprach er zu sich, indem er die Treppe hinabstieg, „ist schlimmer, als ein entfesselter Strom — man kann nicht dagegen anschwimmen, man wird an die eckigen Steine am Ufer geworfen; man muß ihn durchschneiden, indem man seiner Richtung vorsichtig nachgiebt.“

VI.

Die Mission, welche der Doktor übernommen hatte, beruhigte Johanna nur kurze Zeit.

Wenn er zu spät kam? — Wenn er Anton verfehlte?

Vor dem Hause drüben an der Promenade lud ein Arbeiter einen Koffer auf einen Handwagen und fuhr denselben in's Dorf hinab.

Und wieder verging eine Stunde — vielleicht war es nur eine halbe; die Angst zählt jede Minute doppelt.

Dann trat der Assessor aus dem Hause; die Hauswirthin folgte ihm. Er reichte ihr die Hand — sie zog die Schürze an die Augen.

Und dann schritt er die Promenade entlang; er hatte von der Wirthin da drüben so freundlich Abschied genommen — er hatte keinen Blick für Johanna, unter deren Fenster er vorüber schritt, fest und gleichmäßig ruhig.

Er trug einen leichten, bequemen Anzug, einen breiten Strohhut und eine kleine Ledertasche an der Seite; und er schwang seinen Stock so entschlossen, als wenn es gälte, mit ihm die Welt zu durchwandern.

Johanna sah das Alles und sie wußte, daß der Assessor nun doch nach dem Hochstein ging.

Ist es denn möglich, daß Zwei, welche vom ersten Augenblick ihrer Begegnung bestimmt schienen, jedem

folgenden Blatt im Buch des Lebens Inhalt und Bedeutung unvertilgbar einzuprägen, so von einander gehen können? — Ein Wort — ein Ruf — ein Laut könnte den unseligen Bann brechen; sie kann das erlösende Wort, er will es nicht aussprechen — und nüchterne Schickslichkeit und zweifelnder Mannesstolz sollen ihre Opfer haben!

Johanna preßte die brennende Wange gegen das Glas des Fensters: er ging, die Gefahr herauszufordern, die auf ihn lauerte.

O, einen Gedanken — ein Mittel — eine Rettung!

Tausend verschlungene Linien beschreibt der umherirrende Fuß eines Flüchtlings; er schleicht hierher, dorthin; er meidet die Nähe und die Spuren der Menschen und die betretenen Wege und der Flügelschlag des Birchuhns, der flüchtige Gang des Wildes scheuchen ihn tiefer in das Dickicht hinein; müssen denn in der weiten, den Blick einengenden Dede zwei Männer in einem Moment den Punkt betreten, auf welchem ihr Fuß das Verderben weckt?

Vergeblicher Trost! — O, das Verhängniß mit seinen tückischen Launen! Diese beiden Männer haben sich nie gesehen; aber gewiß, sie finden sich — denn sie errathen sich mit dem Instinkt des Hasses.

Johanna drückte die kleine, schmale Hand gegen die brennende Stirn — um dem Kobold zu wehren, der dort mit boshafter Hartnäckigkeit bohrte und hämmerte.

Man sucht sich auf den verworrenen Pfaden des Lebens zu begegnen — und man zerreißt dennoch hinter sich den Ariadnesfaden in unbegreiflichem Hochmuth; man verirrt sich mit Bedacht in dem labyrinthischen Räthsel seines Wesens — man verliert sein Herzblut tropfenweis dabei — man könnte auch den Verstand darüber verlieren!

Und der Kobold hämmerte hart und rastlos hinter der bleichen, feuchten Stirn und die Gedanken rollten verworren durch einander und drängten in haltloser Flucht nach allen Seiten.

Johanna setzte den Hut auf, warf ein Tuch über die Schulter und verließ das Zimmer.

Da stand ein Herr vor ihr, der höchst zuvorkommend grüßte.

„Das gnädige Fräulein gehen aus,“ sprach er, den Hut in der Hand, artig, aber mit jener scharf betonten, unabweisbaren Höflichkeit, welche weiß, daß sie jeden Augenblick zur Seite geworfen werden kann. — „Und ich wollte mir eben die Ehre geben, Ihnen meine Aufwartung zu machen — fatal!“

„Ah!“ machte Johanna mit einem fragenden Blick.

„Ich bin der Polizei-Verwalter,“ antwortete der Herr, und der Hut machte seine tiefe Verbeugung mit.

Johanna, deren Stirn um eine Nuance bleicher ward, raffte einen Rest von Besonnenheit zusammen.

„So bitte ich Sie einzutreten,“ sprach sie, indem sie in das Zimmer zurückkehrte.

Der Beamte folgte ihr.

„Ich kann mir nicht vorstellen, was mir die Ehre eines amtlichen Besuches verschafft,“ begann Johanna gesagt, indem sie ihm mit einer graziösen Bewegung der Hand einen Stuhl bezeichnete und selbst Platz nahm.

„O, nur eine Formalität, gnädiges Fräulein, ich weiß es wol,“ versetzte der Beamte, indem er der Einladung Folge leistete. — „Aber auch eine unbequeme Form muß bisweilen erfüllt werden.“

Johanna neigte zustimmend den Kopf und sah mit unruhiger Spannung zu ihrem Besuche hinüber.

„Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr der Beamte fort, „daß man einen jungen Mann sucht — einen Deserteur, — von dem man weiß, daß er sich noch in der Nähe von Glinsberg aufhält.“

Johanna erbehte. Der Beamte sah in seinen Hut hinein.

„Und, mein gnädiges Fräulein,“ sprach er weiter, „wir Beamte haben in solchem Falle — es mag unrecht sein — keinen rechten Glauben an eine schwärmerische Vorliebe für die Schönheiten der Natur — selbst in unsern hübschen Bergen.“

„Sie meinen, ein Deserteur suche sich möglichst rasch recht weit zu entfernen.“

„Ganz recht, gnädiges Fräulein. Und wenn dies nicht geschieht, so vermuthen wir eine besondere Absicht und — wir suchen nach dem Ziele dieser Absicht. — Nun, gnädiges Fräulein,“ fuhr der Beamte fort, plötzlich die Augen voll auf Johanna richtend, „der Flüchtling ist Ihr spezieller Landsmann; hat er vielleicht mit Ihnen sich in Verbindung gesetzt?“

Johanna war auf ihrer Hut gewesen.

„Nein,“ antwortete sie.

„Sie wissen nichts von ihm?“ wiederholte der Beamte mit einem scharfen Blick auf Johanna's leicht zuckende Lippen.

„Nichts.“

„Ich war davon überzeugt,“ sprach der Polizei-Verwalter, indem er sich erhob. „Verzeihen Sie also die Störung.“

„Bitte!“ stammelte Johanna.

„Ich bin übrigens nicht untröstlich darüber, gnädiges Fräulein, Sie von Ihrem Spaziergange abgehalten zu haben. — Mir scheint, Sie sind heut recht leidend; und — es weht heut ein ganz eigenthümlicher Wind durch unsere Berge.“

„Wirklich?“

„Ja, in der That. Wenn ich mir eine Meinung auszusprechen gestatten dürfte, — Sie sollten diesen Wind heut meiden.“

„Ich danke Ihnen,“ versetzte Johanna, die sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte.

„Sie sind wirklich sehr angegriffen,“ sprach der Beamte. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen Ihr Mädchen sende.“ Und er empfahl sich mit untadelhafter Höflichkeit.

Johanna hatte sich mechanisch erhoben — sie sank auf ihren Sitz zurück.

„Man weiß Alles!“ stöhnte sie, das Gesicht verhüllend. „Der Eine meint, der Jäger zu sein — und er ist selbst nur ein verfolgtes, gehektes Wild — sie sind Beide verloren! — Verloren durch meine Schuld!“

Halb bewußtlos sank sie in die Arme der Jose, die athemlos in das Zimmer stürzte.

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein!“ schrie das bestürzte Mädchen, „der fremde Herr hat Recht — Sie sind krank! — Und er sagt, Sie werden das Zimmer hüten und —!“

„Still, Marinka!“ unterbrach Johanna den Redestrom, indem sie sich mit einer gewaltigen Anstrengung erhob. „Ich muß hinaus — ich ersticke hier — ich muß!“

„Aber, mein gnädiges Fräulein!“

„Weißt Du, was Müssen heißt, Mädchen?“

„Ich habe es bei Ihnen nie gelernt,“ antwortete die Jose mit thränenenerstickter Stimme, „und ich verstehe nicht —!“

„Magst Du es nie verstehen lernen, dieses Müssen

das alles Sonnenlicht der Jugend dahingiebt! — Meinen Hut — meinen Shawl!“

„O, welche Unbesonnenheit!“ schluchzte Marinka, eilfertig gehorchend. „Nehmen Sie mich wenigstens mit!“

Johanna blieb auf dem Wege zur Thür stehen.

Ein Gedanke blitzte in ihr auf.

„Geh’ — hole mir Dein schlechtestes Kleid, ein Jäckchen, Deinen Hut — schnell!“ rief sie dem Mädchen zu.

Marinka sprang.

Mit hastiger Eile warf Johanna ihr seidenes Kleid ab; ihre zitternden Hände preßten die dunklen vollen Locken in ein Netz, das die duftige Fülle kaum faßte; dann warf sie das grau-wollene Kleid über, welches die Jose brachte, legte ein blaues Jäckchen an und setzte einen groben, schwarzen Strohhut auf.

„Die Jose geht,“ sprach sie zu Marinka, „die Herrin bleibt.“

Und einen neuen Versuch des Mädchens schweigend zurückweisend, verließ sie das Zimmer.

Sie verließ das Haus und trat in’s Freie hinaus; sie bemerkte nirgends ein Anzeichen, anders oder mehr beobachtet zu sein, als sonst.

Was sollte auch der Jose eine besondere Aufmerksamkeit zuziehen? — Warum sollte die Jose nicht ausgehen? Warum in aller Welt sollte sie nicht einen Spaziergang unternehmen? selbst einen Spaziergang in den Wald?

So schritt Johanna die Dorfstraße entlang, an den Häusern vorüber, deren Bewohner ihre alltäglich gleichmäßige Geschäftigkeit kaum unterbrachen, um einen Blick auf sie zu werfen.

Neben ihr rauschte der Fluß in eiligen Sprüngen abwärts; seltener erhoben sich am Wege die einfachen, grauen Hütten, rechts stieg schon der Wald in düsterer Ueppigkeit an steilen Berglehnen empor — nun nahm er auch die andere Seite der Straße ein; er breitete sein Geheimniß rings umher aus.

Dieses Geheimniß, so traulich=feierlich, wenn man es mit ruhigem, friedlichem Gemüthe betritt — so beängstigend räthselhaft der von den wühlenden Gedanken entfesselten Furcht: der Haß, die heimliche Verfolgung, die versteckte Gefahr lauern hinter dem unschuldig grünen Vorhange — unerklärliche Laute klingen aus der Ferne herüber und langgezogene Klagetöne rauschen von Wipfel zu Wipfel, in der Ferne seufzend verhallend; — der finster brütende Anschlag, der hier zur fürchterlichen That wird, weiß sich sicher im graußigen Schweigen der weiten, einsamen Debe — das Opfer fällt am Waldsaume röchelnd nieder — das brechende Auge begegnet nur dem Auge Gottes, das vor keinem irdischen Richter Zeugniß leistet — langsam, Tropfen um Tropfen, sickert das Herzblut in den Graben — langsam, Zug um Zug, verhaucht das Leben in langsam hilfloser Verlassenheit!

Immer hastiger arbeitete Johanna's Fuß in die schweigende Einsamkeit hinein, da stockte ihr Herzschlag, ihr Athem stand still — sie wagte nicht zurückzublicken.

Der feste Schritt eines Mannes erklang hinter ihr.

„He, mein schönes Kind! Wir machen also einen sehr weiten Spaziergang?“ rief eine rauhe Stimme sie an.

Sie wendete sich mechanisch um und starrte in das gutmüthige Lächeln des Landdragoners.

„Und die Sonne steht doch noch zu hoch, als daß man ihren Strahlen solche zarte, weiße Hände unbarmherzig aussetzen sollte,“ fuhr der alte Soldat schlau blinzelnd fort.

Johanna verbarg erschrocken ihre Hände in den weiten Ärmeln ihrer Jacke.

„Wenn Sie nichts dawider haben, mein hübsches Kind,“ fuhr der Landdragoner mit gutmüthiger Ironie fort, „so meine ich, es wandert sich zu Zweien eben besser — Teufel, was Sie laufen können!“ und er trocknete sich mit seinem baumwollenen Schweißstuch die heißen Tropfen von der Stirn, — „und es ist Ihnen doch nur um die frische Kühle des Waldes zu thun — in einem Backofen ist's erquicklicher!“

„Ich weiß wirklich nicht — ich bin eben in Gedanken weiter gegangen.“

„Ja, ja, die Gedanken sind nicht immer unsere guten Freunde,“ sprach der Landdragoner; „man sollte ihnen

nicht immer erlauben, mit uns davonzugehen. Und solch' eine dunkle Locke, wie sie Ihnen da unter dem Hute hervorquillt!“ —

Johanna's Hand zuckte hastig empor und schob die zwei, drei Haarwellen unter den Hut zurück, die aus dem lose geschürzten Netze verrätherisch über ihre Schulter fielen.

„Ja, solche Locken, das sind für die Finken im Walde die reinen Ebrenschbeeren im Sprengel — und dann kommen die Sperber, vielleicht auch die Jäger, und fangen den Finken mit dem Sprengel ab.“

„Die Jäger — die Jäger!“ stammelte Johanna fassungslos.

„Ja wol, die Jäger!“ antwortete der alte Soldat mit seinem schlaun Rächeln; „und ich meine, es hat Niemand Freude daran, ihnen als Sprengel Dienste zu thun. — Aber Ihr Spaziergang — Sie werden hier lange zuschreiten müssen, ehe Sie wieder Menschen treffen.“

„Ja, ja, und ich will lieber umkehren,“ murmelte Johanna, ganz vernichtet.

Und sie kehrte um, langsam, zögernd, widerstrebend, aber ihre Widerstandskraft war gebrochen.

Und wieder vermeinte sie die unheimlichen Laute aus der Ferne zu vernehmen — wieder trug das Rauſchen des Waldes düstere Klage töne von Wipfel zu Wipfel.

„Und wenn er jetzt niedersinkt unter dem tödtlichen Streiche — mit Deinem falschen Herzen, mit dem Herzen, das nicht aufrichtig sein wollte, hast Du es verschuldet!“

Es brauste um Johanna's Schläfe — und der Kobold hinter der Stirn hämmerte schadenfroh gegen die Wände, welche zu weichen schienen — die Bäume begannen einen freisenden Tanz — ihre Kronen neigten sich tiefer, immer tiefer, mit drohendem Rauschen auf sie herab, sie zu erfassen in zermalmender Umarmung — ihre Sinne erlagen der betäubenden Verwirrung — ihre Füße wankten, sie sank bewußtlos zu Boden.

VII.

Wenige Stunden vorher war der Assessor denselben Weg durch den Wald dahingeschritten — ohne Zögern und ohne Hast; was er floh, ging ja doch im gleichen Schritt an seiner Seite; was er suchte — es war nicht hier, nicht dort, nicht heute, nicht morgen zu erreichen. Eine unabänderliche Entscheidung mußte mit entschlossenem Muth getragen werden.

Wer auch hatte denn diese Entscheidung zu verantworten?

Ihr mag es nicht gegeben sein, den über die große Menge ihres Geschlechts sich frei erhebenden Geist in die conventionellen Fesseln des Gewöhnlichen einschnüren zu

lassen von kleinlicher Scheu, mißverstanden zu werden. — Schönheit, Anmuth und Liebenswürdigkeit, von unantastbarer Würde getragen und geschützt, athmen im Aether unbefangener Huldigung und Verherrlichung, wie die Blume sich badet in Luft und Sonnenschein; was ihr ebenbürtig sein will, muß sich frei machen von dem Anspruch, sie in den Kreis selbstischer Wünsche herabzuziehen. Warum hatte er das nicht früher begriffen?

Die Sonne neigte sich zu den Wipfeln der Bäume herab, deren Schatten den engen Weg bedeckten.

Kein menschliches Wesen schien die stille Einsamkeit des Waldes mit dem Assessor zu theilen, den nur seine ernstesten Gedanken beschäftigten.

Plötzlich begegnete seinem Auge eine Erscheinung, welche er unmittelbar vorher nicht wahrgenommen zu haben meinte.

Auf einem Baumstamm, den der Wind quer über den Weg geworfen hatte, saß, den Kopf in die Hand gestützt, bewegungslos ein junger Mann.

Er erhob sich langsam, als der Assessor sich näherte, und ein blasses, intelligentes Gesicht mit einem schwarzen Bärtchen auf der fein geschnittenen Oberlippe starrte ihm mit feindseligem Troke in dem von finsterem Brüten verschleierten Auge entgegen.

Mit den aristokratischen Zügen stand die Kleidung des jungen Mannes in auffallendem Widerspruch: er trug

eine kurze Jacke von grobem Stoff, wie sie die Landleute der Gegend zu tragen pflegten, und grobe Militär-Beinkleider mit rothem Besatz; unter einem grauen Filzhut quollen schwarze Haare in verworrenen Büscheln hervor.

„Ich erwarte Sie,“ sprach der junge Mann.

Der Assessor konnte sich eines befremdenden Eindrucks nicht erwehren.

„Sie irren sich wahrscheinlich,“ versetzte er.

„Ich sah Sie gestern früh — heut früh auf der Promenade in Glinsberg mit Fräulein Johanna von Rawinsky; dies ist meine Legitimation.“

„Ich erkenne sie an,“ antwortete der Assessor, dem die Begegnung eine ernste Bedeutung zu gewinnen schien. „Aber ich kenne Sie nicht und begreife nicht, welches Interesse meine Spaziergänge für Sie haben.“

„Man nennt mich Anton Vinsky, und ich werde Ihre Frage beantworten,“ versetzte der junge Mann.

Er nahm den Filzhut ab und strich die Haare aus der Stirn, auf welcher die schweren Wolken einer übersättigten Trauer lagen.

„Fräulein Johanna,“ sprach er in müdem, elegischem Tone, „war die Gespielin meiner frühesten Jugend. — Und ich betrachte sie seit jener Zeit als meine Braut.“

„Gut,“ antwortete der Assessor; „wie seltsam auch solche Erklärungen zwischen uns und an diesem Orte sein mögen, so will ich Ihnen doch sagen, daß ich Ihnen

Ansprüchen nicht im Wege bin. Und nun haben Sie die Güte, auch meinen Weg frei zu lassen.“

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Nein,“ sprach er, „das ist es nicht. — Sie wissen, Johanna wird nicht, wie das Spielzeug einer gesättigten Laune, von einer Hand gleichgiltig der andern überliefert — sie ist nicht eines der Mädchen, von denen man zu einem Andern sagt: ich mag es nicht, oder ich mag es nicht mehr — nimm Du es; es gilt mir gleich.

„Eine Andere,“ fuhr Anton fort, „mag bei solchem Wechsel sich ganz erhalten — Johanna läßt ein Stück ihres Wesens zurück und man nimmt Johanna nur ganz.“

Der Assessor fühlte sich betroffen von der vollkommenen Genauigkeit, mit welcher seine eigenen Gedanken von dem jungen Manne wiedergegeben wurden; er fühlte auch, wie ein warmer Blitzstrahl auf die kalte Erstarrung seines Innern fiel.

„Johanna war mir mehr als eine Braut,“ sprach der Pole in seiner elegischen Weise weiter. „Mir ist es ja nicht beschieden, im stillen Glück des häuslichen Herdes meines Lebens Aufgabe zu lösen; nicht gemeiner Ehrgeiz, der nach der Strahlenkrone geräuschvoller Thaten hascht und im Rausche seines Ruhmes Genüge findet, beherrscht mich — ein großer Gedanke ist der Inhalt meines Lebens; ich will nichts sein, als sein glaubenstreuer

Bekenner und in entschlossener That sein bescheidenes Werkzeug.“

Der Assessor hörte mit wachsender Theilnahme zu, der Pole sprach ruhig und bedacht; und dennoch klang eine tief leidenschaftliche Erregung aus seinen Worten heraus.

„Aber,“ fuhr Anton mit gedrückter Stimme fort, beide Hände gegen seine Stirn pressend, „die Schärfe meines Geistes, die Mittel und Wege zu finden, die zum Ziele führen — die Kraft meines Armes, zuzuschlagen, wenn der Augenblick gekommen ist — die Elasticität des Willens, die Schläge zu ertragen, welche ich voraussehe: es wurzelt Alles in der Vereinigung mit Johanna — in jener Vereinigung, in welcher Eines sich vollständig auflöst im Wesen des Andern — ohne diese Vereinigung bin ich nichts, als ein Simson mit verschnittenem Haar.“

„Ich kann das verstehen,“ entgegnete der Assessor bewegt. „Aber ich wiederhole Ihnen, Sie sind im Irrthume.“

„Nein,“ unterbrach ihn Anton. „Seit den Jahren unserer Kindheit lag Johanna's Seele offen vor meinen Augen — auch heut noch, ich habe es gestern erfahren. Aber das keusche Geheimniß ihres Herzens ist erwacht — während ich fern war, sprach ein Anderer das erweckende Wort. Der reine Spiegel ihrer Seele nahm eines andern Mannes Bild auf.“

Der Assessor erbehte, plötzlich ging die Erkenntniß mit blendender Klarheit in ihm auf.

„Johanna, Johanna!“ murmelte er, „was habe ich Dir gethan!“

„Sie haben meiner Welt die leuchtende Sonne ausgelöscht,“ sprach der Pole, dessen düstere Blicke sich wie ein glühender Strahl auf dem Gesichte des Assessors concentrirten. „Meines Lebens Richtung und Ziel haben Sie verwirrt,“ fuhr er fort, indem er sich höher aufrichtete und jede Muskel seines schlanken Körpers sich spannte.

Er hob langsam seine Hand gegen den Assessor auf, der ihn überrascht und forschend betrachtete.

„Der Bann, der in mir die Kraft lähmt, welche der Erfüllung einer großen Mission gehört, muß gebrochen werden; — der Raub, den Sie an der Sache verübten, der ich mein Leben geweiht habe, verlangt ein Opfer,“ leuchtete der junge Mann mit trockenen, zuckenden Lippen, indem er ein langes Messer hervorzog; „Sie werden sterben.“

Der Assessor schlug die Arme in einander und heftete seine Blicke ruhig und fest auf Anton, der sich zurückbog, wie der Tiger zum Sprunge.

„Gut,“ sprach er. „Ich habe keine Waffe. Ich würde es auch verschmähen, davon Gebrauch zu machen. Begehen Sie einen Mord.“

„Mord — Wahnsinn — Heldenthum — Raserei,“
zischte der Pole, „es ist mir Alles gleich!“

Und mit dem elastischen Sprunge einer Katze schnellte er vorwärts.

Der Assessor war nicht umsonst auf Universität ein geübter Fechter gewesen; indem er dem Stöße des Messers geschickt auswich, faßte seine Linke einer Zange gleich das Handgelenk des Polen, während die Rechte die Kehle desselben umklammerte; und mit voller Wucht warf er sich auf seinen Gegner.

Sie rollten Beide zu Boden — ein wildes Ringen begann, unter den Fäusten des Assessors wand sich der Pole wie eine Schlange, aber er vermochte den eisernen Griff nicht zu brechen, der ihn immer fester umklammerte — die ehernen Ringe, welche seine bewaffnete Hand und seine Kehle einschnürten, zogen sich immer fester zusammen — ein hohles Röcheln drang aus seiner Brust — das Gesicht ward roth und röther — die Finger, welche die Waffe hielten, lösten sich — das Messer fiel zu Boden.

Der Assessor gab sich einen Schwung — und die beiden Kämpfer rollten um einander ein Stück seitwärts. Ein zweiter Schwung — und der Assessor lag auf seinem Gegner, dessen Augen starr und gläsern aus den Höhlen traten.

Er milderte den Druck, der die Kehle des Polen zu-

sammenjchnürte — keuchend begann seine Brust sich mit Athem zu füllen.

„Was hindert mich, Sie zu erwürgen?“ sprach der Assessor.

„Es wäre ein Akt einfacher Nothwehr! — Was hindert mich, diesen Stein zu fassen und Ihnen den Kopf zu zerschmettern?“

„Thun Sie es!“ röchelte Anton in starrem Troze.

„Sie sind Deserteur — preussischer Soldat — man sucht Sie, jeden Augenblick können die Gendarmen hier sein — was hindert mich, meine Sache dem Kriegsgericht zu überlassen und Sie Ihren Verfolgern zu überliefern?“

Der Pole erbleichte.

„Seien Sie menschlich — tödten Sie mich!“ murmelte er.

Der Assessor sprang auf.

„Ich bin kein Häischer,“ sprach er, die Arme ruhig über die Brust kreuzend. „Stehen Sie auf.“

Anton erhob sich langsam und gedemüthigt, mit gesenktem Kopfe stand er dem Sieger gegenüber.

„Dort liegt Ihr Messer,“ fuhr der Assessor fort. — „Beginnen Sie von Neuem!“

Aus den Augen des jungen Mannes schoß ein Blitzstrahl. Er schüttelte unwillig den Kopf.

„Gut — so sind wir fertig mit einander — Nur eine Frage,“ sprach der Assessor zögernd, „wenn Sie

wollen! Bei dem Leben, das wir Beide in diesem Augenblick als ein wiedergefundenes Gut betrachten dürfen: hat Ihnen Johanna jemals das Recht eingeräumt, sie als ihre Braut zu betrachten?“

Der Pole schlug seine Augen frei auf: es war ein Blick voll hoffnungsloser, resignirter Wahrheit und Würde.

„Nein!“ sprach er.

Der Assessor stieß kaum vernehmbar einen Seufzer aus.

Er reichte Anton die Hand.

„Ich danke Ihnen,“ sprach er. „Und nun denken Sie an Ihre Sicherheit.“

Der Pole wendete sich langsam ab, er schritt langsam in den Busch hinein, dessen schwankende Zweige sich hinter ihm schlossen.

Der Assessor aber kehrte auf dem Wege zurück, den er gekommen war.

VIII.

„Dem ewigen Gott sei gedankt!“

Mit diesem Ausruf wäre die hübsche Marinka, die inzwischen wieder Jose geworden war, dem Assessor unfehlbar um den Hals gesprungen, wenn seine kalte Zurückhaltung sie nicht ernüchtert hätte.

„Das Fräulein?“

„O, ich wäre mit ihr wahnsinnig geworden über dem

einen Gedanken, daß Sie irgendwo im Busche erschlagen liegen — kein Mensch weiß, weshalb!“

Und sie drängte ihn, erhitzt, bestaubt, mit beschmutzten Kleidern und verworrenem Haar, wie er war, die Treppe hinauf.

„Wir werden noch einmal zu Verstande kommen,“ schloß sie, und schob ihn hinein in das, von einem matten, melancholischen Halbdunkel erfüllte Zimmer.

Und da sprang eine schlanke Frauengestalt auf — sie schwankte ihm mit geöffneten Armen entgegen, — aber der Aufschrei, in welchen die Erlösung von den Qualen eines ganzen Tages sich sammelte, erstarb in einem halberstickten Seufzer; der Glanz der Augen erlosch und matt senkten sich Blick und Arme.

„Wenn es möglich wäre,“ begann der Assessor mit nicht ganz sicherer Stimme, „einen irrenden Gedankenzug zurück bis zu seinem Ursprunge auszulöschen, das Wort das ihn verkörperte, und den Eindruck, den er zurückließ, ganz zu verwischen, dann wäre mir die bittere Demüthigung dieses Augenblicks erspart worden.“

Die junge Dame hatte sich während dieser Worte stolz aufgerichtet. Sie strich mit der Hand zwei, drei dunkle Haar-Ringe zurück, welche sich auf die weiße Stirn fest vorgewagt hatten; die Lippen schlossen sich fest zusammen; dann richtete Johanna den Blick in ruhiger Würde auf den Assessor.

„Es ist unnöthig, davon zu sprechen,“ entgegnete sie.
„Mir liegt nichts an Ihrer Demüthigung.“

„Um Vergebung, gnädiges Fräulein! — Es giebt ein Unrecht, das seinen peinigenden Stachel in sich trägt und zugleich von dem Ziele empfängt, gegen welches es sich bewegen erhob.“

„Gegen gewisses Unrecht,“ versetzte Johanna, „bin ich gewappnet in dem Bewußtsein, noch niemals Etwas gethan zu haben, was vor weiblicher Würde und Selbstachtung nicht bestände.“

„Ich weiß es wol. — Aber die einzige Sühne — und in diesem Falle auch die schwerste, ist ein freimüthiges Bekenntniß.“

„Und dies ist Alles, was Sie mir zu sagen wünschen?“ fragte Johanna nach einem kurzen Augenblick der Erwartung.

Der Assessor blickte auf; der mächtige Wiederhall, welchen der schmelzende, vergebungsreiche Ton dieser Worte in seiner Seele weckte, forderte seinen ganzen Muth heraus.

„Es ist Alles!“ sprach er tonlos, indem er sich verneigte.

Johanna trat einen Schritt auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„O, über den harten, unbeugsamen Stolz der Männer,“ sprach sie mit anmuthigem Rächeln, „der den Stein,

welchen er den Berg hinabgerollt hat, liegen läßt, wie er liegt. — Zweifeln Sie denn noch immer an mir?“

„Gnädiges Fräulein,“ versetzte verwirrt der Assessor, der die sich ihm anbietende Hand nicht bemerkt zu haben schien, „man läßt sich zerquetschen von einem solchen Steine, der unjerer Gewalt entchlüpfte — aber man hält ihn nicht auf!“

„Weil man in unduldsamer Selbstgefälligkeit Alles gethan zu haben vermeint, wenn man bekennet: „Ich habe gesündigt!“ Ihr Verdacht, wie ungerechtfertigt auch, bedarf keiner Sühne — er hatte wenigstens den Schein für sich — und vielleicht wäre es klüger gewesen, die Aufklärung so gleich zu geben. — Aber für das Härteste, was Sie mir heut gesagt haben, finden Sie — finden Sie kein Wort der Verjöhnung?“

„Es scheint, wir sollen uns heut nicht verstehen, gnädiges Fräulein!“

„Muß ich also wirklich von dem sprechen, was mir so wenig am Herzen liegt?“ versetzte Johanna und tiefes Roth bedeckte bis zur Stirn hinauf ihr Gesicht. „In diesem Augenblicke davon sprechen? — Ich habe Reichtum nie für einen Grund angesehen, mit frivolem Uebermuth auf eines Mannes Ehre herabzublicken, — und Sie konnten mich dessen beschuldigen! — noch für das Mittel gehalten, das Köstlichste zu erwerben, womit das Leben einer Frau sich schmücken kann — ach, es läßt sich

ja nicht erkaufen! Soll denn aber Reichthum davon ausschließen? Bin ich denn wirklich,“ schloß das Mädchen, lächelnd in reizender Verwirrung, „weniger werth, weil ich zufällig reich bin?“

Der Assessor neigte den Kopf.

„Ich hatte gehofft,“ sprach er mit Anstrengung, „diese peinliche Unterredung würde rasch zu Ende sein — Sie ersparen mir nicht den letzten Tropfen des bittern Kelches.“

„Was ist denn nun noch?“ rief Johanna erbleichend, indem sie einen Schritt zurückwich.

„Was Sie eben anzudeuten die Güte hatten, habe ich — freilich nur nach schweren Kämpfen überwunden,“ sprach der Assessor. „Jetzt — ist es nur das Geringere!“

Johanna's Auge verschleierte sich in qualvoller Spannung.

„Der Zweifel an sich,“ fuhr der Assessor in tief schmerzlicher Bewegung fort, „dem ich verfiel — Sie haben ihn vergeben; er könnte mit dem Schleier des Vergessens für immer bedeckt werden. — Aber daß solcher Zweifel überhaupt möglich war, daß er sich auch gegen Ihr reines Bild erheben konnte — das macht mich irre an mir: denn,“ sprach der Assessor mit warmer Innigkeit, „die von dem wahren sympathischen Zuge des Geistes und von der vollen Erkenntniß Ihres Wesens getragene Ueberzeugung hätte nicht geschwankt, daß Sie, Johanna! niemals Etwas gegen Ihre Würde und gegen Ihr Herz

thun können; hätte Ihnen das Vertrauen, da Sie es in ernstester Bedrängniß zum ersten Male voll in Anspruch nehmen, nicht versagen können!“

Johanna hörte gesenkten Hauptes zu. Die lebhafteste Bewegung, welche in ihren Zügen sich abspiegelte, war schwer zu deuten.

„Dort also,“ fuhr der Assessor fort, „ist ein Punkt, auf welchem der gegenseitige, volle Anschluß unseres Wesens aufhört und, gnädiges Fräulein! einem Baugrunde, den der erste Windstoß so schwer erschüttert, darf Ihre Zukunft nicht anvertraut werden.“

Auf Johanna's Wangen blühten die duftigen Frühlingsrosen wieder auf.

„Und nun, mein gnädiges Fräulein,“ schloß der Assessor, „ich hoffe, daß ich den größern, den schwerern Antheil an dem Preise einer Erkenntniß trage, die Sie vor dem dauernden Unheil einer schweren Täuschung bewahrt.“

Johanna richtete ihre Blicke voll sonniger Klarheit, voll süßer Beredsamkeit auf den Assessor; sie streckte ihm abermals beide Hände entgegen.

„Max!“

„Max!“ wiederholte sie mit schmelzender Innigkeit; „lassen Sie mich mit dem bessern Vertrauen, das ich zu Ihnen habe, den Zwiespalt lösen, den Sie da zwischen Ihrem und meinem Wesen zu erkennen vermeinen! — Ach, das verzogene Kind des äußern Glückes steht mit

seiner vielgerühmten Selbstständigkeit nur zu oft zagend vor der Frage, was denn das rechte Thun und Lassen sei: und wenn nur eine feste, recht liebevolle Hand mich führen möchte — Johanna will gern folgen; und volle Anlehnung und Hingebung werden Zweifel und Zwiespalt nie aufkommen lassen!“

„Johanna! Johanna!“ stammelte der Assessor, dessen Widerstandskraft dahinschmolz, indem er das Mädchen innig an sich zog.

Sie lehnte an seiner Schulter — sein Arm umschlang sie — ihre Hand lag in der seinigen.

„Ach,“ sprach sie leise, „allein zu stehen, das ist zu= meist nichts, als verlassen zu sein! Und ich bin so müde, so müde der Kämpfe, welche die Verlassenen immer zu bestehen haben. Und, Max, Sie werden mich immer recht lieb haben, nicht wahr?“

„Immer, Johanna! immer — wie seit dem Augenblick, da ich Sie zuerst sah!“

„So ist mir wohl — wohl wie nie,“ flüsterte Johanna im seligen Selbstvergessen, während des Assessors Rippe sich in ihren duftigen Locken berauschte. „Denn nie habe ich ausruhen können, wie jetzt, mit voller Zuversicht!“

Als am folgenden Mittage das Brautpaar die Promenade hinabwandelte und die Glückwünsche der Badegäste

empfang, da schritt ihm auch ein Mann in grauem Anzuge mit triumphirenden Blicken entgegen.

Schon von weit her schwang er seinen grauen Filzhut.

„Ich weiß schon! weiß schon!“ rief er dem glücklichen Paare zu. „Bin nicht sehr überrascht. Und gratulire recht herzlich.

„Und nicht wahr,“ wendete er sich geheimnißvoll zu Johanna, „bisweilen ist es doch gut, wenn ein Auftrag nicht ausgeführt wird — he?“

„Ich erkläre Ihnen das, mein Freund,“ sprach Johanna zu dem Assessor, seinen fragenden Blick mit einem glückstrahlenden Lächeln beantwortend. — „Nun aber, Herr Doktor?“

„Ja, gewiß, gnädiges Fräulein! ich bringe Ihnen auch seine aufrichtigen Glückwünsche.“

„Ist er in Sicherheit?“ fragte der Assessor.

„Jetzt hat er wol schon ein gutes Stück sächsischer Wege hinter sich. — Wir sind die ganze Nacht hindurch geklettert und marschirt.“

Der Assessor drückte dem Doktor schweigend die Hand.

Wenige Wochen später brachte der Assessor seiner jungen Frau einen Brief von Doktor Stephanus.

Er enthielt die kurze Mittheilung, daß Anton in den

Straßenkämpfen der Juli=Revolution seinen Tod gefunden habe.

Der Assessor küßte die Thränen hinweg, welche Johanna's Auge füllten.

„Er hat Frieden gefunden,“ sprach er bewegt. „Uns wird sein Andenken immer theuer bleiben.“



Abschied von Flinsberg.

So wandr' ich aus diesem Thale,
Darin ich war so lange Zeit;
Ich stehe still zum letzten Male
Und schau' in seine Herrlichkeit. —

Und wie ich rings die Blicke lenke,
Erwacht in mir der stille Geist:
Ich möcht' wol sagen, was ich denke —
Allein ich weiß nicht, wie es heißt. —

Dort ist der Berg, den wir erklimmen,
Dort ist das Thal, wo wir geruht!
Wer dachte wol vordem beim Kommen,
Daß nun das Geh'n so wehe thut! —

Die alte Burg, als ob sie's wüßte,
Blickt noch so traulich nach mir her —
Es ist von Festen das Gerüste;
Allein die Feste sind nicht mehr! —

Dort liegt die Stadt — mit Nebelschleier
Hat sie die Ferne zugewebt;
Mir dünkt, als säh' ich noch Gemäuer
Und Rauch, der sich vom Giebel hebt.

Und weiter — weiter in die Ferne
Verliert sich schon der feuchte Blick:
O Heimathland! O Liebessterne!
O jeder Hoffnung sel'ges Glück!

Kann ich von diesem Thal nicht scheiden,
Es wird mir doch das Auge naß —
Wie bitterer, daß ich Dich muß meiden,
Ach, wie viel tiefer schmerzt mich das!







Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000981604



I 700061

SL

NARODOWY
ZASÓB
BIBLIOTECZNY